PRINCETON UNIVERSITY
32101 037636774

Library of

Dei Sub Numine Viget

Princeton University.

Digitized by Google

G. A. Olivier
Reise
durch das
Türkische Reich,
Egypten und Persien,
während der ersten sechs Jahre der französischen Republik

oder

von 1792 bis 1798.

herausgegeben

von

M. C. Sprengel.

Erster Theil.

Weimar,
im Verlage des Landes-Industrie-Comptoirs,
1802.

Bibliothek
der
neuesten und wichtigsten
Reisebeschreibungen
zur
Erweiterung der Erdkunde
nach einem
systematischen Plane bearbeitet,
und in Verbindung
mit einigen andern Gelehrten gesammlet
und
herausgegeben
von
M. C. Sprengel.

Sechster Band.

Weimar,
im Verlage des Landes-Industrie-Comptoirs,
1802.

Inhalt.

Erster Theil.

Erster Abschnitt.

Zweyter Abschnitt.

Dritter Abschnitt.

Vierter Abschnitt.

Fünfter Abschnitt.

Sechster Abschnitt.

Siebenter Abschnitt.

Achter Abschnitt.

Neunter Abschnitt.

Zehnter Abschnitt.

Eilfter Abschnitt.

Zwölfter Abschnitt.

Zweyter Theil.

Fünfter Abschnitt.

Sechster Abschnitt.

Siebenter Abschnitt.

Achter Abschnitt.

Neunter Abschnitt.

Zehnter Abschnitt.

Eilfter Abschnitt.

Zwölfter Abschnitt.

Dreyzehnter Abschnitt.

Vierzehnter Abschnitt.

Einleitung.

Nur einen kleinen Theil der von Herrn Olivier sechs Jahre hindurch bereiseten Länder des Orients enthält gegenwärtiger neue Band unserer Bibliothek, weil des Verfassers Beobachtungen über das ganze Osmanische Kaiserthum in Europa und Asien, über Egypten und Persien, die Presse noch nicht verlassen haben. Eine Uebersicht des Ganzen kann daher hier nicht gegeben werden, noch weniger läßt sich zur Zeit durch Vergleichung mit frühern Reisen hinlänglich bestimmen, ob Herr Olivier unsere bisherige Kenntniß des türkischen

Reichs und der übrigen von ihm durchwanderten Länder durch seine Arbeit erweitert habe oder nicht. Dieses könnte hier höchstens durch Gegeneinanderhaltung einzelner hier beschriebenen Landschaften, Orte und Eigenthümlichkeiten der türkischen Verfassung, mit den darüber vorhandenen Nachrichten seiner Vorgänger geschehen, wobey freylich unser Verfasser nicht verlieren würde, wenn gleich andere diesen oder jenen Gegenstand genauer ausgemahlt haben. Indessen war bey einer solchen detaillirten Prüfung vorauszusehen, daß die dabey unvermeidlichen Wiederholungen zuletzt die Aufmerksamkeit der meisten Leser ermüden, und über den Werth und Unwerth der hier verdeutschten Reise-Bemerkungen, doch kein ganz getreues Licht verbreiten würden. Eine Beurtheilung des Ganzen kann daher nur nach Vollendung des Werks in einem der spätern Bände gegeben und hier nur folgendes von den beyden ersten Theilen des franz. Originals angezeigt werden.

Das Original erschien im vorigen Jahre in Paris, unter dem Titel: Voyage dans l'Empire Othoman, l'Egypte, et la Perse fait par Ordre du Gouvernement pendant les six premieres années de la Republique par *G. A. Olivier*. 2. Vols. 8. und ist im sechsten Bande der A. Biblioth. d. n. R. ganz aufgenommen. Es beschäftigt sich außer der Beschreibung von Constan-

tinopel, und der umliegenden Gegend, mit einer allgemeinen Schilderung der Staats und bürgerlichen Verfassung des Osmanischen Reichs, und verschiedener großen und kleinen griechischen Inseln.

So oft nun auch diese Länder bereist und beschrieben sind, daß eine Auswahl der vorzüglichsten Reisen nach der Zeitfolge, oder ihren Hauptinhalt geordnet eine beträchtliche Sammlung ausmachen würde, so zeigt doch die Vergleichung mit den neuesten Beobachtern des türkischen Reichs, einem Dadich, Businello, Lüdeke, Thott, Dallaway, Eton, Sonnini rc. daß sie unserm Verf. eine Nachlese neuer Bemerkungen übrig gelassen haben. Er reisete auf Befehl seiner Regierung, die von der Lage und Beschaffenheit des türkischen Reichs genauer unterrichtet zu seyn wünschte, er war in seiner Zeit nicht eingeschränkt, konnte als Arzt Erfahrungen sammeln, die andern verborgen blieben, und ihm war vorgeschrieben, worauf er vorzüglich seine Aufmerksamkeit richten sollte. Hrn. Olivier war aufgetragen Bemerkungen über die alte und neue Erdbeschreibung jener Länder, den Ackerbau, Handel, Sitten, Gebräuche und Gesetze der Einwohner zu sammeln, aber auch naturhistorische vorzüglich mineralogische Gegenstände sind seiner Aufmerksamkeit nicht entgangen. Um die zu bereisenden Länder gründlich zu untersuchen, die

gemachten Beobachtungen an Ort und Stelle zu prüfen und zu berichtigen, erhielt er Hrn. Bruguier einen vorzüglich geschickten Naturforscher und Botaniker zum Gefährten. Dieser konnte zwar wegen seiner Kränklichkeit nicht wie unser Verfasser so weite und häufige Excursionen unternehmen, hatte auch nicht alle unterweges gemachte Beobachtungen niedergeschrieben, weil er sich auf sein Gedächtniß verließ; und hat, da er auf der Rückreise in Ancona starb, sein Vaterland nicht wiedergesehen. Indessen macht uns Hr. Olivier Hoffnung, daß er nach Vollendung des historischen Theils seiner Reisen, auch die von ihm und seinem Begleiter gemachten naturhistorischen Forschungen dem Publikum mittheilen werde. Da Hr. Olivier sich in diesem Fache bereits vortheilhaft gezeigt hat, und unter andern Sonnini bereits in seiner Reise durch Griechenland und die Türkey, auf jene Untersuchungen aufmerksam gemacht hat, so ist dieses Fach wahrscheinlich von ihm ebenfalls erweitert worden.

Die Ueberschrift eines jeden Abschnitts zeigt zwar hinlänglich an mit welchen Gegenständen sich unser Verf. in den beyden ersten Theilen seiner Reise beschäftigt hat. Von diesen verdienen jedoch die Bemerkungen über die Pest, die detaillirten Nachrichten von den Ulemas, den Personen welche zu diesem privilegirten Korps

gehören, und den Gebrechen, welche sich dabey wie überall in der türkischen Verfassung eingeschlichen haben, den verschiedenen Abstufungen des türkischen Militairs, und den hohen Reichsbeamten vorzügliche Erwähnung. Auch ist der Handel der Kaiserstadt am meisten aber ihre Ausfuhr im neunzehnten Abschnitt des ersten Theils vortreflich aufgeklärt worden. Von den griechischen Inseln sind im zweyten zwar nur Candien und die Cycladen beschrieben; allein da er auch die übrigen besuchte, so wird er diese künftig behandeln. Da Sonnini kurze Zeit vor unserm Verf. auf den hier untersuchten Inseln war, und seine Reise in einer deutschen Uebersetzung jedermann zugänglich ist, so werden sich unsere Leser selber davon überzeugen können, daß Hr. Olivier seiner neuern Vorgänger ungeachtet immer noch reichen Stoff fand eigene Beobachtungen, über die von ihm bereiseten Länder mitzutheilen.

Von den siebenzehn Kupfern die das Original erläutern, hat dießmal keine Tafel nachgestochen werden können, weil die Karten, außer der Allgemeinen von Griechenland, den Archipelagus und Klein-Asien, nur einzelne Inseln, Buchten und Häfen darstellen, und nicht einmal graduirt sind, auch die übrigen nur Weibertrachten auf Scio und Argentiera, vier Eichenarten welche die Knoppern liefern, nebst einigen Schlangen, Eidechsen

und Conchilien abbilden. Von den beyden Karten, welche den Canal der Dardanellen, und den des schwarzen Meeres sehr verdeutlichen, aber vom Meere von Marmora nur einen kleinen Theil liefern hofft die Verlagshandlung künftig Gebrauch machen zu können.

Reise

durch das

Türkische Reich, Egypten

und

Persien,

während der ersten sechs Jahre der französischen Republik

von

G. A. Olivier.

Erster Abschnitt.

Abreise von Paris. Aufenthalt zu Toulon und Marseille. Abreise vom letzten Ort, mit einer nach der Levante bestimmten Bedeckung. Betragen der Seeofficiere. Ankunft zu Constantinopel.

Die wichtigen Vortheile welche Handel, Ackerbau, Naturgeschichte und andere Wissenschaften, selbst unsre politischen Verhältnisse mit dem Türkischen Reiche, aus einer Reise nach diesem Lande, Egypten und Persien erlangen könnten, bewogen den Provisorischen Exekutiven Rath im Oktober 1792 dem Bürger Bruguiere und mir eine solche Reise aufzutragen. Man gab uns mündliche und schriftliche Verhaltungsbefehle, und drang in uns so bald als möglich abzureisen, um die Begleitung der Corvette la Belette, zu benutzen, die segelfertig vor Toulon lag.

Wir beschleunigten unsre Zubereitungen aus allen Kräften, kauften Physikalische und Naturhistorische Apparate, und versahen uns mit den nothwendigen Büchern zur Erhohlung und Belehrung. Den 7ten Nov. 1792 acht Uhr Abends verließen wir Paris, nachdem wir den Tag mit einigen Freunden zugebracht hatten, die uns während unsrer ganzen Abwesenheit, und allen Stürmen der Republik die größten Beweise der treuesten Anhänglichkeit gegeben haben. Ich habe auch die Freude erlebt, bey meiner Zurückkunft zu erfahren, daß ihr Muth und ihre Festigkeit eben so sehr als ihre Klugheit, sie durch Tausend Gefahren, sicher in den Hafen leitete, und daß die Republik sie noch zu ihren besten Bürgern zählen kann.

Bey unsrer Ankunft in Avignon reiste der Bürger Bruguiere nach Montpelier um dort seinen Vater, seine Gattin und seine Kinder zu umarmen, und einige Familienangelegenheiten in Ordnung zu bringen; ich aber nahm meinen Weg nach dem Departement du Var, um zu Arqs meine Verwandten zu besuchen, und meine Gattin in die Arme der Ihrigen zu liefern. Wir trafen ziemlich zu gleicher Zeit zu Toulon ein, wo wir bey dem ersten günstigen Wetter abzureisen hofften; aus Gründen aber die hier zu weitläuftig auseinander zu setzen sind, mußte die Corvette den Befehl zur Abfahrt zwey bis drey Monate lang erwarten, und erhielt zuletzt den Befehl abgetakelt zu werden.

Ueber eine so lange Verzögerung unmuthig, schrieben wir endlich an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten, um ihn zu bitten unsre Abreise zu beschleunigen, oder uns zurückzuberufen, wenn etwa die Regierung unsre Reise dem Dienste der Republik nicht angemessen fände. Der Minister antwortete uns, er hätte dem Bürger Guis, Correspondenten der auswärtigen Affairen zu Marseille, Befehl gegeben, ein neutrales Schiff zu besorgen, welches uns an Bord nehmen sollte, wie auch einen Schiffsbaumeister, zwey Juweliere und einige andre Bürger aufzusuchen, welche die Regierung auf Verlangen des Reis-Effendi und Capitain Pascha nach Constantinopel schicken wollte. Wir begaben uns sogleich nach Marseille, wo wir uns bis zur Einschiffung beschäftigten die Fabriken zu besuchen, und Nachrichten über die Länder, die wir bereisen sollten, vorzüglich aber über den Handel dieser Stadt nach der Levante einzusammeln.

Der Krieg hatte unser Handelsverkehr mit der Türkey noch nicht unterbrochen, das Mittelländische Meer war noch frey, doch mußte man jeden Augenblick erwarten, daß die Engländer und Spanier, mit denen wir schon Krieg hatten, daselbst mit einer überlegnen Macht erscheinen möchten; es war daher nothwendig unsre Abreise möglichst zu beschleunigen. Der Bürger Guis gab sich alle ersinnliche Mühe, ein neutrales Fahrzeug aufzufinden: aber vergeblich, und er war daher gezwungen, ein Französisches, auswärts gebautes zu nehmen, welches nach Constantinopel bestimmt war,

und einen Theil der Handelsflotte ausmachen sollte, die man zu Marseille nach den verschiedenen Handelsstädten der Levante, ausrüstete.

Bisher hatten wir uns geschmeichelt in Gesellschaft des Bürgers Semonville zu reisen, der zum Gesandten der Republik bey der Pforte ernannt war; aber eben da alles zu seiner Abreise bereit war, und wir nur noch auf günstigen Wind warteten, erhielt er Befehl vom Minister, nach Paris zurückzukehren.

Wir verließen Marseille den 22. April 1793. mit ungefähr neun und zwanzig Schiffen, unter Begleitung der Fregatte La Sybille Capitain Rondeau. Das Wetter war schön, der Wind schwach, und das Meer still. Den folgenden Tag erreichten wir die Rhede von Toulon, wo wir bis zum 29sten blieben, um einige Schiffe zu erwarten die sich verspätet hatten.

Den 25. hatten wir das Vergnügen eine zahlreiche Flotte von Smirna, Salonike und den vornehmsten Handelsstädten der Levante, unter dem Schutz der Fregatte La Modeste, Capitain Venel, ankommen zu sehen. Die merkwürdigen Umstände seines Gefechts mit dem Geschwader des berühmten Seeräubers Lambro, waren zu Toulon schon bekannt, und ich werde dieses Abentheurers in der Folge wieder erwähnen.

Seit zwey Tagen blies der Wind heftig aus Nordwesten, als wir unter dem Schutz des Duquesne von

94 Canonen, Capitain Venel; der Fregatte Sybille von 40, der Fregatte Serieuse und der Corvetten Sensible und Rossignol, unter Segel giengen.

Der Wind blieb mehrere Tage in der nemlichen Richtung, so daß wir in kurzer Zeit die westliche Küste von Sardinien, und bald nachher die von Afrika erblickten. Das Meer war dabey so stürmisch, daß die Passagiere ihre Betten wenig verlassen konnten.

In der Gegend von Malta ward das Wetter wieder heiter und der Wind weniger stürmisch. Bey Candien verließ uns der Duquesne und kehrte nach Toulon zurück, worauf der Capitain Rondeau das Commando der Flotte übernahm. Den funfzehnten Tag befanden wir uns am Eingange des Hafens von Milo, wo der Capitain Rondeau einen Lootsen von dieser Insel einnahm.

Die Französische Regierung unterhält hier und zu Argentera alte Seeleute, welche den Kriegsschiffen in diesem von Klippen übersäeten, und im Winter stürmischen Meere als Lootsen dienen müssen. Wir trennten uns nunmehr, nach und nach von mehrern unsrer Gefährten, die nach andern Orten bestimmt waren, und zuletzt blieben nur drey Fahrzeuge unter der Begleitung der Rossignol, die nach Constantinopel segelten.

Unser Schiff war ein so schlechter Segler, daß wir immer die letzten von dieser Flotte waren, und daß die

Corvetten uns oft weiter bugsiren mußten. So oft dies geschah, ergoß sich der Stab unsers Schiffes, der aus den rohesten und unwissendsten Seeleuten des südlichen Frankreichs bestand, in die niedrigsten und beleidigendsten Schimpfreden, die uns nicht selten nöthigten uns einzuschließen, um sie nicht mit anzuhören. Uebrigens behandelten der Capitain sowohl als der Lieutenant und Superkargo alle Passagiere mit der größten Unart, gaben ihnen Grobheiten und Drohungen anzuhören, und verkürzten ihnen die Lebensmittel, obgleich sie im Ueberfluß vorhanden waren, und man für unsre Ueberfahrt und Beköstigung beträchtlich mehr als das gewöhnliche bedungen hatte.

Den 19ten Tag kamen wir Metelino vorbey und entdeckten die Küste von Troas und Tenedos, und da die neblichte Luft irgend einen starken Windstoß vermuthen ließ, beschlossen die Befehlshaber des Nachts beyzulegen, um nicht während der Dunkelheit in den Kanal der Dardanellen einzulaufen; sobald es aber finster genug war, um nicht bemerkt zu werden, wurden in dem großen Zimmer unsers Schiffes die Laden zugemacht, und wir giengen nach Norden hin unter Segel. Der Schiffsbaumeister Brun, und die Schiffszimmerleute die er bey sich hatte, bemerkten bald, daß man der getroffnen Abrede entgegengesetzte Bewegungen vornahm, und machten darüber Vorstellungen, die aber wie gewöhnlich mit Schmähungen und Drohungen erwiedert wurden, und der Streit ward so heftig, daß alle Passagiere auf dem Verdeck erschienen. Man hatte nemlich

schon lange besorgt, daß Leute, die einen so großen Widerwillen bezeigten, sich bugsiren zu lassen, die Absicht haben möchten, sich einem feindlichen Schiffe zu ergeben, oder das Schiff auf den Strand zu setzen, wozu jetzt die Gelegenheit gerade günstig war. Vielleicht war diese Furcht sehr ungegründet, doch konnte man sie Menschen verzeihen, die durch üble Behandlungen aller Art aufgereizt und erbittert waren; und in der That was konnte man nicht diesen Leuten zutrauen, die für achtzehen Personen nicht mehr auftragen ließen als genau für zehn hinreichte, und nachdem sie an unsrer magern Mahlzeit, die auf dem Verdecke und in der Eile verzehrt wurde, Theil genommen hatten, sich in ihrem Zimmer früh und Abends anrichten ließen und allein die bessern Lebensmittel verzehrten, die für alle Passagiere bestimmt waren, und nicht einmal der kranken und schwangern Frau des Schiffsbaumeisters, und denen an der Seekrankheit leidenden Kindern etwas zur Erquickung überließen.

Um dem Streit ein Ende zu machen, bemerkte ich, daß wir freylich kein Recht hätten uns in die Regierung des Schiffes einzumischen, doch erforderte die Sorge für unsre Sicherheit daß wir darüber wachten, was auf dem Schiffe den Befehlen des Commendeurs zuwider vorgenommen würde, und dieses alles in einem Protokoll bemerkten. Diese Erklärung wirkte, und die Officiere stimmten ihren gebieterischen Ton herab. Sie suchten uns zwar zu überzeugen, sie wären so geschickte Seefahrer und mit diesen Küsten so bekannt, daß sie

allerdings ohne Gefahr des Nachts in den Canal einlaufen könnten, aber weil wir besorgt wären, versprachen sie beyzulegen und den Tag abzuwarten, welches auch geschahe.

Den folgenden Morgen liefen wir mit günstigem Winde in den Canal, und früh am Morgen des 22sten Tages nach unsrer Abfahrt genoßen wir des Anblicks von Constantinopel und segelten in den Hafen ein.

Zweyter Abschnitt.

Schöne Lage von Constantinopel. Aufenthalt daselbst. Der Gesandte der Republik wird zu Travnick arretirt. Verfahren der Pforte. Ankunft einer außerordentlichen Russischen Gesandtschaft.

Es ist schwer die verschiednen Empfindungen des Reisenden bey dem ersten Anblick dieser großen Stadt und ihrer Einwohner zu beschreiben: die Höhe ihrer Lage, die Mischung von Bäumen, Häusern und Minerett oder Thürmen; der Eingang in den Bosphorus *),

*) Bosphorus, oder der thracische Bosphorus, heist die Meerenge bey Constantinopel und Propontis oder Meer von Marmora, der ansehnliche Meerbusen zwischen dieser Meerenge, und dem Canal der Dardanellen.

der Hafen und die Vorstädte von Galata, Pera und St. Dimitri; Scutari und die grünen Hügel im Hintergrunde; der Propontis mit seinen Inseln, weiterhin der mit Schnee bedeckte Olymp, überall die fruchtbaren und mannigfaltigen Fluren von Europa und Asien; alles dieses zusammen macht das reitzendste und erstaunlichste Gemälde von der Welt. Man wird nicht müde die Schönheit der Lage von Constantinopel zu bewundern, welche so leicht zu verproviantiren und zu vertheidigen ist, und einen so sichern, bequemen und geräumigen Hafen hat.

Wir eilten an Land zu gehen, und ein Schiff zu verlassen, auf dem wir soviel gelitten hatten. Mit Vergnügen erfuhren wir, daß keine Pest in Constantinopel herrsche. Man führte uns nach dem ersten Handelsdeputirten, und hier erfuhren wir, daß der Bürger Descorches, außerordentlicher Abgesandter bey der Pforte, der an die Stelle des Bürgers Semonville ernannt war, bey seiner Ankunft zu Travnick, durch den Pascha, auf Anstiften der Englischen, Deutschen und Russischen Höfe angehalten worden. Ferner daß der Bürger Forton, den man zum Provisorischen Agenten, nach der Abreise des Gesandten Choiseul, in einer Versammlung von Kaufleuten erwählt hatte, schon seit einem Monate seine Stelle niedergelegt habe, und daß unsre Verbindungen mit der Pforte, nur noch vermittelst der Handelsdeputirten fortdauerten.

Nachdem wir erfahren hatten, was wir wissen mußten, führte uns ein Janitschar nach der Vorstadt Pera, wo die Gesandten, die Agenten der auswärtigen Höfe, und beynahe alle Fremde wohnen, die Kaufleute allein ausgenommen, welche sich zu Galata niedergelassen haben, um mehr in der Nähe des Hafens und ihrer Handelsgeschäfte zu seyn. Pera ist die volkreichste Gegend der Stadt, und die Wohnungen sind daselbst ausnehmend theuer, seitdem sich die reichen Armenier dort niedergelassen haben, um gegen die Erpressungen der Türken einigermaßen geschützt zu seyn, und durch die Nachbarschaft der Europäer etwas mehr Freyheit zu genießen.

Bey unserem ersten Eintritt in die Stadt verwandelte sich der angenehme Eindruck welchen die schöne Lage und die mannigfaltigen Gegenstände in ihrer Nachbarschaft auf uns gemacht hatten in eine entgegengesetzte Empfindung. Wir erstaunten nicht wenig, als wir die engen, und schmutzigen, schlecht gepflasterten Straßen sahen, wie auch die übel gebauten, armseligen Häuser von Holz und Erde. Nicht weniger befremdete uns das tiefe Schweigen welches überall herrschte, wie auch der stolze Blick und der steife bedächtige Gang der Muselmänner, neben dem demüthigen, schüchternen Ansehen der Juden, Armenier und der Griechen: dieser Contrast ist so auffallend, daß ein Fremder sogleich an der Haltung eines Menschen erkennt, ob es ein Muselmann

oder ein *) Raye ist, ehe er gelernt hat sie an der Kleidung zu unterscheiden.

Der Aufenthalt in Constantinopel war bey unserer Ankunft nicht mehr so beschaffen wie vor einigen Jahren. Die Wirkungen der Revolution waren sogar in der Levante fühlbar. Durch sie waren die Franzosen unter einander uneins geworden, und die Fröhlichkeit und die Vergnügungen hatten sich aus ihren Kreisen entfernt: der Krieg hatte den Handel und alle Verbindungen mit Frankreich gestört. Der Gesandtschaftspallast war verlassen; die Wohnungen der andern Gesandten waren uns verschlossen; beynahe alle Dollmetscher ausgewandert; und die Mönche und Priester des Landes schilderten die Franzosen unter den abschreckendsten Farben. Selbst die griechischen Weiber, die sonst um die Gunst der Franzosen buhlten, wagten es nicht mehr, sich Menschen zu nahen, über die eine so allgemeine Verdammniß ausgesprochen war.

Zum Glück hat der Triumph der Priester kurze Zeit gedauert, und ihre Verläumdungen haben uns zum Vortheil gedient, und bey unsrer Zurückkunft aus Persien hatten alle Dinge ein weit angenehmeres Ansehen gewonnen.

*) So nennt man die Tributpflichtigen türkischen Unterthanen die Juden, Griechen und Armenier.

Die feindlichen Europäischen Mächte fanden bald, daß ein französischer Agent bey der Pforte ihren Planen nachtheilig seyn könnte. Sie strebten daher zu verhüten, daß der Türkische Hof die Republik und ihren Gesandten nicht anerkennen möchte, und suchten wo möglich diese Macht zu bewegen der Coalition beyzutreten, um den Handel von Frankreich in der Levante ganz zu zernichten. Daher erhielt der Bürger Descorches, den man zu Travnik festgenommen hatte, nur die Erlaubniß als Privatmann in Constantinopel zu erscheinen, welches auch zwanzig Tage nach unsrer Ankunft, unter dem bescheidnen Titel eines Kaufmanns und unter einem angenommenen Namen geschahe. Er wohnte nicht in dem Gesandtschaftshause, und erhielt keinen öffentlichen Charakter. Unsre Politischen und Handels-Geschäfte mit diesem Hofe wurden indeß durch Vermittelung der Deputirten betrieben, welche die Kaufleute jährlich zu ihren Handelsangelegenheiten zu erwählen pflegen.

Man bemerkte indeß in allen Handelsstädten der Levante, daß wenn auch die Regierung die Franzosen nicht mehr wie ehedem begünstigte, so war ihnen das Volk doch noch immer sehr zugethan.

Mittlerweile kündigte man mit großem Gepränge eine außerordentliche Gesandtschaft von Rußland an. Die Griechen von Pera überrechneten schon im voraus den ungeheuern Gewinn den sie dabey machen würden. Die galanten Weiber hofften, sich für den Verlust der

Franzosen schadlos zu halten. Jedes Mädchen schmeichelte sich einen Mann zu erhalten, und die Papas (Griechische Priester) spitzten sich auf neue Schafe zu ihrer Herde. Die Häuser waren schon im voraus gemiethet und meublirt; die schönsten Kleider, der zierlichste Putz ward aus den Schränken hervorgehohlt um wieder in Stand gesetzt zu werden. Man wünschte sich wechselseitig Glück, wenn man einander begegnete, zu dieser großen Gesandtschaft; man opferte Gebete für ihre schnelle und glückliche Ankunft, und alles befand sich in der lebhaftesten Spannung.

Wir wohnten so wie mehrere Fremde bey einem französischen Speisewirth, der eine Griechin zur Frau hatte. Dieser Kerl war ein Thor und ein Säufer, und ließ sich von seinem eben so albernen als boshaften Weibe bereden, sich unter russischen Schutz zu begeben, worauf er uns ankündigte, entweder unsre dreyfarbigten Schleifen abzunehmen oder sein Haus zu verlassen, denn so lauten, sagte er, die Befehle meines neuen Gesandten. Wir machten einige Versuche ihn zur Vernunft zurückzubringen, und stellten ihm vor, wie viel er verlöre, indem er auf einmal zehen bis zwölf Personen wegschickte, von denen er einen beträchtlichen Gewinn gezogen habe. Allein seine Frau antwortete mit verächtlicher Miene, die Russen würden sie für allen Verlust entschädigen. Wir verließen also ungesäumt dieses Haus, und bezogen die gerade leere Wohnung der Zöglinge der Dollmetscher.

Endlich erschien die lange erwartete Gesandtschaft. Sie war zahlreich und glänzend. Der Taumel der Griechen war unbeschreiblich und hielt einige Tage an; alsdenn aber hatte die Täuschung ein Ende. Sie erfuhren bald, daß die russischen Officiere nicht reich, und die Soldaten auf Rationen gesetzt waren, übrigens erschien auch bald eine Ankündigung des Gesandten, daß er keine Schulden seiner Officiere bezahlen würde, und daß jedermann sich vorzusehen habe.

Die Franzosen, die sich um diese Zeit in Constantinopel aufhielten, mußten unter diesen Umständen alle ihre Klugheit und ihren Muth hervorrufen, denn der Haß gegen alle, welche ihrem Vaterlande treu geblieben waren, war so groß, daß die Domestiken des Gesandten, die Soldaten und Officiere sie in den Straßen beleidigten und ihnen die dreyfarbigte Cocarde abrissen. Eine Menge Klagen gelangte darüber an die Pforte, ohne daß diese geneigt schien sich darum zu bekümmern. Endlich ward die Geduld der Franzosen erschöpft, und sie beschlossen sich zu bewaffnen, und jede Beleidigung mit Gewalt zu erwiedern, obgleich ihrer höchstens zwey hundert waren und die russische Gesandtschaft aus acht hundert Personen bestand. Ein paar zu rechter Zeit angebrachte Pistolenschüsse, obwohl nur mit Pulver, und eine Aufforderung an diejenigen Officiere welche am keckſten waren, zum Degen zu greifen, machte allen Beleidigungen schnell ein Ende, und brachte einen Be-

fehl des Gesandten zuwege so hitzige und empfindliche Leute nicht ferner zu reitzen.

Dritter Abschnitt.

Charakterschilderung der Muselmänner, Griechen, Armenier und Juden. Volksmenge von Constantinopel. Nahrungsquellen der Einwohner.

Constantinopel enthält eine Mischung von Türken, Griechen, Armeniern, Juden und Europäern, woraus natürlicherweise eine große Verschiedenheit von Sprachen, Sitten und Religionen entsteht. Die Türken sind die zahlreichste Volksklasse, und wohnen zerstreut in allen Gegenden der Stadt und der Vorstädte. Die Griechen machen ungefähr den sechsten Theil aller Einwohner aus, und bewohnen eine Gegend am Ende des Hafens, welche den Griechischen Namen Fanaraki oder der Leuchtthurm führt. Doch hält sich auch eine große Anzahl zu Pera oder Galata unter den Franken (so nennt man hier alle Europäer ohne Unterschied) auf. Die Armenier sind etwas weniger zahlreich als die Griechen, und haben ihre Wohnungen im Innern der Stadt und in den Vorstädten; doch haben sich seit einiger Zeit, wie oben bemerkt worden, die Angesehensten in Pera unter den Franken niedergelassen, doch ohne sich unter sie zu mischen. Die Juden machen die kleinste Anzahl

aus, und wohnen im Innern der Stadt, doch halten sich auch einige in Pera und Galata auf, und machen die Mäkler der Kaufleute.

Die Abgesandten und Agenten der fremden Mächte bey der Pforte, nebst den Europäern die der Handel nach Constantinopel zieht, machen an zwey tausend Seelen aus. Die Seeleute bleiben mehrentheils an Bord ihrer Schiffe, die Kaufleute aber wohnen in Galata, um in der Nähe des Hafens zu seyn; hauptsächlich aber ziehen sie diese Gegend darum allen andern vor, weil sie daselbst feste Häuser von Backsteinen bewohnen, auch dauerhaft gebaute Waarenmagazine besitzen, die mit kupfernen Fensterladen versehen sind; sie haben überhaupt nichts versäumt was ihre Personen und Eigenthum gegen die Feuersbrünste schützen könnte, die so häufig in dieser Stadt wüthen. *)

*) Weil die Häuser in Constantinopel größtentheils hölzern sind, so vergeht selten ein Monat, daß nicht einige und ein beträchtlicher Theil der Stadt in die Asche gelegt werden. So lief Constantinopel 1788 Gefahr beynahe ganz in Flammen aufzugehen. Ist das Feuer in einer Stunde nicht gelöscht, so muß der Sultan persönlich zugegen seyn, um die Arbeiter durch Geschenke und Zureden zu ermuntern. Bey solchen Gelegenheiten drängen sich die Weiber an den Sultan, führen Beschwerden über seine Regierung, und schreyen laut über den Geitz und die Erpressungen der Großen. Da sie dergleichen Reden ungestraft führen dürfen, so entsteht zuweilen eine Feuersbrunst um dem Türkischen Kaiser die Klagen des Volks hören zu lassen.

Nur die Mohamedaner, sie mögen übrigens nun Türken oder Araber seyn, können Bedienungen und Stellen bey der Regierung, oder Staats-Aemter bekleiden, und unter den Janitscharen oder andern Kriegsvölkern aufgenommen werden; in der Marine aber sind beynahe alle Matrosen Griechen, wie ich weiter unten ausführlicher zeigen werde. Ferner beschäftigen sich die Türken mit dem Handel, einige im Großen, mehrere mit dem Detailhandel, und mechanischen Künsten, dem Studium der Gesetze und der Religion, auch der Schreibkunst.

Die Muselmänner besitzen gewöhnlich geringe Kenntnisse, viel Fanatismus und einen lächerlichen Hochmuth. Das Studium derjenigen, die sich den Wissenschaften widmen, schränkt sich gewöhnlich auf die Kenntniß der verschiednen Erklärungen des Korans, der Landes-Gesetze die aus demselben entlehnt sind, und der Auslegungen der Gesetzgeber ein. Einige beschäftigen sich mit der Dichtkunst, dem Studium der persischen und arabischen Sprachen, imgleichen der Astrologie. Nur sehr wenige haben einige Kenntniß in der Mathematik und Astronomie. Ihre Arzneykunde ist weiter nichts als einige vom Vater auf den Sohn vererbte Verfahrungsmethoden. Sie haben durchaus keinen Begriff von Naturgeschichte, Physik, Geographie, Kenntniß des Seewesens und der Taktik. Von der Geschichte wissen sie nur was sie selbst betrifft, und in Betreff andrer Völker, selbst der Griechen, die vor ihnen die Länder des türkischen Reichs besaßen, stecken sie in

der schimpflichsten Unwissenheit. Beynahe alle mechanische Künste sind bey ihnen in der Kindheit, oder völlig unbekannt, die Färberey, die Verfertigung einiger Zeuge, der Degenklingen und Messer ausgenommen.

Schon seit langer Zeit haben sich die Europäer, und vorzüglich die Franzosen angelegen seyn lassen, ihnen einige nützliche Künste beyzubringen; aber es ist ihnen nur auf sehr unvollkommne Art gelungen, indem der Nationalstolz, die Unwissenheit und der Fanatismus ihnen immer unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg stellten. Von den Franzosen haben sie gelernt Kanonen und Mörser zu gießen, Schiffe zu bauen, Flinten, Bajonette und Lavetten zu verfertigen, und Seife zu sieden. Die Nationalgutmüthigkeit war bis zu dem Grade gestiegen, daß man sie bald belehrt hätte, sich ohne unsre Fabrikate zu behelfen. Der Krieg der jetzt ausgebrochen ist, wird ohne Zweifel alles auf einen andern Fuß stellen. Das Betragen der Türkischen Regierung gegen die Republik, und die bey ihnen angeseßnen Kaufleute, wird die Art und Weise wie man künftig mit diesem ungeselligen Volke umgehen muß in das hellste Licht setzen.

Die Griechen sind munter, geistreich und gewandt: sie treiben allerley Gewerbe, auch einigen Handel, dienen in der Marine, bereisen die verschiednen Seestädte, vertiefen sich aber selten ins Innere des Landes, außer in dem Europäischen Theil des Staats. Sie finden den höchsten Genuß im Tanz und der Musik. Im übrigen

Theil des Reichs befleißigen sie sich mit ziemlicher Einsicht des Ackerbaues. Die Reichen besitzen Kenntnisse, sind geschmeidig und sehr ränkevoll; sie lernen Sprachen und geben sich alle ersinnliche Mühe, um als Aerzte, Dollmetscher oder Geschäftsleute der vornehmen Türken, welche die großen Staatswürden bekleiden, angestellt zu werden. Die alten Familien bewerben sich sehr eifrig um die Ehre, als erste Dollmetscher der Pforte gebraucht zu werden, oder zu der Herrschaft der Moldau und Wallachey zu gelangen, ohnerachtet der Gefahr die mit diesen Aemtern verknüpft ist.

Sie sind mehrentheils abergläubig, furchtsam, und strenge Beobachter der Fasten. Die Priesterschaft ist zahlreich, und führt ein ziemlich strenges Leben. Die hohe Geistlichkeit ist unterrichtet und reich: die übrigen aber sind arm und unwissend.

Die Armenier sind durchgängig Kaufleute: sie treiben im Türkischen Reich den größten Handel und zeigen dabey die meiste Einsicht. Sie sind geduldig, sparsam und unermüdet. Sie reisen im Innern von Asien und Indien umher, und haben überall Waarenlager und Correspondenten. Die meisten verstehen mechanische Künste. Sie sind Bankiers, Lieferanten und Geschäftsmänner der Paschas und andrer Großen. Man macht ihnen den Vorwurf, daß sie keine Mittel scheuen um reich zu werden, und oft mit schlechten Waaren betriegen. Demungeachtet beobachten sie sehr treulich was sie versprochen haben, und sind selten wortbrüchig.

Sie sind strenge in ihren Sitten, genaue Beobachter der Vorschriften ihrer Religion, unwissend und abergläubig. Mit etwas mehr Aufklärung und unter einer andern Regierung aber würden sie bald ein sehr schätzbares Volk seyn.

Die Juden erscheinen hier in einem weit nachtheiligern Lichte als in Europa. Unwissender, ärmer und fanatischer als dort, treiben sie jede Art des Handels, und verschmähen auch nicht die niedrigsten Beschäftigungen. Nur wenige unter ihnen sind Aerzte, Dollmetscher oder Geschäftsleute, und keiner von ihnen baut das Land. Ein jeder Handel ist ihnen anständig, wenn er noch so geringe Vortheile bringt. Die Reichen treiben Wucher, leihen auf Pfänder gegen Zinsen von zwey bis drey Procent Monatlich, und selbst noch mehr, nach Beschaffenheit der Umstände. Sie sind Mäkler, Geldwechsler und Kaufleute, die Türkischen Zolleinnehmer bedienen sich ihrer die Waaren zu taxiren und die Abgaben davon zu heben.

Die Juden sind in ihren Sitten eben so streng als die Armenier, und wie jene gewinnsüchtig, aber dabey unbekümmerter, zumal wenn sie mit andern Religionsverwandten zu thun haben. Sie wohnen unter sich in abgelegnen Gegenden, und zittern bey dem Anblick eines Muselmannes.

Man kann die Volksmenge von Constantinopel, die Vorstädte Pera, Galata und Dimitri mitgerechnet,

wie auch die Einwohner von Scutari und aller Dörfer am Bosphorus und in der umliegenden Gegend auf fünfmal hunderttausend Seelen rechnen *). Da man im ganzen Türkischen Reiche keine Geburts- und Sterbelisten führt, da die Sitten und Lebensart der verschiedenen Einwohner so sehr von einander abweichen, die Weiber beynahe durchgängig eingesperrt sind, und die Reichen oder Vornehmen so wenig als möglich ihre Häuser verlassen, so giebt es in Constantinopel kein andres Mittel die Volksmenge zu bestimmen, als durch die Getreide und Mehlkonsumption, welche, weil die Regierung beydes austheilt, genau bekannt ist **).

*) Von andern wird die Bevölkerung von Constantinopel viel höher berechnet, und ihre Schätzungen variiren zwischen sieben bis achthunderttausend Einwohner. Indessen Eton im Survey of the Turkish Empire. London 1798. S. 273. ꝛc. bringt durch vier verschiedene Berechnungen, eine viel geringere Volksmenge heraus als Olivier annimmt, und er glaubt, die Hauptstadt des Türkischen Reichs habe höchstens 300,000 Einwohner.

**) Getreide und Mehlhandel ist ein Monopol des Sultans, welches ihm täglich 1360 Pf. St. oder 8160 Thaler einbringen soll. Täglich werden zwischen 9 bis 11,000 Guilots Getreide verbraucht. Das Guilot wiegt nach der Beschaffenheit des Getreides achtzehn bis zwey und zwanzig Oken oder 56 bis 68 Pfunde. Ein Guilot Weitzen giebt, weil das Türkische Brodt bloß halb gebacken, und daher schwer und feucht ist, 27 Oken Brodt, die Oke zu $2\frac{3}{4}$ Pfunde englisch. Gewicht, oder zu 3 Pfund 2 Unzen französis. Gewicht gerechnet. Der Sultan bezahlt das

Man kann daher die Volksmenge auf 500,000 Seelen schätzen, wenn man annimmt, daß alle Männer, Weiber und Kinder täglich anderthalb Pfund Mehl verzehren. Denn in jenen Gegenden wird weit weniger Fleisch als im nördlichen Europa verbraucht, dagegen aber weit mehr Brodt, Reis, Backwerk, Milch und Früchte, daher diese Berechnung ziemlich richtig ist. Noch muß man einige tausend Centner Mehl und Getreide mit in Anschlag bringen, die täglich, unerachtet der genauen Aufmerksamkeit der Regierung, durch den Schleichhandel eingeführt werden: doch ist dieser Umstand nicht beträchtlich genug, um mehr als einen Unterschied von höchstens 20,000 Seelen anzunehmen.

Wenn wir uns in Europa eine große Stadt wie Constantinopel vorstellen, so sind wir ohne Zweifel geneigt zu glauben, daß die Mittel des Unterhalts mit denen in andern großen Städten Aehnlichkeit haben. Man glaubt, daß ein großer Theil der Einwohner liegende Gründe besitzt, von denen er jährliche Einkünfte zieht, und daß alle übrigen von ihrem Fleiß leben. Man glaubt die Gegenden um die Stadt herum sind in einem Zustande der sorgfältigsten Cultur, mit Pallästen, Landhäusern, Meiereyen und Gärten geschmückt. Man stellt sich vor, eine so vortrefflich belegene Stadt müsse Erholungsplätze und Spatziergänge haben; kurz, man

Guilot mit einem Türkischen Piaster, verkauft es den Beckern für drey, und das Publikum muß diesen dafür 4 Piaster bezahlen.

glaubt, Constantinopel müsse in vielen Stücken allen großen Städten Europens gleichen.

Wenn wir aber einen aufmerksamen Blick auf die beträchtliche Volksmenge von Constantinopel werfen, erstaunen wir nicht wenig zu sehen, daß beynahe alle Bewohner dieser großen Stadt ihren Unterhalt von dem Kaiser, den großen Staatsbedienungen oder dem Stande der Dienstbarkeit ziehen.

Um dieses einzusehen muß man wissen, daß die Hauptstadt vermittelst der Abgaben, der Zölle, des Erbrechts welches der Sultan über alle seine Officianten ausübt, durch Confiscationen der Güter, den Verkauf aller Civil- und Militairbedienungen, die ansehnlichen Einkünfte, welche die Moscheen und die großen Kronbedienten haben, und endlich vermittelst der freywilligen und gezwungenen Geschenke welche jeder der ein Amt bekleidet seinen Beschützern machen muß, daß die Hauptstadt sage ich auf die angeführte Art einen großen Theil der Einkünfte des Reichs verschlingt.

Eben so werden beynahe alle Einkünfte des Fiskus in Constantinopel aufgezehrt, weil sich an diesem Ort allein alle Nationalanstalten befinden; denn in den Provinzen giebt es weder Armee, Seemacht, Arsenale noch Festungen die auf Kosten des Sultans unterhalten werden. Alle Gouverneurs, Paschas, Mutselims, oder Vicegouverneurs, die Woiwoden müssen anstatt von der Pforte besoldet zu werden, noch jährlich eine

mehr oder minder beträchtliche Summe nach der Beschaffenheit und dem Umfange ihres Gebiets in den Kaiserlichen Schatz zahlen. Die Cadis und Molles verwalten die Gerechtigkeit gegen eine Abgabe von zehen Procent, und die Erhebung gewisser Zölle. Die Janitscharen und andre Kriegsvölker bekommen nur einen sehr geringen täglichen Sold, der von den Einkünften der Provinzen gezogen wird: sie müssen sich auf ihre eignen Kosten ausrüsten, und in Kriegszeiten zu ihren Fahnen verfügen, ohne daß der Sultan die kleinste Summe zu diesem Behuf hergiebt. Die Officiere oder Agas aber besitzen auf Lebenszeit gewisse Güter, unter der Bedingung, daß sie bey der ersten Forderung sich sogleich zur Armee begeben, und eine gewisse Anzahl Kriegsleute auf ihre Kosten mit ins Feld bringen.

Alle das Seewesen betreffende Anstalten befinden sich in Constantinopel. In keinem andern Hafen werden Kriegsschiffe ausgebessert, oder ausgerüstet. Auch werden sie hauptsächlich in der Hauptstadt gebaut. Zwar giebt es jetzt auch Schiffswerfte zu Sinope, am obersten Ende des Meerbusens Mondania in den Dardanellen zu Metelino und zu Rhodes, weil in diesen Gegenden das Schiffszimmerholz in der Nähe zu haben ist; aber die Summen welche zu diesem Zweck aus der Hauptstadt gezogen werden, sind sehr unbeträchtlich, und nur für den gegenwärtigen Zeitpunkt. Uebrigens müssen mehrentheils die Paschas diese Kosten tragen.

Die Festungen werden ebenfalls auf Kosten derjenigen Paschas unterhalten, in deren Gebiet sich dergleichen befinden, daher sind sie auch mehrentheils im schlechten Zustande, ja sogar verfallen und in Ruinen. Der Sultan ist in diesem Punkt leicht zu hintergehen, weil er jährlich eine täuschende Berechnung der Unterhaltungskosten erhält. Sollte aber ein Verdacht der Untreue oder Klagen über dergleichen ihn einmal bewegen jemand zur Untersuchung dorthin zu senden, so ist man beynahe sicher, daß eine zu rechter Zeit angebrachte Summe Geldes dem Pascha einen günstigen Bericht verschafft; aber würde er auch abgesetzt, oder ließe man ihm sogar den Kopf abschlagen, so kommt die Festung deshalb nicht in bessern Zustand, sein Nachfolger würde einige unbedeutende Reparaturen vornehmen, und sie sogleich unterbrechen, sobald er die gehörigen Maasregeln zu seiner Sicherheit genommen hat.

Alles Geld in der Türkey, das von Cairo ausgenommen, wird in Constantinopel geprägt, und gewährt dem Sultan eine beträchtliche Einnahme, weil er es von so viel geringern Gehalt ausmünzen läßt, daß es nicht die Hälfte des innern Werths besitzt, den es unter den vorigen Sultanen hatte. Seit einiger Zeit hat sich das auswärtige Geld sehr vermehrt, doch gilt es nicht nach seinem eigenthümlichen Werth, weil die Handelsbilanz noch zum Vortheil der Türkey steht. Mit Indien verhält es sich ganz anders, indem die Türkey dahin beynahe nichts liefert. Dort nimmt man

nur das alte Geld, und selbst diesem zieht man Venetianische, Ungersche und Spanische Münze vor, weil sie von besserm Gehalt ist.

Nach einer wahrscheinlichen Schätzung beläuft sich die Summe welche jährlich aus den verschiednen Städten und Provinzen nach Constantinopel geht, ungefähr auf zweyhundert Millionen Livres. Die Einnahme des Staats und die des Sultans beträgt mit Einschluß des Ertrags der Münze etwa hundert und funfzig Millionen Livres *). Die Geschenke aber an diejenigen wel-

*) Diese Berechnung der Türkischen Staatseinkünfte scheint freylich nach den bisherigen Berechnungen zu niedrig, weil die Summen welche jährlich in den Hasnì oder des Sultans Privatschatz fließen, als Staatsgeheimniß nicht bestimmt angegeben werden kann. Allein, Oliviers Berechnung ist eher zu hoch als zu niedrig angesezt, denn nach Etons Bemerkungen über diesen Gegenstand, der ihn von allen Neuern aufs genaueste untersucht hat, steigt der Miri, oder die jährliche Einnahme der Reichsstaatskasse nicht höher als 44,942,500 Piaster. Da dieser Piaster aber nur den innern Werth von acht gute Groschen Conventionsgeld hat, so beträgt jene Summe nur 14,980,833 Reichsthaler. Wäre also die Einnahme beyder Kassen hundert funfzig Millionen Livres oder $37\frac{1}{2}$ Millionen Thaler, so müßte die Privatkasse des Kaisers, deren ungewisse Einkünfte größtentheils aus dem Verkauf der Aemter, zehn Procent von allen Erbschaften, und den confiscirten Reichthümern der Großen bestehen, fast gleiche Revenüen wie die Reichskasse haben, oder jährlich 12,520,000 Thaler einnehmen.

che in Aemtern stehen, die Besoldungen der Geschäftsleute, die Einkünfte der Moscheen, und die Appanagen der Großen betragen alle zusammen nicht mehr als funfzig Millionen. Diese Berechnung giebt uns für den Unterhalt jedes Individuums über dreyhundert Livres jährlich, welches mehr als hinreichend für jede Person im Durchschnitt ist. Ich muß noch anmerken daß die Industrie von Constantinopel sich lediglich auf die Bedürfnisse der Einwohner beschränkt, und daß der Haupthandel welcher dort getrieben wird, sich einzig auf die Consumption der Stadt bezieht, indem der Transitohandel viel zu unbeträchtlich ist, um irgend eine bedeutende Summe Geldes vom Lande in die Stadt zu ziehn.

Man sieht aus dem oben gesagten, daß die Stadt gegenwärtig ihre große Bevölkerung nur der Gegenwart des Fürsten, dem Aufwande des Hofes und den öffentlichen Anstalten verdankt. Wenn aber Constantinopel alle die Vortheile benutzte, welche die glückliche Lage zwischen dem schwarzen und dem mittelländischen Meer, zwischen Europa und Asien ihm gewährt; wenn es von dem Umfange, der Bequemlichkeit und Sicherheit seines trefflichen Hafens Vortheil zöge; wenn die Industrie reger wäre; wenn die Gegenstände der Kunst im ganzen Reiche, und sogar jenseits desselben verbreitet wären; wenn die Einwohner durch die Cultur des Bodens sich die fehlenden Lebensmittel und die Materialien für ihre Fabriken zu verschaffen suchten; wenn es ihnen gelänge, die Pest, diese verderblichste Geißel

des Menschengeschlechts, auszurotten, denn würde ohne Zweifel diese Stadt bald einen ungeheuern Umfang und vielleicht eine zu starke Bevölkerung bekommen.

Die reichsten Privatleute des Reichs kommen hier nicht wie in andern Ländern nach der Hauptstadt, um in Weichlichkeit und Müßiggang ihre Einkünfte zu verzehren. Die Agas und vornehmen Herren bleiben auf ihren Gütern, um sie zu erhalten, oder sich im Besitz derselben zu sichern. Die Paschas können ihre Gouvernements nicht ohne einen ausdrücklichen Befehl des Sultans verlassen: die Mollas, die Cadis kommen nie nach Constantinopel, außer wenn sie abgesetzt sind, um dann von neuem sich um ihr verlornes oder ein anderes Amt zu bewerben.

Mehrentheils fliehen sie sogar die strenge Nähe des Hofes: und verlassen sich auf zuverlässige Geschäftsleute die für sie cabaliren und für Geld alles bewirken. Das Geld verschafft hier Beförderungen, das Geld schafft Beschützer und einträgliche Aemter.

Daher giebt es hier auch eine eigne Classe von Leuten, welche kein ander Geschäft treiben, als Geld auf Wucher zu leihen.

Vierter Abschnitt.

Ueber das Serail des Sultans. Von den Verschnittenen, Pagen, Gärtnern, Stummen, Zwergen und Capidjis.

Die Anzahl der Personen die dem Groß-Sultan anhängen und in seinen Pallästen und Landhäusern gebraucht werden, ist sehr beträchtlich, und äußerst kostbar zu unterhalten: man kann sogar behaupten, daß ihm in Ansehung des Luxus der im Innern des Serails herrscht, und der Reichthümer die daselbst eingeschlossen sind, kein Europäischer Fürst gleich kömmt.

Bekanntermaßen erlaubt das Gesetz Mahomeds jedem Muselmann, nicht allein vier gesetzmäßige Frauen zu haben, sondern es gewährt ihm sogar die Freyheit, sich so viel Beyschläferinnen zu halten als er ernähren kann. Der Sultan aber darf sich entweder aus Stolz oder aus politischen Rücksichten nicht vermählen wie seine Unterthanen. Er hält sich für viel zu hoch über das übrige Menschengeschlecht erhaben, um sich mit einem Weibe durch die Bande der Ehe zu vereinigen, und sie dadurch gewissermaßen zu seinem Range zu erheben. Er hat bloß eine unbestimmte Anzahl Sklavinnen, die zu seinem Vergnügen dienen, und ihm einen Nachfolger geben sollen. Unter dieser großen Anzahl sind nur sieben, welche, nachdem sie mehr oder minder die Gunst des Sultans genossen haben, zu einem höhern Range als die übrigen gelangen: diese sind seine Favoritinnen. Sie genießen am häufigsten seine Gunst-

bezeugungen, und erlangen zuweilen einen nicht geringen Einfluß in die öffentlichen Angelegenheiten. Man legt ihnen die Benennung Kadeun bey.

Diejenige Sklavin welche Mutter eines Sohnes wird, führt den Namen Hasseki oder Assachi Sultana: sie bekommt ein Haus und Sklavinnen, nebst einem ausgezeichneten Rang; man begegnet ihr mit der größten Achtung, sie genießt eine Art von Freyheit im Innern des Harem, und hat das Vorrecht sich dem Sultan so oft sie es wünscht, zu nähern. Wenn aber ihr Sohn stirbt, so tritt sie in die Zahl der Kadeuns zurück, oder wird nach dem alten Serail geschickt.

Die andern Sklavinnen heißen Odelike, von dem Wort Oda, welches ein Gemach oder Zimmer bedeutet. Wird eine von ihnen schwanger, so wird sie sehr sorgfältig behandelt, und die Verschnittenen begegnen ihr mit großer Ehrfurcht, wenn der Sultan noch keine männlichen Kinder hat. Hat er aber schon Söhne von irgend einer begünstigten Schönen, so befindet sie sich in einer sehr kritischen Lage, und sie muß sich glücklich schätzen, wenn sie mit einer frühzeitigen Geburt davon kömmt, oder ihr Kind, sobald es das Licht der Welt erblickt hat, ersticken sieht. Wenn eine von diesen Odeliken eine Kadeun werden soll, (eine Ehre nach der sie alle begierig streben) muß eine von den sieben Günstlinginnen nach dem alten Serail geschickt werden, welches eine Art von Verbannungsort für diejenigen

Weiber ist, welche das Unglück haben dem Herrn zu mißfallen.

Nach diesem alten Serail werden auch alle Weiber des entsetzten oder verstorbnen Sultans gebracht, wo man sie im Wohlstande unterhält, und sie mit Achtung behandelt; sie können aber diesen Zufluchtsort nie wieder verlassen: denn die Muselmänner würden es für unanständig halten, wenn eine Sklavin, die ehedem die Gunst des Sultans besessen hätte, in die Arme eines andern Mannes übergienge. Nur die Mutter des neuen Sultans behält ihre Freyheit, einen Pallast und bestimmte Einkünfte. Der neue Harem wird bald wieder besetzt, denn die Kaufleute kommen von allen Gegenden und bieten junge Sklavinnen zum Verkauf an; und die Paschas und Großen wetteifern mit einander, dem Fürsten Schönheiten zu senden, die ihn fesseln können, um sich dadurch bey ihm geltend zu machen, und im Nothfall mächtige Fürsprecherinnen zu haben.

Frühere Reisende haben uneigentlicherweise den Weibern des Sultans den Titel Sultanin beygelegt: dieser wird aber in der Türkey nur den Prinzessinnen vom Geblüt, den Töchtern eines Sultans, oder wie oben gesagt worden ist, der Mutter des regierenden Fürsten beygelegt, die Töchter der Sultane aber werden nur Kanum Sultane genannt.

Die Aufsicht über die Weiber ist den schwarzen Verschnittnen anvertraut, welche so vollständig verstümmelt

sind, daß keine Spur ihres Geschlechts übrig ist. Die morgenländische Eifersucht hat sehr richtig geurtheilt, daß solche Geschöpfe weit eher Haß und Verachtung einflößen als Freundschaft und Vertrauen erregen könnten, welches sicher der Fall gewesen wäre, wenn man Weibern die Sorge für den Harem anvertraut hätte.

Das Oberhaupt der schwarzen Verschnittenen welcher Kislar Aga heißt ist eine von den angesehensten Personen im Reiche. Er kündigt den Sklavinnen den Willen des Herrn an. Außer dem Ansehen welches er im Harem behauptet, hat er auch die Oberaufsicht über alle kaiserliche Moscheen; ihm ist die allgemeine Verwaltung aller frommen Stiftungen anvertraut, welche mit jenen in Verbindung stehen. Er hat den Vorrang vor dem Oberhaupt der weißen Verschnittenen, und was für einen Sklaven noch weit schmeichelhafter ist, er hat öfters den Zutritt zu seinem Herrn, und besitzt gewöhnlich sein ganzes Vertrauen. Seine Einkünfte sind sehr ansehnlich.

Der zweyte Verschnittne des Serails heißt Khasne-Vekili; er vertritt den Kislar-Aga, wenn er stirbt, oder abgesetzt ist. Er hat die allgemeine Verwaltung des innern kaiserlichen Schatzes, den man von den Reichseinkünften, und Khasna (Hasnih) genannt wird, unterscheiden muß, der Khasnadar-Aga, oder Vorsteher dieser Schatzkammer ist einer von den vertrauten Pagen. Es giebt noch einige andre Verschnittne welche besondre Würden haben, dergleichen sind der Verschnittene der

Sultanin Mutter, ein anderer, welchem die Aufsicht über die Prinzen anvertraut ist, diejenigen, welche die königliche Moschee der Sultane Validé bedienen, wo die Sklaven des Sultans ihr Gebet verrichten; der, welcher die besondre Oberaufsicht über die Zimmer der Kaselzi hat, und einige andere, deren Geschäfte minder bedeutend sind.

Die weißen Verschnittnen dürfen sich nicht den Weibern nahen; sie werden außerhalb des Harems, und zum besondern Dienste des Sultans gebraucht. Sie bewachen die Thüren des Serails, und haben die Aufsicht über die Pagen, die sie auch unterrichten. Ihr Oberhaupt heißt Capu-Agassi.

In der Mitte der Straße von Pera, sieht man einen ansehnlichen Pallast, in dem eine Menge junger Leute wohnen, und auf Kosten des Staats unterhalten werden, man nennt sie Ichoglans. Ihre Bestimmung ist: Pagen des Sultans zu werden, und die vornehmsten Aemter des Staates zu bekleiden. Gewisse Codjas oder Lehrer kommen alle Tage, sie im Persischen, Türkischen und Arabischen, in der Schreibkunst, und in den Vorschriften des Korans zu unterrichten. Man übt sie auch den Dgerid*) zu werfen, zu reiten, den Säbel mit

*) So heißen leichte weiße Stäbe, welche die Türken statt der arabischen Lanzen, in den Spielgefechten gegen einander werfen.

Gewandheit zu führen, und gewöhnt sie zu gleicher Zeit, zu den Funktionen, die sie bey dem Sultan in Zukunft verrichten sollen. Eine große Anzahl wird auch im Innern des Serails erzogen. Die weißen Verschnittnen welche die Aufsicht über sie führen, begegnen ihnen mit der größten Strenge, und bestrafen das kleinste Vergehen auf das nachdrücklichste. Die Kinder sind weiß gekleidet, und werden sehr frugal beköstigt. Mehrentheils sind es Christenkinder, die man im Kriege gefangen, oder in Georgien und Cirkassien gekauft hat. Sie werden auch von andern Grenzen des Reichs und der Barbarey gebracht: auch nimmt man Kinder rechtgläubiger Muselmänner dazu, seitdem die Türken nicht mehr mit so glücklichem Erfolg wie ehedem gegen die Christen kriegen.

Diejenigen unter den Jchoglans, die die besten Fortschritte in ihren Studien machen, und am meisten Fähigkeit zeigen, werden zuerst unter die Pagen aufgenommen; sie füllen allmählig die erledigten Aemter aus, und nehmen, wenn die Reihe an ihnen ist, die wichtigsten Stellen des Serails ein. *) Sehr oft erhalten sie

*) In diesem Fall steigen sie zur Casnada oder ersten Kammer des Serails, welche aus vierzig Personen besteht, und sämmtlich den Titel Aga führen. Dreyzehn derselben sind immer um die Person des Großherrn, wie der Selictar Aga, der sein Schwerdt trägt; Chiodar Aga, der den Saum seines Kleides nachträgt; Rischivodar Aga, der ihm den Steigbügel hält; Schemnégé Aga, der den Schemel beym Auf- und Absteigen wenn er ausreitet in Verwahrung

vom Fürsten sehr einträgliche Aufträge, und bekommen sehr reiche Geschenke von denen die durch ihren Einfluß Stellen bekommen.

Unter den jungen Leuten die im Kriege gefangen, gekauft, oder von andern Gegenden nach Constantinopel gebracht werden, wird bey weitem die größte Anzahl unter dem Titel Adjem Oglan zu den niedrigern Geschäften des Serails bestimmt. Man braucht sie zu Lastträgern, Holzspaltern, Köchen, Fleischern, Wasserträgern, kurz zu allen Arten von Dienstbarkeit. Nur sehr selten befinden sich unter diesen Söhne von Muselmännern. Ist die Anzahl dieser Classe sehr beträchtlich, so nimmt man mehrere unter die Gärtner auf.

Die Zahl der Bostangis oder Gärtner beläuft sich auf ungefähr zehentausend: ihr Oberhaupt heißt Bostangi Bachi, und er besitzt ein sehr ausgebreitetes Ansehen. Er hat nicht allein die uneingeschränkteste Macht über die Palläste und Gärten des Sultans, sondern er handhabt auch die Polizey in den Gegenden um die Hauptstadt und um den Canal, bis an den Eingang des schwarzen Meeres. Er wacht über alle Ausschweifungen, und bestraft die Dieberenen und andere Unordnungen die in diesem Bezirk vorfallen. Er führt

hat ꝛc. S. Businello historische Nachrichten, von der Regierungsart, den Sitten und Gewohnheiten der osmanischen Monarchie, in Le Brets Magazin zum Gebrauch der Staaten und Kirchengeschichte. 1. B. S. 114 ꝛc.

das Steuerruder der Caique (eine Art leichter Fahrzeuge mit Rudern) des Sultans, wenn er zu Wasser reiset, und begleitet ihn überall zu Pferde, wenn er öffentlich erscheint. Dieser Beamte ist einer von den vier Rickaß agalesi oder Hofbedienten, die den Sultan überall begleiten müssen, wenn er im Pomp erscheint. Die drey andren sind der Bujuk imbrohor, oder Großstallmeister, der Kutchuk imbrohor oder Unterstallmeister, und der Capidgilar kiayassi oder Großkämmerer.

Die Bostangis sind mehrentheils Söhne von Muselmännern; sie werden gut besoldet, und sind beynahe durchgängig verheirathet. Sie rudern mit der größten Fertigkeit in den Caiquen des Sultans, und tragen Sorge für seine Palläste und Gärten, zerstreuen sich in die Dörfer und Gegenden um Constantinopel, um dort eine sehr heilsame und thätige Aufsicht zu führen.

Man stiftete sie unter den ersten Kaisern und sie waren lange Zeit eine vortrefliche Pflanzschule der besten Soldaten. Aus ihrem Mittel wählte man die muthigsten, stärksten und vor allem die bigottesten und versetzte sie unter die Janitscharen.

Die morgenländischen Sitten erfordern, daß keine Besuche oder geheime Zusammenkünfte statt finden, wenn nicht die Sklaven oder Domestiken zugegen sind. Die Höflichkeit erfordert, daß Kaffee vorgesetzt wird, daß man von Zeit zu Zeit eine angezündete Pfeife reicht, und nach dem Range des Gastes muß man ihm Scherbet,

Essenzen und Räucherwerk anbieten. Sogar wenn ein Muselmann allein ist muß er von Zeit zu Zeit seine Pfeife und Kaffee haben. Dieses beständige Bedürfniß sich bedienen zu lassen, hat gewiß zuerst den Gebrauch der Stummen und Tauben aufgebracht, wenn man geheime Geschäfte zu verhandeln hat. Der Sultan unterhält in seinem Pallast wenigstens vierzig dieser Taubstummen, die ihn gemeinschaftlich mit seinen Pagen bedienen. Die meisten Großen haben auch dergleichen; doch werden dabey viele Betriegereyen verübt, die leichtgläubigen Personen zum großen Nachtheil gereichen können. So habe ich oft bey dem Bürger Descorches in den ersten Tagen nach seiner Ankunft einen Menschen gesehen, der für taub und stumm gehalten ward, mit dem man sich schriftlich auf Türkisch unterhielt, und der von den Hofkabalen und Stadtanekdoten Nachricht gab. Dieser Mensch lieh allem was gesprochen wurde ein so horchendes Ohr, daß man sich leicht überzeugen konnte, er verstände mehr als eine Sprache, und daß seine Ohren ihm sehr gute Dienste leisteten. Als er bemerkte, daß man anfieng Verdacht auf ihn zu werfen, blieb er weg, um nicht vergeblich seine Rolle zu spielen.

Der Sultan unterhält auch eine ziemliche Anzahl Zwerge, die eben so wenig geschickt sind, ihm die Zeit zu vertreiben, als ihn zu bedienen. Sind diese mißgestalteten Geschöpfe noch dazu Taubstumme, so steigt ihr Ansehen beträchtlich, und man begegnet ihnen mit vieler Achtung.

Die Capidgis oder Pförtner, deren Anzahl ziemlich groß ist, stehen an den äußern Thoren des Pallasts. Man muß sie aber nicht mit den Capidgis-bachis verwechseln, die eine Art von Kämmerer sind, welche lukrative und ehrenvolle Stellen bekleiden, und alle Aufträge des Sultans ausrichten müssen, dergleichen sind: einem Rebellen oder ungetreuen Beamten den Kopf abschlagen, die Nachricht von der Ernennung zu einem Gouvernement ankündigen, den Nachlaß eines verstorbenen Kronbeamten einstreichen, u. s. w. Ihr Oberhaupt, der immer aus ihrem Mittel erwählt wird, heißt Mic-alem. Die Capidgis-bachis werden zuweilen zu der Würde eines Paschas von zwey Roßschweifen ernennt, und erhalten alsdenn die Regierung ganzer Provinzen.

Fünfter Abschnitt.

Caiquen. Der Capudan Pacha. Türkische Seemacht. Die Galiondgis. Vortheile des Hafens von Constantinopel.

Die Ankunft und die Abfahrt der vielen Fahrzeuge die mit vollen Segeln in den Hafen aus- und einlaufen, und die unzähligen kleineren Böte mit zwey bis drey Ru-

derern, die in allen Richtungen unablässig hin und herkreutzen, gewähren von jedem etwas erhabnen Standpunkt gesehen, ein so äußerst reizendes Schauspiel, daß man nie müde wird es zu betrachten. Vorzüglich verdienen die Caiquen bemerkt zu werden. Dieses sind lange, schmale, äußerst leichte Fahrzeuge, die zwey bis drey, selten aber vier Paar Ruder führen. Sie haben zwey auch drey Segel, die man aber nur bey gutem Wetter und wenn der Wind nicht stark ist, aufspannt. Diese kleinen Fahrzeuge führen keinen Ballast, und sind so leicht, daß der geringste Windstoß sie umschlägt, wenn der Schiffer nicht Sorge trägt, das Segel schnell einzuziehen, und sich durch eine Wendung mit dem Steuerruder umzulegen. Die Anzahl dieser Caiquen ist so groß und sie durchschneiden das Wasser mit solcher Schnelligkeit, daß zuweilen alle Geschicklichkeit der Ruderer nicht hinreichend ist, um zu verhüten, daß sich zwey gegen einander stoßen, und daß eines umschlägt, zumal bey stürmischem Wetter; denn alsdenn berechnen die Ruderer nicht hinlänglich die Wirkung des Windes auf ein so leichtes Fahrzeug, welches eine so große Oberfläche außerhalb des Wassers darbietet. In diesem Fall ist es gut schwimmen zu können, denn man leistet denen, welche dieses Unglück betrifft, selten Beystand, indem eines von diesen Böten selbst Gefahr laufen würde umzuschlagen, wenn man sich bestrebte einen solchen Unglücklichen einzunehmen.

Die Bauart dieser Caiquen, ist in Absicht auf Zierlichkeit der Form und Leichtigkeit der Bewegung, unverbesserlich. In zwey Stunden kömmt man mit Hülfe der Segel und eines geringen Windes von Constantinopel bis nach den Prinzeninseln, welche zehen bis zwölf Meilen entfernt sind; und selbst gegen den Strom, und bey widrigem Winde brauchen drey Ruderer nicht mehr Zeit, um nach Bujuk Déré zu gelangen, welches funfzehn Meilen weit ist.

Die Caiquen des Sultans erkennt man an der Größe, Vergoldung, Zierlichkeit, und an der Anzahl und Geschicklichkeit der Ruderer. Sie führen deren vierzehn Paar, und sind mit acht und zwanzig weiß gekleideten Bostangis bemannt. Der Bostangi-bachi regiert, wie oben gesagt worden, das Steuerruder. Die Caique des Großveziers hat zwölf Paar Ruder; die der großen Hofbedienten und fremden Gesandten, haben sieben Paar. Bey diesen großen Fahrzeugen muß man nothwendig zu jedem Ruder, einen Mann haben, in den kleinen Caiquen aber, führt einer zwey Ruder.

Im Winter fährt der Sultan selten zu Wasser; im Sommer aber, besucht er öfters die verschiednen Palläste die er am Canal des schwarzen Meeres besitzt, oder das Lustschloß der süßen Gewässer, zwey Meilen von der Stadt in dem schmalen Thal, das der kleine Fluß durchströmt, welcher sich am obern Theil in den Hafen ergießt, und einen so sanften Lauf hat, daß die Caiquen bequem bis nach dem Pallast hinaufschiffen können. Die

Abfahrt und Ankunft des Sultans wird jedesmal durch Kanonenschüsse angekündigt, und man kann sich leicht das Vergnügen machen ihn vorbeyfahren zu sehen. Man erkennt seine Caique, an einem schönen, karmoisinrothen Zelt, welches am hintern Ende des Fahrzeuges aufgerichtet ist. Verschiedne Böte von gleicher Größe in welchen sich die vornehmsten Officianten befinden, folgen nach, und eine große Anzahl kleinerer umgeben den Zug von allen Seiten.

Ehe wir einige Nachrichten von der türkischen Marine mittheilen, wird es nothwendig seyn, mit einigen Worten des Capudan-Pacha zu erwähnen, dessen Eifer und Thätigkeit sich unermüdet gleichförmig erhalten haben, seitdem er die Seemacht des türkischen Reichs befehligt, und sich an der Spitze aller Anstalten der Marine befindet. Er steht bey Selim III. in einem Ansehen, welches die Zeit immer mehr zu befestigen scheint. In dem glücklichen Alter wo das Herz noch in seiner ursprünglichen Reinheit schlägt, und zu der Zeit wo der grausame Argwohn des regierenden Fürsten, den Erben des Reichs, wie einen Gefangnen bewacht, war Hussein, aus Cirkassien gebürtig, der Sklave des jungen Selim. Er ward bald der gefällige Gehülfe seiner Vergnügungen, der Vertraute seines Herzens, und sein Freund. Die Verbindungen des kindischen Alters sind manchen Abwechselungen unterworfen, welche aus den Launen jener frühen Jahre entstehen; sehr häufig befestigt aber die Vernunft, was eine wechselseitige Neigung gegrün-

det hat, und dann sind die Freunde der Kindheit an einander Zeitlebens gefesselt.

Ein glücklicher Umstand befestigte die Freundschaft des Sultans für den Capudan-Pacha. Man sagt, Selims Leben sey, durch Ränke des Serails, in Gefahr gewesen, ehe er den Thron seiner Väter besteigen konnte, die Warnung einer Sklavin des Serails, der Schwester Husseins rettete sein Leben. Von diesem Zeitpunkte an, war seine Dankbarkeit ohne Grenzen; sobald Selim zur Regierung kam, vermählte er Hussein mit der Tochter Abdul-Hamids, überhäufte ihn mit Wohlthaten und machte ihn zum Oberaufseher der Seemacht und Großadmiral. Dieser, im Innern des Serails, ohne Kenntnisse, ohne Unterricht aufgewachsen, befand sich anfänglich in seinem neuen Posten in Verlegenheit, da er um sich keinen einzigen Menschen sahe, der ihm beystehen, und seine Schritte leiten könnte; doch folgte er bald dem Beyspiel seines Vorgängers, und berief Ingenieure und Kunstverständige aus Frankreich, um die Arbeiten des Arsenals zu lenken, und mit Thätigkeit die Plane, die er entwarf, auszuführen.

Hassan-Pacha, sein Vorgänger, ein größerer Mann als er, aber nicht minder unwissend, mußte mit manchen Schwierigkeiten kämpfen, weil er nicht wie dieser, das ganze Vertrauen seines Herrn besaß. Er hatte einen französischen Schiffsbaumeister, Namens Leroi berufen, und ihm erlaubt den türkischen Schiffen, die Form der Europäischen zu geben, welche sie vorher nicht

hatten. Der jetzige Capudan-Pacha, brauchte nur auf jener Spur fortzugehen, aber glücklicher als jener, fand er in der Gunst des Sultans, alle Mittel, durch den nöthigen Kostenaufwand, seinen Planen einen glücklichen Fortgang zu verschaffen.

Die beyden letzten unglücklichen Kriege gegen Rußland, hatten den Sultan und den Divan, von der Nothwendigkeit überzeugt, eine starke Seemacht zu unterhalten, sowohl um ihre Besitzungen im schwarzen Meere, und im Archipelagus zu decken, als auch die Hauptstadt gegen alle Beleidigungen von Seiten der Russen zu schützen. Da nun der Capudan-Pacha die Mittel in Händen hatte, einen großen Theil der Staatseinkünfte für das Departement der Seemacht anzuwenden,*) so sind auch mit Hülfe dieses Mittels, eine Menge Schiffe gebaut worden. Die türkische Seemacht besteht gegenwärtig aus zwanzig Linienschiffen, von denen eins ein Dreydecker ist, aus zwanzig Fregatten oder Korvetten, von denen einige vierzig Kanonen führen, und aus mehrern kleinern Schiffen. Bey unsrer Abreise im sechsten Jahre der Republik arbeitete man sehr emsig am Schiffsbau im äußersten Ende des schwarzen Meeres, zu Sinope, im Meerbusen von Mandania, in den Dar-

*) Während des letzten Krieges mit Rußland, kostete die ganze türkische Flotte 5300 Beutel, oder 2,650000 Piaster, davon betrugen die Bau- und Ausrüstungskosten, 904,000 Piaster. Damals kostete ein, in Sinope erbautes Linienschiff ohne Kanonen und Takelage, 9000 Pfd. Sterl. zu erbauen.

danellen, zu Metellino und zu Rhodus. Wenn also nichts sich ereignet, um die Projekte des Capudan-Pacha zu unterbrechen, oder wenn die jetzt auf die Seemacht verwendeten Summen nicht wieder abgeleitet werden, so kann die Pforte bald im Besitz einer ansehnlichen Anzahl Schiffe, nach Art der Europäischen seyn. Es frägt sich aber: Wird sie eine hinlängliche Anzahl Matrosen haben, um sie gehörig zu bemannen, und genug geschickte Offiziere zusammen bringen können, um diese Flotte zu kommandiren.

Unglücklicherweise hat der Capudan-Pacha nicht die grosen Einsichten eines Staatsmannes, und eben so wenig die Kenntnisse, die sein Posten erfordert. Er läßt sich mit der Kleingeisterey eines Menschen, der mehr guten Willen als Kopf besitzt, in die geringsten Details ein. Man sieht ihn selbst die Geschäfte des Arsenals beobachten, und den ganzen Tag zubringen, um die Arbeiter durch seine Gegenwart aufzumuntern, aber weiter reichen auch seine Einsichten nicht; er hat nie den Handel befördert; er hat nicht einmal einen Entwurf gemacht, um Seeleute zu bilden. Zwar hat man schon seit langer Zeit eine Schule der Mathematik im Arsenal, und Tott stiftete eine zweyte für die Schiffahrt, aber sie sind nicht hinlänglich aufgemuntert worden, und die Kenntnisse der Lehrer sind zu beschränkt, um großen Nutzen von den Schulen zu erwarten.

Die Türken haben gewöhnlich keinen Hang zum Seeleben; sie können sich zu der Geschäftigkeit nicht

bequemen, welche das Seewesen erfordert, und eben so wenig die mancherley Entbehrungen ertragen, welche unvermeidlich damit verknüpft sind; sie bedienen sich dazu lieber der Griechen, welche in diesem Stande, wie in jedem anderen, eine Einsicht und Thätigkeit zeigen, von der die Türken keinen Begriff haben. Die Griechen manövriren ziemlich gut, und führen ihre kleinen Fahrzeuge in bekannten Meeren mit vieler Geschicklichkeit; sie besitzen aber nicht die geringsten theoretischen Kenntnisse der Schiffahrt: beynahe alle fahren ohne Kompaß, und richten sich bloß nach der Kenntniß der Berge und Küsten; sie weichen jedem etwas starken Winde aus, und warten die Wiederkehr des günstigen Wetters in dem ersten besten Hafen ab.

Ehedem hießen die Matrosen und Seesoldaten auf den Schiffen der Pforte Levens oder Leventis: gegenwärtig nennt man sie Galiondgis. Die erstern sind Türken aus den Seestädten, oder Griechen vom Archipelagus; sie sind beständig im Dienst, werden richtig besoldet, und müssen auf den ersten Befehl bereit seyn, sich einzuschiffen. Die Seesoldaten sind durchgängig Muselmänner, und empfangen nur ihren Sold wenn sie wirklich gebraucht werden: in Friedenszeiten erhalten sie die Erlaubniß in ihre Heimath zurückzukehren und ihre gewohnten Beschäftigungen vorzunehmen. Der Griechen bedient man sich auf einem Kriegsschiffe nur zum manövriren: die Vertheidigung desselben wird bloß den Muselmännern anvertraut, denn es ist der

Regierung wohl bekannt, daß die Griechen nicht sehr geneigt sind, für ihre harten Despoten zu fechten.

Wenn es die Bedürfnisse des Staats fordern, nimmt man seine Zuflucht zu den Kauffarthenschiffen, und wenn es nöthig ist, erscheint ein Firman vom Sultan, in dem jedem Primas einer Insel des Archipelagus, und dem Gouverneur einer jeden etwas beträchtlichen Seestadt anbefohlen wird, eine gewisse Anzahl Matrosen nach Constantinopel zu senden. Dieses haben wir selbst erlebt im Frühjahre des sechsten Jahres, wo man drey Linienschiffe, zwey Caravallen, drey Fregatten, drey Corvetten und funfzehn Kanonier-Schaluppen bemannen wollte. Diese letztern waren bestimmt, die Donau hinaufzusegeln, um den Angriff zu unterstützen, den der Capudan-Pacha gegen Widdin im Sinn hatte, wo Pasvan-Oglu eingeschlossen war.

Die Galiondgis sind schlecht disciplinirt, sehr aufrührisch und gemeinhin sehr verderbt. Vor ihrer Abreise überlassen sie sich häufig den größten Ausschweifungen, welche die Regierung duldet, aus Furcht, sie durch Strafen, aufzubringen. Die Juden, Armenier, Griechen und selbst die Europäer sind in diesem Zeitpunkt sehr behutsam: sie vermeiden, sich in den etwas entlegnen Gegenden von Pera und Galata sehen zu lassen, und tragen Sorge in ihren Häusern zu seyn, wenn es dunkel wird. Demungeachtet sind in diesem Jahre eine Menge Personen zu Galata angehalten und beraubt, und sogar getödtet werden. Zwar muß man auch an-

merken, daß sich gerade um diese Zeit zu Constantinopel und Adrianopel eine Menge Kriegesleute einfanden, um gegen Pasvan Oglu zu marschiren.

In Pera giebt es einige Häuser wo die Europäischen Matrosen, die Griechen und sogar die Türken hingehen um zu trinken. Unter diesen Seeleuten entstehen alsdenn öfters Streitigkeiten, die sich zuweilen mit Todtschlägen endigen. So waren wir bald nach unsrer Ankunft in Constantinopel, Augenzeugen wie ein Galiondgi einen Griechen ermordete und diesen Mord ungestraft begieng.

Einige Griechen saßen ruhig um einen Tisch und tranken, als ein Galiondgi der für sich allein getrunken hatte, sie aufforderte, für ihn zu bezahlen. Diese weigerten sich, er aber bestand von neuem darauf und begleitete seine Forderung mit dem Beynamen von Hunden, Schweinen und Ungläubigen, mit denen die Türken sehr freygebig gegen andre Religionsverwandte sind. Die Antwort war zum zweyten Mal abschlägig, aber nicht beleidigend; hierauf zog der Türke seinen Yatagan (einen krummen scharfen Säbel) und drohte die Griechen zu ermorden, und bey der dritten Verweigerung von ihrer Seite erhielt einer von ihnen einen tödtlichen Streich. Der Galiondgi äußerte weder Furcht noch Reue, mit einem Pistol in der einen und seinem Yatagan in der andern Hand, gelang es ihm alle Anwesenden entfernt zu halten. Als bald darauf die Wache bloß mit Stöcken bewaffnet ankam, um ihn zu greifen,

zog er sich ruhig zurück. Er drohte, auf den ersten der ihn angreifen würde, Feuer zu geben, wehrte sich immer auf dem Rückzuge, verwundete einige, und erreichte so die Begräbnißplätze am westlichen Ende von Pera, die auf einer kleinen Anhöhe liegen. Unter dem Schutz der Cypressenbäume die daselbst stehen, gelangte er zu der Flotte, wo er seine Cameraden fand, die ihn in Empfang nahmen und seine Flucht beförderten.

Vormals waren die türkischen Kriegsschiffe so eingerichtet, daß jeder Türke auf demselben sein Logis, Küche und seine ganze Wirthschaft hatte. Dadurch waren die Räume zwischen den Verdecken so gedrängt voll, daß man sich nur mit Mühe des Geschützes bedienen konnte, und schon immer mehrere Salven vom Feinde erhalten hatte, ehe man eine erwiedern konnte. Die Kanonen waren von verschiednem Caliber, und da der Dienst ohne Ordnung und Sorgfalt verrichtet wurde, waren die Kugeln, welche man zum Laden der Kanonen brachte, bald zu groß, bald zu klein; so daß allein durch diesen Umstand ein Schiff von der ersten Größe, sich kaum gegen eine Fregatte vertheidigen konnte. Seit einigen Jahren aber sind einige dieser Misbräuche abgeschafft und es herrscht im Dienst eine größere Ordnung.

Der Capudan-Pacha ist, wie schon oben gesagt worden, der Großadmiral und Oberaufseher der ganzen Seemacht: er commandirt gewöhnlich in eigner Person das Geschwader; er besetzt alle Stellen; er ordnet alle

Reparaturen und den Bau aller neuen Schiffe an; aber der Tersana-emini ist eigentlich der Minister des See-departements, weil er die Verwaltung der Gelder, die zum Seewesen bestimmt sind, in Händen hat, ferner für die Vorräthe in dem Arsenal sorgt, die Ausrüstung der Schiffe bewerkstelligt, und über die Arbeiten wacht; unter ihm stehen Aufseher, Unteraufseher, und einige Capitains die in den Häfen commandiren, sowohl um seine Befehle auszurichten, als über die Polizey zu wachen.

Die Länge des Hafens, von der Spitze des Serails bis an das Dorf Ejub, beträgt an 3000 Klafter; seine geringste Breite ist 300; vor dem Arsenal aber und vor Topana ist sie über 500 Klafter. Die Kriegsschiffe liegen dicht an einander längs dem Arsenal. Die Kauffahrtheyschiffe aber ankern gewöhnlich längs der Vorstadt Galata.

Man läuft mit der größten Leichtigkeit mit allen Winden, die in diesen Gegenden zu wehen pflegen, aus dem Hafen. Nur bey dem Ostwinde könnte es einige Schwierigkeiten haben, aber dieser ist hier äußerst selten und nie anhaltend. Um in den Archipelagus zu segeln muß man Nordwind haben, wenn man aber nach dem schwarzen Meere will, muß man Südwind abwarten. Die Lage der Meere und Küsten macht daß diese beyden Winde hier am häufigsten wehen; doch ist der Südwind seltner als der Nord, und bläset in den drey Sommer-

monaten beynahe niemals, so daß man in dieser Jahreszeit selten den Hellespont hinauf segeln kann.

Obgleich dieser Hafen eigentlich keine Rhede hat, so besitzt er doch alle Vortheile die damit verbunden sind, indem das allerzahlreichste Geschwader, in völliger Sicherheit im Bosphorus ankern, und den Augenblick der Abfahrt erwarten kann. Auch könnten die Schiffe bequem zwischen der Küste von Asien und den Prinzeninseln liegen, oder auch längs der Stadt bis St. Stephano, wenn nur der Wind aus Norden weht.

Die Lage dieses Hafens ist so beschaffen, daß er nichts von einer feindlichen Flotte zu besorgen hat, indem es sehr leicht seyn würde, den Eingang in den Bosphorus und in den Hellespont zu versperren, wenn man diese wichtigen Pässe befestigte. Der Propontis könnte zu den militärischen Evolutionen dienen und eine praktische Schule der Schiffahrt werden. Dieser Meerbusen hat außerdem den großen Vortheil eine sehr beträchtliche Seemacht fassen zu können, sowohl wegen seines Umfanges, und der Leichtigkeit sich alle Bedürfnisse, zum Bau, zur Reparatur und zur Ausrüstung einer großen Flotte zu verschaffen, als auch weil man in kurzer Zeit aus der großen Anzahl der Häfen und Seestädte in der Nähe, die erforderlichen Matrosen leicht zusammen bringen kann.

Endlich besteht einer von den unschätzbarsten Vorzügen des Hafens von Constantinopel darin, daß er nie

verschüttet werden kann, weil ein Theil der Gewässer, die aus dem schwarzen Meere kamen, bey der vorspringenden Landspitze des Serails zurückfließen, den ganzen Hafen durchstreichen, und alle Unreinigkeiten, welche die Türken unaufhörlich hinein werfen wegschwemmen.

Zur Zeit unsrer Abreise verfertigten einige schwedische Schiffsbaumeister ein Becken oder eine Docke im Arsenal, um zur Ausbesserung und selbst zum Bau der größten Schiffe zu dienen. Der Fels, welchen sie dazu aushöhlten, war weich und leicht zu bearbeiten, und doch so wenig porös, daß die einfachste Pumpe hinreichend war, um das Wasser herauszuziehen. Man könnte in der Folge mit geringem Kostenaufwand diese Schiffsdocken vervielfältigen, welches für die Seemacht dieses Landes äußerst nützlich seyn müßte.

Sechster Abschnitt.

Spaziergang in die Gegenden um Pera. Gräber der Armenier. Fahrt nach Scutari. Beschreibung der Begräbnißplätze. Der Berg Burgurlu. Ceremonien der heulenden Derwische.

Bis zur Ankunft des außerordentlichen Botschafters der Republik, erlaubte uns der Zustand unsrer Casse nicht weite Ausflüge zu machen: wir mußten uns begnügen die Stadt und ihre Umgebungen, und in Asien Scutari, und die ehemalige Lage des alten Chalcedons zu besehen. Unsre ersten Schritte lenkten sich nach den Begräbnißplätzen von Pera, welche eines Theils zu Spaziergängen und zur Erlustigung dienen, und anderen Theils viele traurige Erinnerungen zurückrufen. Man gelangt dahin durch die lange Straße von Pera, und befindet sich am Ende derselben auf einer flachen Anhöhe, zum Theil mit Rasen bedeckt, welche die Begräbnißplätze der Armenier und weiterhin die der Europäer einnimmt. Zur Seite sieht man Kornfelder, und etwas weiter hin einen dichten Cypressenhayn, welches der ungeheuer große Begräbnißplatz der Muselmänner ist. Eine Anzahl Bostangis hält sich hier in einer Art von Pavillon auf, um den Spaziergängern, Pfeifen und Caffee zu reichen. Dieser Ort, der seiner Bestimmung nach Trauren erwecken soll, ist außerdem durch die unendlich schönen und mannigfaltigen Aussichten, welche die Küste von Asien, und die Ufer des Bosphorus dar-

bieten, und durch den Anblick des Meers von Marmora und eines großen Theils von Constantinopel äußerst reizend.

Die Gräber der Europäer sind in einem ziemlich weiten Raum zerstreut: die mehresten zeichnen sich durch einen großen Leichenstein aus, dem eine mehr oder minder emphatische Inschrift eingegraben ist. Man nimmt dazu einen weißlichten, körnichten und mit Grau geäderten Marmor, aus der Insel Marmora. Die Gräber der Armenier sind wie Rasensitze geformt, und von verschiednen Bäumen angenehm beschattet. Diese Bäume sind Maulbeerbäume, Platanen, Eschen, Ulmen und Nußbäume.

Die Gräber sind sehr dicht neben einander, und mit einem Marmor bedeckt, auf dem an der obern Seite eine Blumenvase, das Werkzeug welches das Gewerbe des Verstorbenen bezeichnet, und eine armenische Inschrift, in erhabner Arbeit angebracht ist. Der Verstorbene muß in seinem Leben sehr dürftig gewesen seyn, wenn bloß ein einfacher Stein ohne Zierathen seinen Grabhügel deckt. Zuweilen sieht man neben der Inschrift die Abbildung eines Menschen dem der Kopf abgehauen ist. Dieses ist ein Mittel, das Andenken an eine Grausamkeit, an einen Streich des Despotismus der Türken aufzubewahren, und bis auf die spätesten Enkel fortzupflanzen. Oft habe ich hier am frühen Morgen armenische Weiber auf dem Grabe eines Ehegatten, eines Vaters, einer Mutter oder eines Kindes

wehklagen sehen: zuweilen kommt auch die ganze Familie dort hin: oft finden sich auch die Priester nebst den Verwandten ein, um Gebete für das Heil der Seele des Verstorbenen herzusagen. Die Armenier machen es sich wie die Türken zum Gesetz, den Leib des Todten vor der Beerdigung, sauber abzuwaschen, und beynahe alle pflanzen einen oder mehrere Bäume um sein Grab, um es vor der glühenden Mittagshitze zu beschatten.

Von dieser schönen Anhöhe, steigt man schnell auf verschiednen Wegen in ein schmales und fruchtbares Thal hinab, wo die Türken mit sehr geringer Einsicht schwarze Maulbeer-, andre Obstbäume und einige Gemüsearten ziehen. Am Ende des Thals findet man nicht weit vom Meere einen Spaziergang mit alten Cypressen bepflanzt, der zu abgelegen ist, um häufig besucht zu werden. Jenseits derselben erblickt man zwey Palläste des Sultans, von denen der eine auf einer Anhöhe belegen, in sehr schlechtem Zustande ist; der andre aber der an der Küste des schwarzen Meeres liegt, wird sehr sorgfältig unterhalten: dieser hat weitläuftige Gärten, allerley Gebäude und verschiedne schön verzierte Kiosks oder kleine Pavillons. Selim III. begiebt sich alle Jahre im Anfange des Sommers auf einige Tage dahin, von seinem Harem, einigen Pagen, und seinen meisten Hofbedienten begleitet.

Wir hatten schon verschiednemal die Küste von Asien besucht, und die ungeheuern Begräbnißplätze von Scutari, nebst dem Ort wo ehemals Chalcedon stand,

in Augenschein genommen, als wir uns vornahmen, den religiösen Ceremonien der heulenden Derwische bey- zuwohnen und den Berg Burgurlu zu besteigen, um Constantinopel von dort aus, ganz zu übersehen. Von dem Thal, dessen ich vorhin erwähnt habe, begaben wir uns nach Dolma-batchè, in Gesellschaft einiger Freunde, und von zwey Janitscharen aus dem gesandt- schaftlichen Pallast begleitet, die uns zu Wegweisern und Beschützern dienten. Diese Vorsorge ist in der Gegend um Constantinopel nicht durchaus nothwendig, indem in ruhigen Zeiten mehrere Europäer zusammen selten von den Türken beleidigt werden, doch ist sie nicht unnütz, indem man dadurch mehr Ansehen bekömmt, und was man bedarf, leichter und zu billigern Preisen erhält.

Wir schifften uns auf Caiquen mit drey Paar Ru- dern ein. Das Meer war ruhig, das Wetter schön, und in zehn Minuten passirten wir den Canal und lan- deten in Scutari. Diese Stadt, die für eine Vorstadt von Constantinopel gilt, liegt auf dem andren Ufer des Canals, auf einem schiefliegenden Boden, so daß sie wie ein Amphitheater erscheint, und durch die Mischung von Bäumen, Häusern, Moscheen und Minarets einen sehr mahlerischen Anblick gewährt. Man schätzt die Volksmenge auf sechzigtausend Seelen, von denen der größte Theil Muselmänner sind. Diese Stadt dient den Caravanen von Asien zum Versammlungsort und zur Niederlage: sie treibt einigen Handel ins Innere des Landes und mit Constantinopel. Es giebt hier auch

einige Fabriken von seidnen und baumwollenen Zeugen. Der umliegende Boden ist ziemlich gut angebaut, und liefert Getreide, Gartengewächse und Früchte, und vorzüglich Trauben, die man den ganzen Winter hindurch, und einen Theil des Frühlings aufbewahrt.

In Scutari hält sich einer von den großen Mollas des Reichs, der Rechtspflege halber auf. Seine Gerichtsbarkeit erstreckt sich über die Gegend des Canals des schwarzen Meeres, von der asiatischen Seite, und einige Meilen weit ins Innere des Landes hinein. Unter ihm stehen ein Naib oder Lieutenant und einige Schreiber. Die Polizey verwalten ein Detaschement Bostangis, unter dem Commando eines Capitains, den der Bostangi-Bacha ernennt, und ein Detaschement Janitscharen unter der Aufsicht eines Officiers der unter dem Befehl des Janitscharen Aga von Constantinopel steht.

Die Begräbnißplätze von Scutari sind die schönsten im ganzen Türkischen Reiche, durch ihren Umfang, die Pracht der Grabmahle und die Höhe und Dichtigkeit der Bäume. Die reichen Türken geben aus Stolz oder Frömmigkeit den Begräbnißplätzen von Asien den Vorzug. Sie betrachten dieses als eine heilige, den wahren Gläubigen zugehörige Erde, indeß Europa nach ihren Vorstellungen einmal in die Hände der christlichen Mächte gerathen und von ungläubigen Füßen wird betreten werden.

Diese Begräbnißplätze liegen oberhalb der Stadt, und erstrecken sich von Osten nach Süden, nach dem Meer hin, und in die Gegend der Stelle, wo ehemals Chalcedon stand.

Ehe wir uns in diesen Wald von Cypressen versenkten, besuchten wir die Magazine von verfertigten Grabsteinen; wir fanden daselbst ein Sortiment allen Ständen und Gewerben angemessen, und von einer Mannigfaltigkeit, um den Geschmack eines jeden zu befriedigen, mehrere Arbeiter waren dabey beschäftigt, den Marmor zu behauen, ihm allerley Gestalten zu geben, und auf einer Seite desselben Blumen, Lobsprüche, oder Stellen aus dem Koran, einzuhauen.

Wenn man sich in den Wald vertieft, flößt der Anblick der Gräber, die Stille, die in diesem dem Tode geweihten Orte herrscht, das dunkle, einfache Grün der Cypressen, durch deren dichtes Laub kein Strahl der Sonne dringt, der klagende Gesang der Turteltauben, und die Gegenwart einer jungen Gattin, die am Grabe ihres Mannes weint, einer Mutter, die den Verlust ihres geliebtesten Kindes betrauert, oder eines Greises, der den letzten Sprößling seines Hauses hat hinwelken sehen, schwermüthige Gefühle ein, und stimmt das Gemüth zu ernsthaften Betrachtungen.

Die Gräber stehen sehr dicht an einander, und sind von sehr verschiednen Formen. Die armen Türken, begnügen sich an jedem Ende des Grabes einen einfachen

Leichenstein, ohne Inschrift und Verzierung aufzurichten. Mehrentheils aber findet man zwey gehauene und verzierte Marmorplatten, von denen einer, auf dem ein Turban ruht, wie ihn der Verstorbne zu tragen pflegte, mit einer Inschrift versehen ist, die das Alter, und den Stand des Todten, und einen Spruch aus dem Koran enthält; den andern Marmorstein ziert eine Cypresse, oder eine Blumenvase, erhaben gearbeitet, auch zuweilen eine zweyte Inschrift; die Buchstaben sind immer erhaben, und entweder schwarz gemahlt, oder vergoldet. Die Gräber der Weiber sind daran kenntlich daß eine von den Marmorplatten, anstatt mit einem Turban zu prangen, sich gewöhnlich in Gestalt eines Pilzes endigt. Die Gräber der Reichen sind an den Seiten ausgemauert: einige sind wie die Sarkophagen der Alten, ungefähr drey Fuß erhöht, und bestehen aus vier Marmorplatten, an deren beyden Enden, zwey, sieben bis acht Fuß hohe Säulen stehen, von welchen eine mit einer langen Inschrift versehen ist. Der obere Theil des Sarkophages ist ganz frey, und zeigt die Erde, welche den Leichnam deckt. Zuweilen umgiebt man einen kleinen Platz, mit einer Mauer oder Pallisade, welcher mehrere Gräber faßt. Gewöhnlich aber pflanzt man am Ende eines jeden Grabes eine Cypresse, wodurch die Begräbnißplätze der Türken, mit der Zeit, dichte Wälder werden.

Die ersten Jahre nach der Beerdigung, kommen die Verwandten von Zeit zu Zeit, oder an bestimmten Tagen, und vergießen Thränen auf dem Grabe des Ver-

storbenen, und bringen den ganzen Tag in der Betrübniß zu. Einige die ihren Verlust besonders tief empfinden, ziehen Blumen auf dem Grabe, pflegen des Cypressenbaums, und verrichten Gebete bey demselben.

Wir entfernten uns von diesen traurigen Gegenden, um angenehmere Gegenstände aufzusuchen. Eine Viertelmeile ostwärts von Scutari, liegt der Berg Burgurlu, von dem man ganz Constantinopel übersehen kann. Der Weg dahin ist ziemlich angenehm; wir giengen durch ein kleines Dorf, aus dem eine Menge Personen kamen, welche Pferde mit irdenen Flaschen beladen, führten. Man sagte uns, daß Sultan Selim und beynahe alle Großen der Hauptstadt, kein anderes Wasser als von der Quelle dieses Dorfes tränken, weil man es für das leichteste und gesündeste um ganz Constantinopel hält. Wir kosteten es, und fanden, daß es seinen Ruf zum Theil verdient. Der Hügel, auf dem die Quelle entspringt, zeichnet sich durch nichts aus, als einen leichten Rasen, und einige Bäume, die ihn beschatten: die Türken kommen oft unter denselben zusammen, um eine Tasse Caffee zu trinken, eine Pfeife zu rauchen, und eine einfache Mahlzeit einzunehmen.

Wir genossen eine Zeitlang des bezaubernden Anblicks, der sich uns darbot; ohne je müde zu werden, betrachteten wir abwechselnd die Stadt und den Hafen, den gewundenen Canal des schwarzen Meeres, und die zahlreichen Dörfer, längs der Küste zerstreut, das Meer von Marmora mit Inseln bedeckt, und die immer grü-

nenden Felder von Asien und Europa. Doch der Schauplatz mußte sich umwandeln, es war Zeit den Ort zu besuchen, wo wir den religiösen Ceremonien der Derwische beywohnen sollten, welche die Heulenden genannt werden.

In einem ziemlich engen, viereckigten, schlecht erleuchteten, und überhaupt übel aussehenden Saal, fanden wir eine drey bis vier Fuß erhöhte Gallerie für die Männer, und über diese, ein Chor für die Weiber, mit dichten Gittern versehen. Auf der einen Seite war ein Raum, etwa einen Fuß tiefer, als der Fußboden des Saales, und wo wir uns wie im Parterre befanden. Die Mitte des Saales nahmen etwa dreyßig geistliche Personen von verschiednem Stande ein, nach ihren Turbans zu urtheilen. Einige erschienen als Janitscharen, andre als Tschocodars, noch andre als Bostangis; einige trugen die länglichten, beynahe Cylinderförmigen Filzmützen der Derwische. Der Superior des Ordens trug einen Turban, der denen der Rechtsgelehrten glich; und einige waren mit der grünen Binde der Emirs versehen.

Die Ceremonie fieng mit einigen Gebeten an, nach welchen sich die Geistlichen den Bruderkuß, oder Kuß des Friedens gaben. Die Novizen, oder die welche uns von geringerm Ansehen schienen, küßten nur die Hand des Superiors und der Oberhäupter des Ordens mit tiefer Ehrfurcht. Diese standen an der Mauer in einer etwas gekrümmten Linie; hinter ihnen hiengen an der Wand ver-

schiedne eiserne Werkzeuge um sich besondre Theile des Körpers zu durchbohren, um glühende Kohlen aufzufassen, und sie auf die Zunge zu legen, einige waren bestimmt, im Feuer geglüht zu werden, um damit hernach verschiedne Theile des Leibes zu berühren. Vor den Oberhäuptern, in der Mitte des Saals, saßen in einer gekrümmten Linie, die Derwische in einer demüthigen Stellung, auf den Knien, oder auf den Fersen ruhend, nach morgenländischer Art. Nach einigen Minutenlangen Gebeten, gab man diesen letztern ein grosses Tamburin, welches mit einigen Saiten, wie die dicksten, auf unsern Baßgeigen bezogen war. Nur eins von diesen Tamburinen, war mit fünf bis sechs feinen Drahtsaiten bespannt. Vor diesen Musikern stand ein brennendes Kohlenbecken, um von Zeit zu Zeit, die Instrumente zu erhitzen, und der Haut die gehörige Spannung zu geben. Der Superior schlug den Takt, und leitete die Bewegung der Instrumente, mit Zymbeln; und zwey andre rührten zwey kleine Pauken. Diese Musik diente einigen Gesängen, zum Lobe Mahomets, zur Begleitung, welche alle Geistliche, einstimmig mitsangen.

Während dieses eintönigen und langweiligen Concerts, wurde man zuweilen durch den Anblick eines Geistlichen erschüttert, der, als von der Allmacht Gottes ergriffen, sich dem Superior darstellte. Er fiel allmählig in Zuckungen: dann wurde sein Körper starr und steif, und bekam ein todtenähnliches Ansehen. Er fiel den dienenden Brüdern in die Arme, die ihn durch Berührung des Gesichts, der Brust, hauptsäch-

lich aber der Arme und Schenkel, zum Leben zurückzurufen suchten. Einige von diesen Personen, schienen in einer bloßen Verzuckung zu seyn, und die Rückkehr ins Leben geschah langsam und allmählig: Andere aber schienen vollkommen todt. Die dienenden Geistlichen legten sich auf die Erde, und versuchten vergeblich alle Mittel, um sie wieder ins Leben zu bringen; wenn nunmehr alle gewöhnlichen Wege fehlschlugen, nahte sich der Superior um seine Macht anzuwenden. Er streckte seine Hand über das Gesicht des Todten aus, der sogleich sich erholte, und mit Hülfe eines Laienbruders plötzlich aufstand. Dieses Schauspiel welches während der ganzen Ceremonie fortdauerte, ward gegen das Ende häufiger aufgeführt, indem das Heulen dieser Fanatiker dabey fortdauerte.

Wir hatten schon eine halbe Stunde die ermüdende Musik, und die widrigen Zuckungen mit angesehen, als zwey, bis an den Gürtel entkleidete Männer, den Schauplatz einnahmen. Jeder war mit zwey eisernen, etwa einen Fuß langen Stäben bewaffnet, die an einem Ende zugespitzt, und an dem andern mit einer hölzernen Kugel, und ringsum mit kleinen Ketten versehen waren, von denen das letzte Glied, die Gestalt eines spitzigen Nagels hatte. Diese Männer machten verschiedne Bewegungen vorwärts und rückwärts, mit großer Kraft und Schnelligkeit, und schienen sich die Spitzen der beyden Eisen in den Leib zu stoßen, doch trugen sie immer Sorge den Daumen unter die Spitze zu halten. Uebrigens hindert doch die Schnelligkeit und

Mannigfaltigkeit der Bewegungen, und das Geklapper der Ketten ihre List deutlich zu bemerken. In der Folge gaben sie vor, sich die Werkzeuge in die Ohren, die Augen und die Stirne zu stoßen; hier war aber ihre Vorsorge sichtbarer, und ihre Bewegungen nicht so rasch, und ein Derwisch hüllte sie schnell in seinen Mantel, und streckte sie auf der Erde aus, wo sie einige Minuten wie todt liegen blieben. Nachher standen sie auf und rieben sich das Gesicht und den Leib, und schienen dann von allen ihren Wunden geheilt.

Zuweilen sollen diese Ceremonien noch mannigfaltiger seyn, und diese Fanatiker legen sich, wie man uns sagte, glühende Kohlen auf die Zunge, und halten den Mund an heiße Eisen.

Als die Instrumente aufhörten, stellten sich beynahe alle Derwische in einen Kreis, und sprachen das Wort Allah anfänglich langsam, dann schneller aus, je nachdem zwey die in der Mitte saßen, den Ton angaben, und dazu Gesänge Mahomet und seinen Abkömmlingen zu Ehren, sangen. Die erstern schüttelten den Kopf, zuweilen vorwärts, nach der Seite, oder im Kreise herum, langsamer oder schneller, nach dem Takt des Gesanges. Zuweilen bewegten sie den Leib, rückwärts, vorwärts, rechts und links, bis sie von Müdigkeit ganz erschöpft, und im Schweiße gebadet waren. Sie holten dann einen Augenblick Athem, und fingen von neuem wieder an, entweder das Wort Allah auszusprechen, oder einen bloßen Laut, wie Heh oder

Hui, auszustoßen, der tief aus der Brust hervorzukommen schien. Die kurzen Pausen zwischen diesem Gebrüll wurden durch den Gesang der beyden im Kreise sitzenden, ausgefüllt. Bey den Oberhäuptern bemerkten wir mehr Zurückhaltung, mehr Ruhe, weniger Ausgelassenheit, und Fanatismus; diejenigen unter ihnen, die sich von Zeit zu Zeit unter die Heulenden mischten, schonten ihre Kräfte und strengten ihren Leib weniger an.

Wir verließen den Saal mit Kopfschmerzen, und einem allgemeinen Mißbehagen, den Folgen des abscheulichen Geschreys, und des widrigen Schauspiels. Wir empfanden die Nothwendigkeit, uns zu zerstreuen und, frische Luft zu schöpfen; wir lenkten demnach unsre Schritte nach Kavac-serai welches an der Seeküste, eine halbe Meile südwärts von Scutari liegt. Dieser ist ein kaiserlicher Pallast den Amurath der vierte erbaute, der aber jetzt verlassen ist, ob er gleich eine angenehme Lage, schöne Gärten, und die Aussicht über den Propontis, Constantinopel, und die Küste von Asien und Europa hat. Dem ungeachtet haben die letzten Fürsten ihrem Pallast am Canal den Vorzug gegeben, weil der Luftzug, welcher regelmäßig alle Tage vom schwarzen Meere kommt, ihnen eine Kühle verschafft, die man zu Kavac-Serai vermißt: übrigens mögte auch die Nähe der Begräbnißplätze von Scutari vielmehr zu ernsthaften Betrachtungen als zum Vergnügen stimmen.

Wir brachten den übrigen Theil des Tages bey einer Quelle in dem kühlen Schatten einiger Platanen zu.

Dort hatte uns unsere Caique schon lange erwartet. Ein gewandter Grieche hatte für unsre Janitscharen und Bootsleute ein reichliches Pillau und einige Leckereyen bereitet; und für uns eine Mahlzeit, die durch regen Appetit, unsre Bemerkungen, und den Anblick der vortrefflichen Gegend gewürzt ward.

Wenn die Einwohner von Megära, als sie am südlichen Eingange des Bosphorus eine Stadt unter dem Namen Procerastis erbaueten, die Absicht hatten, einen Handelsort zu gründen, so hat man mit gutem Grunde der Stadt den Spottnamen Chalcedon, oder die Stadt der Blinden beygelegt, weil sich zehen Schritte davon ein weitläuftiger und sicherer Hafen zeigte; hatten sie aber ihr Augenmerk bloß auf den Ackerbau gerichtet, so besaß Chalcedon alle Vortheile eines weitläuftigen Gebiets, und einer angenehmen Lage: auf einer Landspitze am Propontis, gegen die Nordwinde geschützt, in geringer Entfernung von den Prinzeninseln, vereinigt sie alle Vortheile, und es darf uns nicht befremden, daß sie mächtig wurde und sogar mit dem bald nachher gestifteten Byzanz um den Vorrang buhlte. Uebrigens hatte Chalcedon zwey kleine Häfen, deren Dämme man noch erkennt, und die ihren Bedürfnissen und dem Handel angemessen waren.

Mit unserm Tagewerke sehr zufrieden, begaben wir uns noch vor Sonnenuntergang in unser Fahrzeug um in die Stadt zurückzukehren. Die ganze Küste, welche sich einige Klafter über die Oberfläche des Wassers

erhob, war jetzt mit mehrern Gewächsen und verschiednen blühenden Pflanzen bedeckt, welche die vortrefflichste Wirkung hervorbrachten, und das Gemälde, welches uns die Cypressen von Scutari und die ersten Hügel von Asien darboten, lieblich zierten. Das Meer ist hier nie in solcher Bewegung um die Küste weit hinauf zu bespülen, und einen etwas beträchtlichen Strand zu bilden, und wenn der Boden es erlaubt, wachsen die Pflanzen bis an den Rand des Wassers.

Siebenter Abschnitt.

Beschreibung der Gegenden um Constantinopel. Spazierritte des Sultans. Gründung von Levens-schiflit. Pulverfabrik von St. Stephano. Gebräuche der Morgenländer.

Als der Bürger Descorches zu Constantinopel ankam, war ihm, wie er sagte, unsre Sendung ganz unbekannt. Er hatte bey seiner Abreise keinen uns betreffenden Auftrag erhalten, auch keine Briefe oder Nachrichten über unsre Reise, vorgefunden. Es befremdete uns eben nicht, daß man uns bey der allgemeinen Gährung in der sich damals Frankreich befand, vergessen hatte. Ueberdem waren die Minister, welche uns nach der Levante

geschickt hatten, nicht mehr am Ruder, oder auch nicht mehr am Leben.

Bey den durchaus veränderten Umständen, war der Zweck unsrer Reise nicht mehr der nemliche geblieben, und es war uns unbekannt, ob die gegenwärtigen Gewalthaber unsre Reise noch für eben so nützlich, als die vorhergehenden halten, und uns die versprochene Unterstützung, welche wir nicht entbehren konnten, ferner gewähren würden. Wir beschlossen daher, entweder in unser Vaterland zurückzukehren, oder dem Rath des Bürgers Descorches gemäß, die Entscheidung unsers Schicksals, durch den Minister der auswärtigen Affairen in Constantinopel abzuwarten. Um aber auf alle Fälle den größten Vortheil von unsrer Reise zu ziehen, eilten wir, alle Kenntnisse zu sammeln, die ein Aufenthalt von einigen Monaten uns gestatten würde; wir durchstrichen sorgfältig die Stadt und ihre umliegenden Gegenden, und richteten unsre Schritte überall hin, wo wir hoffen konnten eine interessante Entdeckung zu machen.

Obgleich der Boden in der Gegend um Constantinopel dem Wein und Getreidebau, und allen Baumfrüchten unsers Himmelsstriches sehr angemessen ist, bemerkt man doch beynahe keine Cultur, außer in der Nähe des Canals. Westwärts von der Stadt ist der Boden ziemlich eben, und bildet eine weitläuftige Ebene, auf dem ein betriebsames, dem Ackerbau ergebnes Volk einen reichlichen und mannigfaltigen Unterhalt finden

würde; an der Nordseite ist der Boden ungleich und besteht aus Anhöhen und Thälern, von dem Hafen bis an das schwarze Meer. Beynahe dieser ganze Strich besteht aus Thonschiefer, aber die mehr oder minder tiefe Erdlage, welche ihn bedeckt, ist von fruchtbarer Beschaffenheit, hauptsächlich in den Thälern; es sey aber nun, daß der böse Genius des Despotismus alle Quellen der öffentlichen Wohlfahrt verstopft, oder daß die Türken dem Ackerbau abgeneigt sind, und wie ihre Vorfahren den Waffen, dem Rauben und Plündern, oder dem Handel den Vorzug geben, so ist es doch gewiß, daß überall die fruchtbarsten Länder unbenutzt liegen; und nur die Griechen, Armenier und Araber beschäftigen sich mit dem Ackerbau, wenn sie von den Agenten der Regierung nicht zu sehr gedrückt, oder nicht von räuberischen, verwüstenden Horden, welche die Paschas entweder absichtlich dulden, oder nicht unterdrücken können, geängstigt werden.

Wenn man die hohe Vorstadt Pera verläßt, kommt man in eine ungleiche, wenig angebaute Gegend: linker Hand liegt ein schmales, tiefes und sehr fruchtbares Thal, in dem man einige Küchengewächse baut. Jenseits dieses Thals erblickt man auf einem hohen Strich Landes das Dorf St. Dimitri, welches man noch als eine Vorstadt von Constantinopel betrachten kann. In der Nachbarschaft desselben sieht man einige Weinberge und Gärten. Ist man durch ein zweytes Thal gewandert, kommt man auf eine weitläuftige wüste Ebene welche Okmeidan heißt, und die der Sultan zuweilen

im Sommer besucht, von seinen Hofbedienten und Pagen begleitet. Hier bringt er den Tag in einem schönen Kiosk oder einem prächtigen Zelte zu, und belustigt sich einige Pfeile abzudrücken.

Die Schmeichelen, welche sich in der Nähe der Großen immer geschäftig erweist, hat nicht ermangelt zu bemerken, daß alle Pfeile, die aus der Hand des Fürsten flogen, eine ungeheure Weite erreichten, und um das Andenken zu verewigen, ist jedesmal daß der Sultan sich auf diese Art belustigte, eine marmorne Säule aufgerichtet, welcher eine lange Inschrift eingegraben ist.

Die Pagen die sich mit ihm übten, hüten sich sorgfältig ihre Kräfte und Geschicklichkeit aufzubieten, sondern sind im voraus überzeugt, daß das Ziel, welches der Sultan erreicht, für ihre Bemühungen viel zu weit entfernt ist.

Nachher halten die Pagen zu Pferde Spiegelgefechte mit Lanzen, die im ganzen Orient sehr üblich sind; die Kunst besteht darin, daß man mit aufgehobnem Arm, im vollen Rennen, diese Waffen mit der größten Kraft fortwirft, und seinen Gegner, aus einer beträchtlichen Entfernung mit der Spitze erreicht. Nachher aber muß der Krieger, er mag seinen Feind getroffen oder verfehlt haben, um nicht unbewaffnet zu bleiben, im vollen Lauf, ohne abzusitzen, sein Gewehr wieder aufnehmen. In den Spiegelgefechten aber bedient man

sich eines Stockes, welcher Djerid genannt wird, und aus leichtem Holze, Weiden oder Dattelholz, gedrechselt ist; ohne diese Vorsicht könnten sich leicht üble Zufälle ereignen, wenn der Djerid von härterm oder schwerem Holze wäre.

Wir sind mehrere Male Zeugen der Geschicklichkeit der Morgenländer in diesen Uebungen, in allen Theilen des türkischen Reichs gewesen, und haben bemerkt, mit welcher Gewandtheit sie, zuweilen bey dem ersten Versuch ihren Djerid wieder auffassen. Dieses Gefecht ist unter den Arabern häufiger als unter den Türken und Persern, und kann nur unter einer kleinen Anzahl von Streitenden Statt finden.

Auf dem Wege nach den Dörfern Belgrad und Bujuk Déré kommt man nach einem anderthalbstündigen Marsche zu einer Art von Meierey, welche Levens-Schiflit genannt wird, und mit reizenden Gärten, und weitläuftigen und schönen Gebäuden geziert ist. Hassan dem es der Sultan Abdul Hamid als Lehen verliehen hatte, bildete es zu einem Lustorte, und setzte eine Wache von Levens oder Seesoldaten hin, um die Räubereyen und Diebstähle zu vermindern, welche auf dieser Straße, bis unter den Mauern der Hauptstadt, verübt wurden.

Die meiste Aufmerksamkeit erregt gegenwärtig in Levens-Schiflit eine Fabrik von europäischen Schießgewehren und Bajonetten, die ein spanischer Ingenieur,

zu Anfange der Regierung Selims, hier anlegte: sie wurde bald nach ihrer Errichtung vernachlässigt und beynahe aufgegeben, ist aber wieder in Gang gekommen, seitdem Selim, der Capudan-Pascha und einige Mitglieder des Staatsraths, die Ueberlegenheit unsrer Gewehre, und die Vorzüge unsrer Taktik eingesehen, und beschlossen haben, sie allmählig bey der türkischen Armee einzuführen.

Gegenwärtig wird ein Theil der Gebäude von einem Corps Infanterie, von zwölfhundert Bostangis, auf europäische Art exercirt und besoldet, bewohnt. Viertausend Canonier, Bombardierer und Feuerwerker nehmen einen andern Theil ein, wie auch eine Compagnie reitender Artillerie. Auch schien es, daß man die Absicht hatte, hier Cavallerie in Casernen zu legen, nach dem Umfange der Ställe und der Beschaffenheit der Gebäude zu urtheilen, die man zu eben der Zeit errichtete, als der Sultan und die mehresten Mitglieder des Divans daran arbeiteten, eine stehende Armee, nach Art der Europäischen, zu organisiren.

Selim hätte ohne Zweifel, aller Hindernisse unerachtet, welche ihm der Empörungsgeist der Janitscharen, und die Abneigung der ganzen Nation gegen alle Neuerungen entgegenstellten, seine Plane durchgesetzt, wenn nicht Paswan Oglu, ein eben so unternehmender als außerordentlicher Mann, durch seinen Muth, und die Unterstützung derer, welche sich vor dem Gelingen der Projekte des Capudans fürchteten, Mittel gefun-

den hätte, die großen Absichten der Pforte zu entkräften, welche vielleicht einzig und allein die Herrschaft des Sultans zu befestigen, und den Umsturz dieses großen Reichs zu verzögern, im Stande waren.

Ich werde in der Folge diesen Mann, den geheime Triebfedern in Bewegung setzen, und dessen sich die Politik, jedesmal wenn sie seiner bedarf, bedient, genauer beschreiben.

Nachdem man durch Levens-Schiflik gekommen ist, gelangt man auf verschiednen Wegen nach Belgrad, Tarapia und Bujuk-Déré, Dörfer wo sich die europäischen Gesandten gewöhnlich im Sommer aufhalten. Nordwärts und westwärts vom ersten findet man einige ehrwürdige Wälder, in denen sich wilde Schweine, Hirsche, Rehe, Schakals und Raubvögel aufhalten. Die große Sassaparille (Smilax excelsa) schlingt sich bis an den Gipfel der mehresten Bäume dieser Wälder, und hüllt sie mit ihren Zweigen und ihrem Laube ein.

Begiebt man sich nach der westlichen oder entgegengesetzten Seite der Stadt, wo der ebne und fruchtbare Boden den Bewohner ganz eigentlich zum Ackerbau aufzumuntern scheint, so erstaunt man nicht wenig über die furchtbaren Wirkungen des Despotismus, die Stille die überall herrscht, die theils ganz verlassenen, und theils schlecht bestellten Felder, welche mehr unfruchtbare Grenzen, einer von Landstraßen, Häfen und volkreichen Städten entfernten Provinz, als die

nahen Umgebungen einer großen Hauptstadt zu seyn scheinen.

Auf einem ungeheuern Strich Landes in der Gegend der Straße nach Adrianopel, Rodosto und St. Stephano, findet man nur drey bis vier Meierhöfe, die theils Dienstlehen eines wichtigen Postens, theils ein unveräußerliches Eigenthum irgend einer kaiserlichen Moschee sind.

Wenn man den Weg zunächst am Meer verfolgt, gelangt man in zwey Stunden nach St. Stephano, einem griechischen Dorfe, wo der Sultan, vor einigen Jahren, unter der Aufsicht eines Italieners, eine Pulverfabrik angelegt hat. Die Unwissenheit der Türken in diesem Stück ist immer so groß gewesen, daß sie lange Zeit ihr Pulver von den Venetianern kauften, und noch jetzt nicht im Stande sind, das ihrige bis zu dem Grade von Vollkommenheit zu bringen wie das europäische. *) Das türkische Pulver taugt gar nicht zur Jagd, und die Capitains, welche nach der Levante handeln, treiben beynahe durchgängig einen vortheilhaften Nebenhandel

*) Businello, der als venetianischer Gesandte in Constantinopel seine Nachrichten von der ottomannischen Monarchie sammelte, weiß von dieser Pulvereinfuhr nichts. Er lobt vielmehr das türkische Pulver, bemerkt jedoch dabey, daß wenn dasselbe nicht die Kraft des europäischen hat, dieses daher rührt, weil zu wenig Salpeter dazu genommen wird.

mit europäischen Pulver, weil die Türken demselben wegen seines feinern Korns zu ihren Pistolen und Karabinern den Vorzug geben, und die Europäer, welche sich mit der Jagd belustigen, es gar nicht entbehren können.

Die Gegenden um St. Stephano sind von der Mitte des Septembers bis zum Ende des Octobers vortrefflich zur Wachteljagd. Auch schießt man wilde Enten, während des Winters an den Ufern des Sees der unter dem italienischen Namen Ponto piccolo (türkisch Kutchuktchesmé) bekannt ist. Dieser See ist sehr fischreich; ich habe zu Constantinopel oft ungeheure Karpen gesehen, die man in demselben gefangen hatte, die 50 bis 80 Pfund wogen, und drey bis vier Fuß lang waren.

Der Weg nach St. Stephano, den wir zu Fuß zurücklegten, gieng durch Felder die mit Disteln, Gräsern und allerley Pflanzen bedeckt waren, die uns im Gehen sehr lästig fielen, und sehr aufhielten. Wir hatten gehofft denselben Tag zu Wasser zurückzukommen, um die Küste zu beobachten, aber da es schon spät war, als wir die Fabrik verließen, konnten wir kein Fahrzeug bekommen, und mußten uns daher, unsrer Müdigkeit zu gefallen, entschließen, bey einem griechischen Popen eine sehr frugale Abendmahlzeit einzunehmen, und die Nacht auf einem Sofa zuzubringen, den Angriffen der Wanzen und Flöhe ausgesetzt, die im ganzen Orient sehr häufig sind.

Die Morgenländer sind in ihrem Amöblement weit einfacher, als wir, wissen also nichts von Betten; sie haben bloß in ihren Häusern eine gewisse Anzahl sehr leichter Matratzen von Wolle oder Baumwolle, die man zur Zeit des Schlafengehens, auf der Erde oder auf dem Sofa ausbreitet und auf denen sie die Nacht zubringen. Die Weiber legen ihren Schmuck und Putz ab, und die Männer ziehen ihre Oberkleider aus, wechseln den Turban, und legen sich wie die Weiber, bekleidet zur Ruhe. Sie decken sich mit durchgenäheten Decken, an welche die Reichern ein baumwollen oder leinen Tuch befestigen, welches gewöhnlich nur alsdann gegen ein andres vertauscht wird, wenn es sehr schmutzig oder zerrissen ist.

Den andern Morgen nimmt man die Matratzen und Decken weg, und hebt sie in Schränken auf, und das Schlafzimmer wird wieder zum Gesellschaftszimmer oder zum Speisesaal. Bey den Griechen, Armeniern und bey den armen Juden schläft die ganze Familie in einem Zimmer, aber bey den Türken ist das Zimmer der Männer immer abgesondert von dem der Weiber.

Da der Gebrauch der Tische und Stühle den Morgenländern ebenfalls unbekannt ist, sind ihre Sofas ihre vornehmsten und beynahe einzigen Möbel: gewöhnlich nehmen sie drey Seiten des Zimmers, unter den Fenstern und die Seiten daneben ein: sie liegen entweder unmittelbar auf dem Fußboden, oder einige Zoll, auch einen Fuß erhöht auf einer Estrade von Brettern.

Man überzieht sie mit schönen Zitzen, seidnen Zeugen, Sammt oder Tuch, mit baumwollnen, seidnen, silbernen oder goldnen Frangen besetzt. Große Küssen von der Länge des Sofas dienen zu Rückenlehnen, und sind wie diese überzogen und besetzt; mitten in der Stube legt man Teppiche oder Matten. Gegen über der Eingangsthüre bleibt ein Theil des Fußbodens unbedeckt. Dieser ist fünf bis sechs Zoll niedriger, als das übrige Zimmer und dient zum Gange, um in die Seitengemächer zu kommen.

Der Sofa dient als Sitz bey Tage und als Bette bey Nacht: auf ihm bringen die Morgenländer einen großen Theil ihres Lebens mit untergeschlagnen Beinen sitzend zu. Zuweilen um ihn zu schonen, sitzen sie auf dem Teppich, und des Nachts ziehen sie die Ueberzüge ab.

Man kann sich leicht vorstellen, daß bey dieser Art, auf dem Fußboden zu leben, auf Matten oder Teppichen, die man nicht abfegt, und eben so wenig ausklopft oder schüttelt, in hölzernen Häusern, unter einem heißen Himmelsstriche, bey einem Volke, dem der Gebrauch der Wäsche beynahe unbekannt ist, welches die Kleider des Nachts anbehält, und sie gewöhnlich nur wechselt wenn sie abgenutzt sind, Flöhe und Wanzen und allerley Ungeziefer im Ueberfluß seyn müssen: dieses war auf unsrer Reise auch unsre größte Plage, weil es unmöglich ist sich ihrer zu erwehren, wo sie sich einmal eingenistet haben.

Die Wanzen und Flöhe aber hinderten uns nicht allein am Schlafen; es leuchtete uns noch eine Lampe, die vor dem Bilde der Jungfrau Maria brannte, wie solches Tag und Nacht in allen griechischen Häusern üblich ist. Wir wagten es nicht sie auszulöschen, weil wir den guten Geistlichen, der uns mit der größten Freundlichkeit aufgenommen hatte, dadurch zu sehr gekränkt haben würden.

Auf dem Wege nach St. Stephano hatten wir den doppelten Graben und die doppelte Mauer in Augenschein genommen, welche Constantinopel nach der Landseite zu schützt, und die unerachtet der mannigfaltigen Angriffe, welche diese Stadt erfahren hat, noch sehr gut erhalten ist. Auf dem Rückwege nahmen wir uns vor, die Mauer, welche sie ehedem von einem Ende bis zum andern an der Seeseite beschützte, und die sich längs dem Hafen bis in die Gegend von Ejup erstreckte, zu untersuchen. Wir schifften uns am andern Morgen auf einer Caique ein, und in anderthalb Stunden befanden wir uns vor der kleinen runden Festung, welche unter dem Namen der sieben Thürme bekannt ist, und am südlichsten Ende der Stadt liegt. Gegenwärtig ist es nur noch ein Staatsgefängniß, in welches man die Gesandten und Agenten fremder Mächte einsperrt, wenn die Pforte mit ihnen in Krieg verwickelt ist.

Die Mauern, welche man nachher sieht, sind zum Theil zerstört. Man bemerkt an derselben verschiedne Inschriften, welche den Zeitpunkt bestimmen, wo die

griechischen Kaiser daran haben arbeiten lassen. Auch sieht man Trümmer von Säulen, deren sich die Türken bedient haben, um die Breschen auszufüllen, die während der Belagerung entstanden, ehe sie Meister von der Stadt wurden.

Hierauf erreichten wir das Thor von Daud-pacha, neben welchem sich der alte Hafen des Theodosius oder der von Eleuthera befindet. Weiter hin verweilten wir bey Catirga-Cimani oder dem Galeeren-Hafen, den Julian anlegen und Mahomet der Zweyte wieder herstellen ließ: gegenwärtig aber ist er ausgefüllt, und größtentheils wie der andre in Gemüsegärten, verwandelt.

Diese beyden Häfen, welche zwar für das Seewesen unbrauchbar sind, würde eine aufgeklärtere Nation als die Türken, dennoch ausgraben und unterhalten, weil man dadurch den Transport der Lebensmittel und Waaren, nach allen Gegenden dieser großen Stadt erleichtern könnte, indem der ungleiche und bergigte Boden, auf dem sie steht, den Gebrauch der Wagen nicht begünstigt.

Wir fuhren mehr als eine Stunde längs den Mauern der Stadt, ehe wir nach dem Serail gelangten. Hier erhoben sich Cypressen, Fichten und Platanen über die äußere Mauer; weiterhin bemerkt man verschiedne irreguläre Gebäude, Kuppeln und Minarets, in dem ungeheuren Bezirk, welcher ehedem das alte Byzantium

ausmachte: längs der See sind verschiedne Kiosks zu sehen, wo der Sultan zuweilen hinkommt, um sich des Anblicks des Propontis zu erfreuen, und um die Kühlung einzuathmen, welche im Sommer täglich von dem schwarzen Meer herüber weht.

Endlich als wir die Spitze des Serails erreicht hatten, ließen wir den Hafen links, Scutari rechts, und landeten bey Top-hana, ostwärts von Galata.

Achter Abschnitt.

Beschreibung des Bosphorus und der umliegenden Gegenden. Ankunft zu Bujuk-Déré. Von den Platanen daselbst. Spuren eines Vulkans an dem Einfluß des schwarzen Meeres.

Den 25sten Prairial beschlossen wir uns zu Bujukdéré niederzulassen, einem Dorfe in Europa, fünf Meilen von Constantinopel, nach der Mündung des Canals zu: von hier aus hofften wir, mit mehr Bequemlichkeit, Streifzüge bis auf eine gewisse Entfernung von der Stadt, durch die Felder von Europa und Asien, und nach den Küsten des schwarzen Meeres machen zu können, und die taugliche Jahreszeit zum Beobachten und Einsammeln naturhistorischer Gegenstände vortheilhafter

zu benutzen. Die Frühlingsgewächse waren schon verblüht, und boten uns nur noch ihre Saamen dar, die Sommerpflanzen aber standen in der Blüte und versprachen eine reichliche Erndte. Bey unsrer Zurückkunft aus Egypten im August und September des dritten Jahres der Republik haben wir einige späte Gewächse und viele Saamen eingesammelt, und als wir im sechsten Jahre aus Persien kamen, verliessen wir Constantinopel nicht, ohne die Frühlingspflanzen mitzunehmen.

Wir schifften uns wieder zu Top-hana auf einer Caique mit drey Paar Rudern ein: um dahin zu gelangen, mußten wir bey einer Menge böser, beißiger Hunde vorbey, welche die Europäer mit ihrem Klaffen ermüden, und vor denen man sich sehr hüten muß, weil sie sich zuweilen unversehens für die Stockschläge rächen, die ihnen die Matrosen austheilen. Der Ort, wo man einsteigt, ist groß, unregelmäßig, mit einigen schönen Platanusbäumen bepflanzt, und mit einem Springbrunnen geziert, den ein Capudan-Pacha vor einigen Jahren hier anlegen ließ. Ueber demselben ist ein großes Gebäude von Holz errichtet, mit Vergoldungen, Schnitzwerk und Inschriften überladen. Man erbaute damals eben in dem Artilleriepark, der an diesen Platz stößt, eine dreyfache Casernenreihe, die sich als ein Amphitheater darstellt, und eine gute Wirkung hervorbringt. Auf dem Platze selbst lagen Haufen von Getreide und Früchten aufgeschüttet, auf denen eine Menge Turteltauben und Sperlinge sich sehr gütlich thaten,

ohne die Vorübergehenden oder den Eigenthümer zu scheuen.

Die Türken beweisen in diesem Stück die größte Toleranz: sie erlauben sich weder die Vögel zu tödten, noch sie zu verscheuchen, und einige halten sich sogar für sehr glücklich für ihre Bedürfnisse sorgen zu können. „Müssen diese unschuldigen Geschöpfe, sagen sie, nicht „ihren Unterhalt haben; wenn es Gott gefällt, werden „wir übers Jahr eine reichere Erndte haben." Einige verfertigen an verschiednen Theilen ihrer Häuser zierliche Nester, und büten sich sorgfältig, die Liebeshändel dieser Vögel zu stören, noch vielmehr ihre Jungen zu beschädigen. Diese liebevollen Gesinnungen machen einen seltsamen Abstich mit ihrem ungerechten und harten Betragen gegen die Christen die unter ihnen wohnen, die sie ohne Barmherzigkeit ausplündern; welches auch besser mit ihrem habsüchtigen Charakter übereinstimmt, von dem ich in der Folge mehr zu sagen haben werde.

Wenn man sich vom Ufer entfernt sieht man mit Vergnügen die Vorstädte, und die vielen Dörfer liegen, die nur ein ununterbrochnes Ganze auszumachen scheinen, und wo man zuweilen sehr schöne Häuser, ganz von Holz erblickt, und mit bunten Farben angestrichen. Die türkischen Häuser sind weiß oder roth; die griechischen, jüdischen und armenischen aber schwarzbraun. Diesen ist nicht erlaubt sich der Farben der Muselmänner zu bedienen, denn in der Türkey muß alles, die

Farbe des Kleides wie des Hauses, den Herrn von dem Knecht unterscheiden.

Der Boden besteht, längs dem Canal aus einer sehr fruchtbaren Bergkette von Schiefer, die mit Cypressen, Eichen, Linden, Castanien, Erdbeerbäumen, (Arbousier) Myrten, Esparto und Weinstöcken bedeckt sind, und einen sehr reitzenden Anblick bilden. Diese Hügel sind durch einige äußerst fruchtbare Thäler getrennt, welche das Gemälde noch mannigfaltiger und lockender machen. Mehr oder minder weitläuftige Gärten, mit Blumen und Kiosken geschmückt, die so gestellt sind, daß sie den Luftzug auffangen, und den Canal übersehen, machen die Wohnungen dieser Gegend zu den lieblichsten Lustörtern. Die mehresten reichen Einwohner von Constantinopel bringen hier im Sommer den ganzen Tag zu; auf ihrem Sofa ruhend, mit der Pfeife im Munde, schlürfen sie ihren Caffee, betrachten die Vorübergehenden, und lassen einen Rosenkranz von Seekorallen, Achat oder Edelsteinen, durch die Finger gleiten.

Nahe bey dem europäischen Castell stiegen wir an's Land, um einige blühende Gewächse zu untersuchen, die uns aufgefallen waren; nachdem wir einige Stunden am Lande zugebracht hatten, schifften wir uns wieder ein, und kamen Rumili-hissar vorbey, welches auf einem abhängigen Boden liegt. Dieses feste Schloß, welches unter Constantin Paläologus, dem letzten morgenländischen Kaiser, von Mahomet dem zweyten er-

baut wurde, als er die Eroberung von Constantinopel im Sinn hatte, ist gegenwärtig nicht im Stande ein einziges Kriegsschiff aufzuhalten. Eine einzige Fregatte wäre in der That hinreichend, um die Lavetten der Kanonen, die ganz unbedeckt am Ufer stehen, zu zerschmettern, und das Geschütz unbrauchbar zu machen, wie auch die Kanoniere zu verjagen, die gar keinen Schutz haben. Eben die Bewandtniß hat es mit dem asiatischen Fort, an der andern Seite des Canals, welches eben so wenig die Zugänge zur Hauptstadt beschützen kann.

Wir hielten uns an der europäischen Küste, weil die Gewässer, die aus dem schwarzen Meere kommen, in der Mitte des Canals und an der asiatischen Seite eine stärkere Strömung machen. Die Calquen, welche hinauf fahren, nehmen alle diesen Weg, dahingegen pflegen die Schiffer, wenn sie nach Constantinopel zurückkehren, die Mitte des Canals zu wählen und sich sogar etwas seitwärts nach Asien zu halten, wodurch die Fahrt beschleunigt wird, zumal wenn ein leichter Nordwind ihnen erlaubt die Segel aufzuspannen.

Wenn man überlegt welch eine Menge Wasser das schwarze Meer aus der Donau, dem Dniester, dem Dnieper und Don, wie auch aus allen Flüssen und Strömen empfängt, die von den Caukasischen Gebirgen, Mingrelien, Georgien, Armenien und Natolien herabfließen, so sieht man wohl ein, daß diese ganze Wassermasse einen größern Raum bedurfte, um gehörig aus-

zudünsten, und sich ins Gleichgewicht zu setzen, hätte sie nicht durch den Bosphorus und den Canal der Dardanellen einen Ausfluß gefunden. Auf diesem Wege ergießt sich das Uebermaaß des Wassers unablässig ins mittelländische Meer, und dieses dient zugleich zur Erklärung, warum das Wasser des schwarzen Meers und des Meers von Marmora weniger salzigt ist, als im mittelländischen und atlantischen Meere.

Die Strömung ist so stark in dem Canal, daß er an einigen Stellen weit mehr einem Fluß als einem Arm des Meeres gleicht: und wenn der Südwind nur schwach geht widersetzt er sich ordentlich der Fahrt der Schiffe. Die Richtung der Küsten zwingt das Wasser sich mehr nach Asien hin zu ziehen, und an dieser Seite eine schnellere Strömung zu veranlassen; demungeachtet muß man bey der Spitze von Arnaud-kevi sich ziehen lassen, weil das Wasser hier eine solche Schnelligkeit hat, daß man sich unmöglich der Ruder bedienen kann, ohne sich vom Lande zu entfernen: sobald aber diese Schwierigkeit überwunden ist, bemerkt man die Strömung wenig mehr, und die Richtung der Vorgebirge und Landspitzen macht zuweilen das Wasser wie in den Flüssen aufwärts steigen, welches den Lauf der Fahrzeuge sehr erleichtert.

Wir hatten schon lange ganze Schaaren Vögel bemerkt, die unaufhörlich nach der Mitte des Canals hin- und herflogen, indem sie mit der größten Schnelligkeit die Oberfläche des Wassers streiften. Die Europäer

belegen sie mit dem Namen verdammte Seelen, weil sie in ihnen rastlose Wesen zu sehen glauben, die unablässig von dem Verlangen sich aus dem schwarzen Meer ins mittelländische, und aus dem mittelländischen ins schwarze, zu begeben, gemartert werden. Sobald wir das erste Fort vorbey geschifft waren, befahlen wir unsern Schiffern, die Küste zu verlassen und sich der Mitte des Canals zu nähern. Unsre Absicht war, auf diese Vögel zu schießen, um sie kennen zu lernen und einige aufzubewahren. Wir erreichten sie bald: sie kamen unsrer Caique so nahe, daß wir bey jedem Schuß einige erlegten. Unsre Schiffer waren Türken, und ruderten anfänglich ohne Widerwillen auf die Vögel zu, die wir getroffen hatten; weil wir aber nicht zugeben wollten, daß sie ihnen den Kopf abschnitten, indem dadurch das Gefieder zu sehr gelitten hätte, konnte man sie nur mit der äußersten Mühe bewegen, nach denen hinzurudern, die ein zweyter Schuß getödtet hatte. Wir theilten übrigens auch ihr Mitleiden und erstickten die Vögel, von denen wir nur vier nahmen, so geschwind als möglich, worauf wir sie in ein Tuch hüllten, um sie den Blicken unsrer Schiffer zu entziehen und die Federn zu erhalten.

Die Muselmänner pflegen aus Weichherzigkeit oder Religiosität allen Thieren, die sie durch einen Schuß erlegen, den Kopf abzuschneiden, wenn sie auch schon todt sind. Dieser Gebrauch ist in allen Gegenden hier so allgemein, und wird so gewissenhaft beobachtet, daß wir selbst mit Geld nicht auswirken konnten, daß man

den Vögeln, die man uns brachte, nicht den Kopf abschnitt; sogar wenn wir zugegen waren hielt es äußerst schwer solches zu verhüten.

Der Vogel, den wir geschossen hatten, ist eine Abart des Petrells Procellaria puffinus und unterscheidet sich nur durch seine geringere Größe, und einen ganz schwarzen Schnabel. Er baut sein Nest an den Küsten des schwarzen Meeres, und nährt sich bloß von Fischen. Zum Essen taugt das Fleisch nicht.

Wir erreichten Bujukdéré bey guter Zeit: es war eben ein Feyertag. Gegen Abend wünschten wir noch einen Spaziergang nach der Wiese zu machen, und den berühmten Platanus zu sehen, von dem wir so viel gehört hatten, und von dem einige Reisende eine Beschreibung gegeben haben. Sieben bis acht Bäume von ungeheurer Größe, und an den Wurzeln zusammenhängend, steigen in einem Kreise empor, und lassen in der Mitte einen ziemlich großen, freyen Raum. Viele Griechen und Armenier saßen im Schatten der Bäume auf dem Rasen umher, und rauchten ihr Pfeifchen: verschiedne Gruppen türkischer und armenischer Weiber, in Schleyer gehüllt, von ihren Kindern umgeben, saßen etwas abwärts, und einige reichgekleidete, mehr oder minder junge Griechinnen, zogen die Augen einiger Europäer auf sich, welche der Zusammenfluß von Menschen herbeygelockt hatte. Einige Türken saßen im innern Raum der Bäume, rauchten Taback und tranken Caffee, den man ihnen dicht dabey bereitet hatte.

Der Zeitpunkt war den Untersuchungen, die wir anstellen wollten, eben nicht günstig; demungeachtet näherten wir uns dem Baum, und als wir uns dicht bey den Türken befanden, luden sie uns ein, uns zu ihnen zu setzen: sie boten uns Pfeifen und Caffee an, welches wir annahmen, und mit Hülfe eines französischen Dollmetschers, eine unbedeutende Unterredung mit ihnen führten. In der Folge haben wir Gelegenheit gehabt, zwey dieser Türken in unserm Gasthofe bey uns zu sehen, und sie mit einem vortrefflichen Mittagsessen, und dem besten Wein von Constantinopel zu bewirthen.

Der Platanus hat oft an seinem Fuß einen beträchtlichen Umfang, der zwey bis dreymal größer ist, als der obere Stamm, und zuweilen über dreyßig Fuß beträgt; daher geschieht es oft wenn der Baum vor Alter abstirbt, daß er rings um den Stamm junge Schößlinge hervortreibt, die eben soviel neue Bäume werden: und dieses ist ohne Zweifel der Fall mit dem Platanus von Bujukdéré gewesen. Auch bemerkten wir in der That, daß die sieben bis acht Bäume, aus denen er besteht, einen gemeinschaftlichen Ursprung haben, und an der Wurzel verbunden sind.

Der Platanus wächst wild im ganzen Orient: man findet ihn häufig an den Ufern der Bäche in Griechenland, in den Inseln des Archipelagus, auf der Küste von Klein-Asien, in Syrien und Persien. Das Holz desselben giebt keinem andern in Europa zu Tischlerarbei-

ten nach; es nimmt eine vortreffliche Politur an, und ist sehr schön geädert. Die Perser bedienen sich keines andren Holzes zu ihren Geräthen, Thüren und Fenstern. Dieser Baum wäre es werth in Frankreich häufiger angepflanzt zu werden, sowohl in Absicht auf die Güte des Holzes, als wegen seines schönen Laubes und des kühlen Schattens welchen er verbreitet. In einem guten etwas feuchten Boden gedeiht er zu einer Stärke, die kein Baum in Europa erreicht.

Es ist bekannt daß die Römer diesen Baum nach Italien verpflanzten, und ihn in ihren Gärten und bey ihren Landsitzen dermaßen vervielfältigten, daß Plinius und Horaz über diesen Misbrauch schon in ihren Zeiten klagten.

Bujuk-Déré oder das große Thal, ist ein Dorf an der breitesten Gegend des Canals, an einer Art von Meerbusen, etwa sechs Meilen vom schwarzen Meer. Die Häuser liegen an der Seeküste, und nehmen einen Strich von einer Meile ein; die Häuser der meisten europäischen Gesandten, in dem Geschmack ihres Landes gebaut, zeichnen sich durch ihre Zierlichkeit, und die Schönheit ihrer Gärten aus. Da dieses Dorf mehrentheils von Europäern, Griechen und Armeniern bewohnt ist, könnte der Aufenthalt daselbst äußerst angenehm seyn, wenn die Gesandten sich entschließen könnten, wenigstens auf dem Lande, der Rangsucht und dem Ceremoniel zu entsagen. Wer einen guten Tisch liebt, findet an ihren Tafeln eine Entschädigung für

seine Gefälligkeit, daran Theil zu nehmen, und die Unhöflichkeiten die er oft erdulden muß.

Die armenischen Weiber leben hier wie überall sehr eingezogen, und zeigen sich auf den Straßen nicht ohne Schleyer: die Griechinnen hingegen, schränken sich hier so wenig wie in der Hauptstadt ein, und erheitern noch das Einförmige der Gesellschaften. Doch wäre zu wünschen, daß sie mit ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit und ihrer hübschen Gestalt, einen mehr gebildeten Geist und ein gefühlvolleres Herz verbänden, und weniger Gierigkeit für das Geld, und geringern Geschmack an Kleinigkeiten zeigten.

Der Canal, welcher ehedem unter dem Namen des thracischen Bosphorus bekannt war, ist etwa zwanzig Meilen lang, von der Spitze des Seralls von Constantinopel bis an die cyänischen Inseln. Seine größte Breite beträgt nicht zwey Meilen, und an einigen Stellen ist er so schmal, daß einige alte Schriftsteller behauptet haben, man könne die Vögel von einem Ufer zum andern singen hören, und zwey Menschen könnten sich ohne Mühe einander verständlich machen.

Den Tag nach unsrer Ankunft zu Bujuk-Déré eilten wir, da das Wetter sehr schön, und das Meer vollkommen ruhig war, in das schwarze Meer zu schiffen, um die Küste in einiger Entfernung von der Mündung des Canals zu durchstreifen. Wir stiegen oft an's Land,

theils um die Küste zu untersuchen, theils um die Gewächse und andren Naturprodukte zu beobachten.

Sobald wir bey dem Dorfe vorbey waren, fielen uns an beyden Ufern Merkmale eines Vulkans auf, die wir einige Meilen weit verfolgten. Wir erblickten überall Felsen, die mehr oder weniger zerstückelt und verschoben waren; überall deutete die Unordnung und die aufeinander gehäuften Massen auf die Wirkungen unterirdischer Feuer: man bemerkt Jaspisse von verschiednen Farben, Carneole, Achate und Chalcedon in Schichten. Zwischen mehr oder minder zerstörten Porphyren; einen beynahe aufgelöseten, lockern Bruch, aus Trümmern von Trap mit Kalkspath verbunden; einen hübschen Porphyr mit einem Felsgrund von grünlichtem Trap, mit Kupfer gefärbt: endlich sieht man in einem ganzen Strich von einer halben Meile ein festes Gestein von grünblauem Trap, ebenfalls mit Kupfer gefärbt.

Ohne Zweifel hat dieses letztere die Alten veranlaßt, einigen kleinen Eilanden an der Mündung des Canals an der europäischen Küste, den Namen der Cyäneninseln beyzulegen. Gegenwärtig sind es nur noch sehr kleine Felsen, woraus sich schließen läßt, daß ihre Masse durch die beständige Wirkung des Wassers sich allmählig vermindert hat. Man nannte diese Felsen auch Simplegaden, weil sie, aus einem gewissen Gesichtspunkte gesehen, vereinigt schienen. Da sie, je nachdem der Nord- oder Südwind in dieser Gegend das Wasser

steigen oder fallen macht, mehr oder minder sichtbar sind, so haben die Griechen, die immer Wohlgefallen am Wunderbaren hatten, vermuthet, diese Eilande wären schwimmend, und den Seefahrern unendlich gefährlich.

Die Römer errichteten auf einem dieser Felsen dem Apollo einen Altar, den man zu Constantinopel irrigerweise die Säule des Pompejus nennt. Verschiedene Reisende haben sich bemüht die lateinische Inschrift zu lesen, die Buchstaben sind aber so verloschen, daß es wohl unmöglich seyn möchte.

Wir hatten nicht Zeit zu untersuchen ob sich die Spuren des Vulkans weit nach Asien hin erstrecken, denn zwischen zehen und eilf Uhr fing der Wind an aus Norden zu wehen, und machte das Meer sehr unruhig, so daß es unvorsichtig gewesen wäre, auf einem schwachen Fahrzeuge von der Spitze von Europa wo wir uns befanden, bis nach der von Asien hinüberzuschiffen. Wir begnügten uns demnach längs der Europäischen Küste hinzufahren, und uns zu versichern daß die Vulkanischen Spuren sich hier mehr als eine Meile weit erstreckten.

Die Breite des Canals beträgt an seiner Mündung mehr als 1800 bis 1900 Klaftern. Den Eingang in denselben beschützen einige Festungswerke die an jeder Seite von dem Baron Tott errichtet wurden, und einige Französische Ingenieurs seit kurzem vermehrt ha-

ben. Die Türken haben sich bisher immer aus Unwissenheit, aus Sparsamkeit, oder durch fremden Einfluß geleitet, der Ausführung aller Plane widersetzt, die ihnen die Ingenieurs vorlegten, obgleich es für sie so wichtig wäre ihren natürlichen Feinden die Gelegenheit zu benehmen, sie bis in ihre Hauptstadt zu beunruhigen. In der That würde es für die Russen ein leichtes seyn, mit einem Nordwinde bis nach Constantinopel vorzudringen, weil die Batterien nur in geringer Anzahl und ganz unbedeckt sind, und leicht durch das Feuer eines Schiffes zum Schweigen gebracht werden könnten. Auch könnte ein Geschwader mit einigen Kugeln davon kommen, selbst wenn die Türkischen Kanoniere gewandter und thätiger wären als sie gegenwärtig sind.

In einiger Entfernung von diesen Festungswerken ist in Europa und in Asien ein Leuchtthurm, um die Schiffe zu führen, und ihnen die Mündung des Canals anzuzeigen. Demungeachtet sind die Schiffbrüche hier sehr häufig wenn der Wind etwas stark weht. Denn da die Türken und Griechen ohne Compaß auf dem schwarzen Meer schiffen, und immer längs den Küsten hinfahren, bleiben sie ganz ohne Richtschnur wenn sie das Land aus dem Gesicht verlieren, oder die Gegend nicht mehr erkennen. Es geschieht sogar oft wenn der Himmel trübe ist, daß sie gerade nach dem entgegengesetzten Punkt ihrer Bestimmung segeln. So begegnete der Bürger Beauchamp, auf der Rückkehr von Trebisonde, einem Türkischen Fahrzeuge welches nach Osten

segelte, und auf dem Wege nach Constantinopel zu seyn glaubte: es kostete ihm viele Mühe sie von ihrem Irrthum zu überführen, und zu bewegen mit ihm zurück zu segeln.

Neunter Abschnitt.

Irrthümer der Charten vom schwarzen Meer. Der Riesenberg. Erdbeben. Gegenden um Belgrad. Versteinertes Holz. Fischfang in den Gegenden um Constantinopel.

Der Fanatismus und die Unwissenheit der Türken haben von jeher der Schiffahrt der Europäischen Mächte auf dem schwarzen Meer, Hindernisse in den Weg gelegt, und daher sind auch alle bis auf diesen Tag herausgekommenen Charten jener Gegenden sehr mangelhaft. Der Bürger Beauchamp, den das National-Institut aufgefordert hatte, die Lage der vornehmsten Landspitzen und Städte an jenem Meer genau zu bestimmen, konnte nie erlangen daß die Pforte ihm die Hülfsmittel dazu gewährte, oder ihm erlaubte dort seine Beobachtungen anzustellen. Selbst das Versprechen ihr alle Resultate seiner Untersuchungen mitzutheilen, wirkte nichts, weder auf sie noch auf den Capu-

dan-Pascha. Dieser gab dem Dollmetscher der ihm den Antrag machte, die Antwort: wir befahren dieses Meer schon seit so langer Zeit, wir brauchen es nicht besser zu kennen, und alle eure Beobachtungen würden nur dazu dienen, es unsern Feinden genauer bekannt zu machen.

Endlich nach langen Bitten erhielt Beauchamp die Erlaubniß als Naturforscher zu reisen, und als solcher hat er die Küsten bis Trebisonde aufgenommen. Das Resultat seiner Beobachtungen ist, daß sich die Küste an einigen Stellen ungefähr um einen Grad mehr nach Norden zieht, daß die Vorgebirge Kerenpé und Indjé beynahe im zwey und vierzigsten Grad liegen, daß der Meerbusen van Sannson weit weniger tief ist als auf den Charten angegeben wird, und daß Trebisonde vier bis fünf Seemeilen weiter westwärts liegt. Die östliche Küste zu sehen und die Fehler der Charten an dieser zu berichtigen, hat es ihm an Gelegenheit gefehlt.

Gegenüber Bujuk-Déré bemerkt man in Asien einen mäßigen Berg, der etwas höher als die übrigen am Canal belegen ist: er ist unter dem Namen des Riesenbergs bekannt, der sich auf unzählige Fabeln und auf die Vermuthung gründet, daß dort die Grabstätte eines Riesen sey. Dieser Berg ist schieferartig, und zeichnet sich durch nichts als die Fruchtbarkeit des Bodens aus. Das Gras wächst auf demselben im Ueberfluß, die Vegetation ist überhaupt kräftig, und die

Menge seltner und schöner Pflanzen zieht die Aufmerksamkeit des Botanikers nach diesem Ort. Auf einem Theil des Berges hatte man Getreide gebaut, auf dem andern weidete täglich eine zahlreiche Herde Schafe.

Von dem Gipfel des Berges bewundert man die reizendsten und mannigfaltigsten Aussichten: auf einer Seite sieht man das schwarze Meer, auf der andern das Meer von Marmora: der Blick irrt mit Vergnügen auf dem fruchtbaren, wilden und gebirgigten Boden von Europa und Asien umher, und man verfolgt mit Entzücken die unzähligen Krümmungen des Canals.

Wir erstiegen nachher verschiedne Berge mit Pfriemenkraut, Erdbeerbäumen und Heidekraut bedeckt: wir fanden den berühmten Helleborus des Hippocrates, die Daphne pontica sehr häufig, eine schöne Gattung Bupleurum und einen Laser, welcher, indem wir ihn zum Aufbewahren bereiteten, ein harziges, sehr wohlriechendes Gummi, dem Gummi ammoniacum sehr ähnlich, lieferte. Wir sahen auch eine Menge Griechen welche beschäftigt waren die Stämme des Erdbeerbaums auszureißen, um Kohlen daraus zu brennen, wie man es in dem Vardepartement häufig mit den Stämmen des Heidekrauts macht.

Den 18ten Junius, um eilf Uhr Vormittags, spürten wir einen leichten Stoß von Erdbeben: das Wetter

war damals vollkommen windstill, der Himmel ein wenig trübe, und die Hitze ziemlich groß. Es ist bekannt, daß diese Gegenden zu allen Zeiten gewaltsamen Erschütterungen unterworfen waren, Constantinopel hat deren mehrere erfahren: aber Bithynien, die ganze südliche Küste des schwarzen Meers, beynahe ganz Klein-Asien, und besonders Syrien sind ihnen noch mehr unterworfen. Smirna ist verschiedne Male bis auf den Grund zerstört worden. Pousa, Nicäa und Nicomedien haben das nemliche Schicksal gehabt. Wir werden weiterhin noch mehr von dem Erdbeben in Syrien, bey Gelegenheit desjenigen sagen, welches während unsers Aufenthalts in Persien, einen großen Theil der Häuser von Latichla umstürzte.

Einige Tage nachher besuchten wir das Thal von Bujuk-Déré; wir gingen durch einen Wald von Kastanien und Eichen; nachher unter den ersten Wasserleitungen durch, und nach einem zweystündigen Marsch erreichten wir Belgrad, ein kleines Dorf, wo die Gesandten ehedem den Sommer zubrachten, welches sie aber nach und nach verlassen haben, weil die Luft dort ungesund geworden ist, seitdem man verabsäumt hat, einen kleinen See zu reinigen, der sich bey dem Dorfe befindet. Dieser See ist in einem Thal, vermittelst einer starken Mauer entstanden, die den Regen und die Gewässer einiger kleinen Bäche aufhält, welche sich in dieser Gegend ergießen. Der See liefert einen Theil des Wassers, welches man nach Constantinopel führt.

Wir haben in verschiednen Theilen von Persien dergleichen Mauern gefunden, um das Land zu wässern. Dieses Mittel ist so einfach, daß es uns befremdete, wie man sich dessen in den Ländern wo das Wasser mangelt und wo die Produkte so unendlich beträchtlicher und kostbarer sind, wenn man während des Sommers den Boden gehörig tränken kann, nicht allgemein bedient. In allen gebirgigten Gegenden, in Schluchten, in allen Orten wo sich eine Vertiefung befindet, könnte man ein Mauerwerk von Backsteinen aufführen und es außerhalb mit aufgeworfner Erde befestigen. Im Winter und Frühling, den Jahreszeiten wo es gewöhnlich am häufigsten regnet, würde sich hier nach Beschaffenheit des Bodens und der Benutzung desselben ein mehr oder minder beträchtlicher See bilden. Dieses Wasser könnte man in der Folge nach Belieben vertheilen, entweder um den Bedürfnissen einer Stadt abzuhelfen, oder um den Acker zu wässern wie in Persien.

In der Gegend um Belgrad bemerkt man in geringer Entfernung von einander mehrere kleine Dörfer, die beynahe alle von Griechen bewohnt sind. Die Felder sind hier auch einigermaßen angebaut, und man bemerkt Weinberge und Gemüsegärten. Ueberall sieht man hier vortreffliche Eichen mit traubenförmigen Früchten; (Quercus racemosa) das Holz derselben ist außerordentlich hart und sehr tauglich zum Schiffbau. Man bewundert hier auch verschiedne schöne Wasserleitungen, welche die griechischen Kaiser auf-

führen ließen, um Constantinopel mit Wasser zu versehen.

Die Gegenden um Belgrad sind vortrefflich zur Jagd: man findet dort Fasanen, Becassinen, rothe Rebhühner, verschiedne Gattungen Enten, Hasen, Rehe und bisweilen Hirsche. Wachteln sind daselbst im Herbst sehr häufig: es giebt auch Staare, Drosseln, Amseln, Turteltauben, Kuckucks und beynahe alle Vögel von Europa.

Seit einigen Tagen bemerkten wir gegen Abend und des Nachts kleine phosphorescirende Körper die die Luft in allen Richtungen durchkreuzten. Wir erkannten bald daß es die kleinen leuchtenden Würmchen von Italien (Lampyris italica) waren, von denen beydes Männchen und Weibchen mit Flügeln versehen sind und im Dunkeln leuchten.

Wir hatten schon seit langer Zeit gehört, daß es an der Küste des schwarzen Meeres eine Steinkohlengrube gäbe, wie auch eine andre in der Gegend von Rodosto; bisher aber hatten wir noch keinen Schritt gethan um sie zu sehen. Einige Armenier die seit kurzem von dem Capudan Pacha die Erlaubniß erhalten hatten, die erstere für die Bedürfnisse des Arsenals zu bearbeiten, waren froh, sich mit uns über diesen Gegenstand unterreden zu können: ihre Absicht war von uns zu erfahren, wie man zu Werk gehen müsse um diese Grube zu bearbeiten, weil sie bisher nur Koh-

len von schlechter Beschaffenheit gewonnen hatten. Wir wünschten zur Stelle zu seyn, welches ihnen sehr willkommen war, und in der Mitte des Augusts verließen wir Bujuk-Déré und machten uns auf den Weg. Der Boden war sehr ungleich, etwas gebirgigt, anfänglich vulkanisch, nachher schieferartig; dabey unangebaut und mit Cistus, Erdbeerbäumen und Spartum bedeckt; wir kamen bey drey oder vier kleinen Dörfern vorbey, und erreichten die Küste des schwarzen Meeres, nachdem wir eine halbe Stunde auf einem flachen sandigen Boden, auf dem eine niedliche Winde mit länglichten, wolligten Blättern (Convolvulus persica) häufig wuchs, gegangen waren.

Die Küste die mehr als zwanzig Klaftern hoch, und in einem beträchtlichen Strich wie mit dem Beil abgehauen war, zeigte eine Mischung von Thon und graublauer Kalkerde, in der man hin und wieder, mehr oder minder starke Schichten von vegetabilischer Materie bemerkte, hauptsächlich sehr kenntliche Stücken Holz die noch nicht ganz verkohlt waren. Das Wasser des Meeres tritt wenn es von einem etwas starken Nord- oder Ostwind bewegt wird, bis an den Fuß der steilen Küste, bey stiller Witterung aber sieht man einen ziemlich breiten Strand, mit Kieseln bedeckt.

Die Armenier bearbeiteten diese kohlenartige Substanz bloß, indem sie den ganzen Strich mit der Hacke umgruben, welches ihnen sehr beträchtliche und ganz vergebliche Kosten machte, weil sie noch keine brauch-

bare Kohlen gewannen. Wir hatten Mühe ihnen begreiflich zu machen, daß sie Gänge oder Stollen anlegen und in das Bergwerk hinein arbeiten müßten. Da wir aber vermutheten, daß die Grube wenig tauge, oder daß die Kohlen tiefer lägen, riethen wir ihnen den Boden bis zu jenen Schichten die sie tiefer unten finden würden, aufzuräumen. Wir setzten hinzu: wenn eure ersten Versuche alsdenn nicht bessere Kohlen liefern, so gebt das ganze Unternehmen auf.

Das Steinkohlenwerk welches sich in der Gegend von Rodosto am Propontis befindet, scheint von besserer Beschaffenheit zu seyn, um nach einigen Stücken zu urtheilen die man auf der Oberfläche gefunden hat; denn obgleich sich dieses auch in geringer Entfernung von der Küste befindet, ist es noch nicht bearbeitet worden. Man hat uns versichert, die Mine erstreckte sich sehr weit, und man fände sie in der Gegend von Erecli wieder.

Fische sind zu allen Jahreszeiten sehr häufig im Propontis, im Bosphorus und im schwarzen Meer; da aber die Türken diese Speise selten genießen, und man sie nur auf den Tafeln der Europäer, Griechen und reichen Armenier sieht, so wird im ganzen Orient wenig gefischt, und selbst in Constantinopel beschäftigen sich nur wenige mit diesem Gewerbe.

Es ist hier nicht die Rede von den gesalznen Fischen die in großer Menge aus dem schwarzen Meer und aus einigen Gegenden von Griechenland kommen: diese sind sehr wohlfeil, und werden von den Griechen, Armeniern und den ärmern Juden in großer Menge gegessen.

Die gewöhnlichste Art zu fischen in der Gegend um die Hauptstadt herum, ist, daß man an den Orten die am häufigsten von den Fischen besucht werden, ein Gerüste in Gestalt eines Andreas Kreuzes aufrichtet, auf dem sich oben ein Mensch stellt, um den Augenblick wahrzunehmen, wo das unten angebrachte Netz voll Fische ist: auf ein Zeichen was er sodann macht, wird das Netz zugezogen, und die Fische sind gefangen.

Die Anchovies, die einige Naturforscher irrigerweise für junge Thunfische halten, sind hier sehr häufig, vorzüglich gegen Ende des Sommers und im Herbste. Rothfedern, Goldfische, höckerichte Steinbutten, Makrelen, Zungen und Schollen sind die häufigsten und beliebtesten Fische dieser Meere.

Außer diesen fängt man in der Gegend um Constantinopel mancherley mehr oder minder geschätzte Schaalenthiere. Austern sind häufig und von sehr gutem Geschmack vorhanden; die Muscheln sind von ungewöhnlicher Größe. Hummer und Seekrebse kann

man in Menge haben, und letztere sind hier eben so gut wie im südlichen Frankreich.

Zehnter Abschnitt.

Reise nach den Prinzeninseln. Zeitvertreibe daselbst. Beschreibung dieser Inseln, ihrer Cultur und Produkte. Vortheilhafte Lage zu Errichtung eines Lazareths.

Wir hatten die Prinzeninseln schon zweymal besucht, einmal im Julius, und das andre im August, und wir beschlossen jetzt gegen Ende des Septembers zum dritten Male hin zu reisen, um sie ganz zu durchstreifen, und alle ihre Produkte kennen zu lernen. Verschiedne unsrer Freunde begleiteten uns, theils um sich von ihren Geschäften zu erhohlen, theils um Wachteln zu schießen, die in dieser Jahreszeit dort sehr häufig sind. Ein Kaufmann war so gütig uns in sein Landhaus aufzunehmen, und die Rechnung über alle Ausgaben zu führen.

Wir nahmen zwey große Caiquen an, und in zwey Stunden waren wir mit Hülfe eines leichten Nordnordostwindes in dem Hafen von Prinkipos, der zwölf Meilen von Galata entlegen ist. Das Meer war so ruhig daß niemand seekrank wurde, und wir ganz gemächlich

die verschiednen schönen Ansichten der Küste von Asien genießen konnten. Wir waren bald Chalcedon vorbey, wie auch den tiefen Meerbusen nebst der darauf folgenden, mit Cypressen bepflanzten Landspitze, auf welcher die Türken einen Leuchtthurm errichtet haben. In der Ferne, rechts, ließen wir Prota und Antigona liegen; dann näherten wir uns Chalkis, und erreichten Prinkipos vor Sonnenuntergang.

Die Stadt liegt an dem östlichen Theil der Insel, längs dem Meer: sie ist mehrentheils von Griechen bewohnt, die entweder Schiffahrt oder Ackerbau treiben. Die Volksmenge kann auf zwey bis drey tausend Einwohner steigen. Da die Küste von Asien nur zwey Seemeilen entfernt ist, können die Schiffe zu allen Jahrszeiten mit völliger Sicherheit an diesen Inseln ankern; die Caiquen legen längs dem Ufer an einer Art von Bollwerk an.

Die Schwierigkeit, bey schlechtem Wetter oder starkem Winde nach Constantinopel zu kommen, veranlaßt, daß die fremden Gesandten und Agenten dem Aufenthalt zu Belgrad, Tarapia und Bujuk-Déré den Vorzug einräumen, ungeachtet die Luft dort weniger gesund und rein ist, und die Pest sich dort häufiger zeigt, als auf diesen Inseln.

Wir kamen hier gerade in der günstigsten Jahreszeit an, in welcher der Zusammenfluß von Menschen am stärksten ist. Alle Abende hatten wir in einem Caffee-

hause, welches allen Liebhabern offen stand, ein bey den Türken sehr beliebtes Schauspiel, welches selbst die sittsamsten Weiber besuchten, obgleich es mehrentheils Scenen vorstellte, welche die schaamloseste Europäerin nicht würde angesehen haben. Zwar kamen die Weiber nicht in das Caffeehaus hinein, sondern blieben nur in der Straße, wo sie jedoch alles sehen konnten.

Dieses Schauspiel wird Karageuze genannt und ist eine Gattung chinesischer Schattenbilder, die in der Hauptstadt sehr beliebt sind. Die Scene, welche die Zuschauer am meisten belustigte, war die, wo ein Esel sich mit einem Juden erlustigte. Das erstemal das wir diesem Schauspiel zusahen, wunderten wir uns nicht wenig, daß die ernsthaften Türken in das ungezähmteste Gelächter, bey dem Anblick dieser Zoten, ausbrachen. Und noch jetzt muß man über den Widerspruch erstaunen, daß diese Nation, welche die Ausschweifungen mit solcher Strenge, sogar so barbarisch ahndet, welche keine Freudenmädchen dulden will, öffentlich solche Unanständigkeiten begünstigt.

Die Inseln, welche unter dem Namen der Prinzeninseln bekannt sind, bestehen aus vier großen und fünf kleinen. Die erste heißt Prota, die zweyte Antigona, die dritte Chalkis, die vierte Prinkipos; südwärts von dieser ist die kleine Caninchenisel: westwärts sind noch zwey kleine Eilande die unter dem Namen Oxya und Plata bekannt sind, die beyden letzten aber sind nur Felsen die keinen Namen haben.

Prinkipos ist die ansehnlichste und fruchtbarste von allen: uns schien sie ganz vulkanisch zu seyn, und aus aufgelösetem Quarz, Granit u. s. w. zu bestehen. Der Boden ist ungleich und bergigt, auf den Höhen ist er trocken und unfruchtbar, in den niedrigern Gegenden aber röthlich und ziemlich fruchtbar, vorzüglich südwärts von der Stadt. Die Produkte sind: die Fichte von Aleppo, die im mittäglichen Frankreich unter dem Namen der weißen Fichte bekannt ist; eine Art Wachholderstrauch; die Phillyrea mit großen Blättern; der Erdbeerbaum; die stachelichte Pimpernell; Lavendel mit blassen Blüten; Geniste oder Pfriemenkraut; Spargel mit spitzen Blättern; der Cistus von Creta; der Terpentinbaum; eine Gattung von Saturey, die Altheenförmige Winde und andre mehr.

Auf allen Bergen findet man häufig wilde Olivenbäume. Eben so wie in den Inseln des Archipelagus, auf den Hügeln am Hellespont, und auf denen von Klein-Asien, in der Nähe des Meers. Sie sind klein und verkrüpelt, wenn sie ohne alle Pflege bleiben, und von dem Vieh benagt werden. Ob sie überall, wo wir sie gesehen haben, wirklich wild wachsen, oder nur Ueberreste ehemaliger Cultur sind, wage ich nicht zu entscheiden.

Dieser Baum wächst nicht an den Ufern des Bosphorus, noch in der Gegend um Constantinopel, weil die Kälte dort, wegen der Nähe des schwarzen Meeres, empfindlicher ist, als auf den Prinzeninseln. Doch fin-

det man ihn stark und kräftig in den mittäglichen Gegenden des Propontis, und an den Ufern des Hellesponts.

Die Feldfrüchte die man um Prinkipos baut, sind Weizen, Gerste, Wicken, Bohnen und Vitsbohnen. Der Weinbau ist nicht häufig; man pflanzt hier den Weinstock und beschneidet ihn wie in Frankreich: er liefert zwey bis drey Sorten sehr guter Trauben, aus denen man selten Wein keltert. Man findet es einträglicher, die Trauben nach Constantinopel zu führen, und auf den dortigen Märkten zu verkaufen.

In der Nähe der Stadt sind einige Gärten, in denen man auf ziemlich ungeschickte Art Küchengewächse und Früchte zieht; unter diesen letztern zeichnet sich eine Art Feigen aus, die äußerlich grün und inwendig roth, und von vortrefflichem Geschmack sind.

Die Jagd verschaffte uns täglich eine Menge Wachteln, wir hatten vortreffliche Spürhunde, die sie in der Nähe auftrieben. Gewöhnlich nisten sie unter dem Cistus, der stachelichten Pimpernelle und dergleichen Sträuchern; und da es hier keine Bäume giebt, sind sie leicht zu treffen. Sie sind ausnehmend fett, und von sehr schönem Geschmack; im Frühlinge findet man sie seltner und von schlechterm Geschmack. Wir sahen hier noch verschiedne andre Zugvögel, als Turteltauben, Drosseln, und vornehmlich Falken und Sperber.

Hasen sind auf Prinkipos sehr selten, und Caninchen giebt es gar nicht; in desto größerer Menge aber findet man diese letztern auf der kleinen unbewohnten Insel, die davon den Namen führt. Wir machten uns zuweilen das Vergnügen dorthin auf die Jagd zu gehen und brachten immer Wildprett mit. Man muß aber sehr früh Morgens ankommen ehe sie wieder in ihre Löcher gekrochen sind.

Die Fischerey gab uns noch eine reichere Ausbeute als die Jagd: wir hatten alle Tage Austern, Muscheln, Makrelen, Steinbutten, Sardellen und Rothfedern auf dem Tisch. In dem Magen dieser letztern fanden wir häufig eine ganz kleine Gattung Meerigel, die wir aufbewahrt haben, und unter andren Gegenständen der Naturgeschichte bekannt machen werden.

Die Ueberfahrt von Prinkipos bis Chalkis beträgt beynahe eine Seemeile, und man findet immer Caiquen bereit liegen, um Passagiere einzunehmen. Wir hatten den Pater Superior des Dreyfaltigkeits-Klosters auf jener Insel benachrichtigt, wenn wir sein Kloster besuchen, und uns bey ihm ein Mittagsessen ausbitten würden, um ihn nicht unvorbereitet zu finden. Denn die griechischen Mönche sind sehr mäßig, und führen einen sehr magern Tisch, so daß man sich glücklich schätzen muß Honig, Eyer und Früchte vorzufinden. Um die Höflichkeiten, die sie den Fremden erzeigen, zu vergelten, ermangeln diese nie, sich die Kirche zeigen zu las-

sen, und lassen dort in einem Becken ein Geschenke zurück.

Dieses Kloster, welches auf einem Hügel, beynahe in der Mitte der Insel liegt, genießt einer äußerst reizenden Aussicht. Die Luft ist daselbst seh rein, und es ist nichts seltnes, dort eine zahlreiche Gesellschaft beysammen zu finden, indem viele Europäer, und selbst Griechen, oft dort einen Theil des Sommers zubringen, von dem Geräusch und der Zerstreuung der Hauptstadt entfernt. Wir verweilten eine geraume Zeit an der Thüre der Kirche, um Abbildungen der Hölle, des Fegefeuers und Paradieses zu betrachten, obgleich sie sehr schlecht gemalt waren. Die Hölle war mit Türken, Bischöfen, Erzbischöfen und reichgekleideten Griechen angefüllt; das Fegefeuer aber und das Paradies bevölkerten nur Mönche, Popen oder Priester und einfach gekleidete Griechen. Wir befragten die Mönche, die uns begleiteten, ob ihnen nicht vor Händeln mit den Türken bange wäre, weil sie diese so ohne Umstände in die Hölle schickten. Sie erwiederten aber, es wäre ihnen nur einmal begegnet, daß sie deßhalb Verdruß gehabt hätten, der ganze Handel aber durch Geld beygelegt worden. Sie setzten hinzu, ihr Gemälde hätte einen großen Werth für sie, und sie würden es zu erhalten suchen, so lange es ohne zu große Gefahr geschehen könnte.

Im südöstlichen Theil der Insel findet man noch ein Kloster, welches wegen verschiedner schönen Alleen

von Cypressenbäumen, eines Fichtenwaldes, eines weitläuftigen Gebäudes und der Anzahl der Mönche, merkwürdig ist. Dieses hat zwar auch eine angenehme Lage, aber keine so schöne Aussicht als das erstere.

Zu Prinkipos sind ebenfalls zwey Klöster in den höchsten und einsamsten Gegenden der Insel. Die Mönche beschäftigen sich mit der Bearbeitung der Felder, die zu ihren Klöstern gehören, oder mit irgend einem für das Ganze nützlichem Geschäft. Ihre Bedürfnisse sind sehr eingeschränkt, weil sie dem Luxus den Zugang versperrt haben: wenige Arbeit, Ruhe der Seele und Mäßigkeit erhalten ihnen ihre Gesundheit bis ins späteste Alter, und ihr größtes Glück ist, daß die Türken sich um sie nicht bekümmern, und sie ihre Ruhe ungestört genießen können.

Chalkis ist weniger beträchtlich als Prinkipos, und auch das Dorf ist von geringerm Umfange; die Produkte sind mehrentheils die nemlichen, und der Boden zeigt überall Spuren von vulkanischer Beschaffenheit. Auf der Anhöhe zunächst am Dorfe findet man einen harten, brüchigen, eisenhaltigen Stein; und gegen das südöstliche Ende der Insel eine Kupferader, die man ehedem bearbeitet hat: wahrscheinlich rührt daher der Name Chalkis, von dem griechischen Worte, welches Kupfer bedeutet. Wir haben aber nichts bemerkt, was die Goldader andeutete, von der Aristoteles und Stephan von Byzanz sprechen.

Wenn die Türken im Stande wären einzusehen, daß sie sich vermittelst der Maasregeln, die man in Europa nimmt, ebenfalls gegen die Pest schützen könnten, so wäre die Lage der Prinzeninseln zur Erreichung dieses Zwecks, und um die Hauptstadt zu bewahren, unschätzbar: man könnte auf Prota oder Antigona ein Lazareth anlegen, weil diese Inseln wenig bevölkert sind, und Schiffe dort in aller Sicherheit vor Anker liegen könnten. Man findet noch auf der erstern dieser beyden Inseln, die Ruinen von einem Dorfe und von zwey Klöstern, welche beweisen, daß sie des Anbaues fähig ist.

Eilfter Abschnitt.

Besuch in einem Harem. Heirathen der Türken. Vielweiberey; Folgen derselben. Einfluß der Weiber in alle Geschäfte.

Zwey Tage nach unsrer Zurückkunft von den Prinzeninseln, erhielten wir von einem Kapidgi-Bascha eine Einladung, uns an den Bosphorus, zu seiner seit geraumer Zeit kranken Mutter zu begeben, um ihrem griechischen Arzt unsern Rath zu ertheilen, und die Art, wie sie behandelt werden sollte vorzuschreiben. Der

Gesandte der Republik, bey dem wir uns eben befanden, setzte uns sehr ernstlich zu, einem Manne, der in großem Ansehen bey dem Sultan stand und daher den Franzosen in der Levante sehr nützlich seyn konnte, diesen Dienst zu erweisen. Wir willigten um so leichter ein, da wir außer dem Vortheil, uns einen mächtigen Mann zu verbinden, noch Gelegenheit hatten, unsre Neugierde zu befriedigen. In der That hatte ich schon seit langer Zeit gewünscht, das Innere einer türkischen Haushaltung zu sehen, und mit dem Blick eines Beobachters bis in die Harems zu dringen, um ihre Einrichtung kennen zu lernen, und die dort eingeführten Gebräuche zu bemerken. Die Arzneykunde hat mir während unsrer Reise öfters diese Gelegenheiten verschafft, und mich in den Stand gesetzt, wahrzunehmen, daß die Weiber, trotz ihrer Riegel und Hüter, noch immer Mittel fanden, sich wegen der Tyranney der Männer zu rächen.

Die Zusammenkunft ward auf den folgenden Vormittag festgesetzt. Wir machten uns früh auf den Weg, von einem Dollmetscher und einem Janitscharen der Gesandtschaft begleitet, und langten bey dem Capidgi zu gleicher Zeit mit dem griechischen Arzt an. Man empfing uns in einem schönen Kiosk, einem an den Seiten offnen Saal, mit Mahlereyen, Vergoldungen und arabischen Sprüchen aus dem Koran geziert. In der Mitte befand sich ein Springbrunnen, und ein Becken von weißem Marmor: auf der einen Seite hatte man die Aussicht auf den Bosphorus, und auf der andern nach einem schönen Garten, und einem Theil der

Wohnung des Capidgi, die mit großer Zierlichkeit gebaut war.

Nach den gewöhnlichen Bewillkommungskomplimenten, brachte man Pfeifen und Caffee: wir unterhielten uns eine Zeitlang von der Krankheit der Mutter, und erfuhren mit nicht geringem Erstaunen, daß es der Arzt leichter gefunden hatte, die Kranke zu überreden, sie sey bezaubert, als sie zu heilen. Der Capidgi sprach nachher von seinen eigenen Uebeln, und klagte bitterlich, daß er nicht mehr, wie ehedem im Stande sey Freude und Vergnügen in seinem Harem zu verbreiten. Dieser Mann war nur einige vierzig Jahre alt, und übrigens stark gebaut und von gesunder Constitution: er hatte aber frühzeitig die Freuden im Uebermaße genossen, die er jetzt zurücksehnte, und sahe sich genöthigt, zu einem Opiat aus den hitzigsten und starkreizendsten Ingredienzen seine Zuflucht zu nehmen, um seinen Ehestandspflichten in der Nacht vom Donnerstag auf den Freytag, nach der Vorschrift Mahomets, ein Genüge zu leisten.

Nach einer Unterredung von einer Stunde, besuchten wir die Kranke: kein Domestike begleitete uns. Der Capidgi führte uns durch verschiedne Zimmer, die er selbst öffnete und verschloß. Endlich kamen wir in einen ziemlich weitläuftigen Saal, von drey Seiten mit Sofa's umgeben, die mit schönen, carmosinrothen Tuch, mit goldnen Frangen besetzt, überzogen waren. Den Fußboden bedeckte eine feine egyptische Matte, und

einige kleine persische Teppiche. Die Kranke lag in der Mitte des Zimmers auf einer leichten Matratze, von großen Kissen umgeben, auf welche sie sich stützte. Sie war nach Art der Morgenländerinnen gekleidet, die sich, wenn sie sich zum Schlafen niederlegen, nicht ausziehen. Sie war, als wir hineintraten, wahrscheinlich unsertwegen, mit einem Schleyer von weißem Musselin, bedeckt, den sie aber bald ablegte. Zwey junge Sklavinnen waren gegenwärtig um sie zu bedienen.

Diese Frau, welche beynahe sechzig Jahre alt war, war übermäßig dick: sie litt an heftigen hysterischen Zufällen, und hatte einen flechtenartigen Ausschlag an verschiednen Theilen des Körpers, befand sich aber übrigens ziemlich wohl und hatte ihren Appetit behalten. Sie erzählte uns seltsame Geschichten von ihrer Krankheit, die sie zum Theil einer boshaften Sklavin zuschrieb, welche sie bezaubert hätte, weil man sich geweigert, sie zu verheirathen.

Während dieser Unterredung hatte die Neugierde die Weiber des Capidgi an ein Gitter gelockt, welches das Zimmer, in dem wir uns befanden, von dem übrigen trennte. Wir sahen sie von Zeit zu Zeit einen Vorhang, der sie verbarg, aufheben, und ihn wieder fallen lassen, wenn wir unsre Blicke dorthin richteten. Die beyden Sklavinnen welche zugegen waren, ermangelten nicht, sich den Puls von uns befühlen zu lassen, und allerley Fragen an uns zu thun. Beyde waren jung und sehr hübsch, und die eine, welche dreister als die

andre war, konnte sich ungeachtet der Strenge der Patientin, die sie verschiedentlich zur Sittsamkeit ermahnte, nicht enthalten unsre Kleidung zu befühlen, die sie sehr sonderbar, vielleicht gar unanständig fand, indem alle Theile des Körpers dadurch genauer bezeichnet werden, als sie bey den weiten Kleidern ihrer Männer zu sehen gewohnt sind.

Wir verordneten der Kranken ein beruhigendes Opiat und andre Arzeneyen. Der Capidgi drang sehr in uns, sie noch einmal zu besuchen, welches auch nach einigen Tagen geschah.

Als wir hinaus waren, erzählte uns der griechische Arzt, daß der Harem dieses Mannes aus einigen dreyßig Georgischen und Cirkassischen Sklavinnen bestände, die seiner Gemahlin, einer jungen Prinzessin, der er sein Ansehen und sein Vermögen verdankte, zur Aufwartung dienten. Seit dieser Heirath hatte ihm der Arzt jene reizenden Mittel verordnet, und besuchte ihn ziemlich fleißig, um sich nach ihrem Erfolg zu erkundigen.

Er unterrichtete uns gleichfalls von den türkischen Gesetzen die Ehe betreffend, und theilte uns verschiedne interessante Bemerkungen mit, die er als Arzt zu machen Gelegenheit gehabt hatte. Wir haben in dem Verlauf unsrer Reisen nicht minder mehrere Bemerkungen über die türkischen Weiber gemacht, und ihre Sitten bey den Griechinnen, und denen im Morgenlande gebornen

Französinnen studirt. Vielleicht verdanken uns die Leser die Mühe die wir uns deshalb gegeben haben.

Das Gesetz erlaubt in der Türkey den Männern auf dreyerley Art den Weibern beyzuwohnen. Tournefort hat ganz richtig bemerkt, daß man die ersten heirathet, die zweyten miethet, und die dritten kauft.

Die türkischen Weiber leben bekanntermaßen sehr eingezogen, und zeigen sich nie öffentlich ohne einen Schleyer und eine Kleidung, welche ihre ganze Gestalt verhüllt: nur der Mann und die nächsten Blutsverwandten, als der Vater, die Brüder und Onkels haben den Zutritt in dem Harem, und sehen eine Mahomedanerin mit bloßem Gesicht. Ein Mann der sich verheirathen will, kann die Reize der Gestalt und des Geistes seiner künftigen Gattin nur aus den Nachrichten irgend einer Verwandtin, Freundin oder bejahrten Unterhändlerin kennen. Gewöhnlicherweise meldet eine solche alle erforderlichen Umstände, bekämpft alle Schwierigkeiten, die sich erheben könnten, und leitet alles gehörig ein. Sind die Verwandten einig, so bestimmt man die Summe, welche der Mann seiner Gattin zum Geschenk geben soll, als den Preis ihres Bluts. Man verfertigt ein Inventarium alles dessen, was dieser letztern an Möbeln, Kleidern, Geld oder andrem Eigenthum zugehört, weil es ihr im Fall der Scheidung oder Verstoßung wieder zurück gegeben werden muß. Stirbt sie ohne Kinder, so behält der Mann

einen Theil des Empfangnen, und liefert das andre wieder ihren Verwandten aus, nach der Bestimmung der Gesetze.

Wenn alle vorläufigen Einrichtungen getroffen sind, geht der künftige Ehemann, und der Vater, oder irgend ein naher Verwandter des jungen Frauenzimmers, nebst zwey Zeugen zu dem Cadi, um die Heirathsartikel unterzeichnen zu lassen, und eine schriftliche Erlaubniß zu erhalten.

Die Hochzeit kann nur an dem Abend vor dem Freytag statt finden, welcher Tag bey ihnen dem Sonntag der Christen, und dem Sabbath der Juden entspricht. Ein Paar Tage zuvor wird das junge Frauenzimmer in das Bad geführt, und zum ersten Male der Haare auf dem ganzen Leibe entledigt. Den Hochzeittag schmückt sie sich mit den reichsten Stoffen die zu haben sind, und bedeckt sich mit Perlen, Juwelen und Goldmünzen, welche die Anverwandten oft zu diesem Endzweck miethen. Man bemüht sich, die Gestalt der Braut zu verschönern, indem man sie roth, weiß und blau schminkt; man kämmt die Augenbraunen und Wimpern und färbt sie schwarz. In einigen Provinzen färbt man sogar die Hände und Arme schwarz, die Nägel gelb, und die Füße Pomeranzenfarbig: alsdann befestigt man mit Kunst auf dem Haarputz, oder zwischen den Flechten die hinten herab hängen, Blumen, Perlen, Edelsteine oder Goldstücke. In Egypten

und Syrien sind diese Flechten sehr zahlreich und an jeder hängt eine oder mehrere Zechinen.

So aufgeschmückt wird sie auf einen Sitz höher als der Sofa gesetzt, wo sie mit ernsthafter Miene und mit niedergeschlagnen oder geschloßnen Augen bleiben muß, indeß daß eine Menge zum Feste eingeladner Frauen sich der Freude überlassen: man führt Tänze auf, man singt, man spielt auf allerley Instrumenten.

Wenn es Nacht wird kommen die Anverwandtinnen des Bräutigams, und von ihnen dazu geladne Weiber, mit Fackeln und einer rauschenden Musik, zu dem Hause der Braut, um sie zu dem des neuen Gatten abzuholen. Sie geht von ihren Verwandtinnen und Freundinnen begleitet, hinaus: die Männer folgen ihr nicht, sondern bleiben zurück, um sich lustig zu machen.

Sobald sie in der neuen Wohnung ankommt, wird sie parfumirt, und muß auf einem erhabnen für sie eingerichteten Sitz Platz nehmen. Einen Augenblick nachher begeben sich alle fremden Weiber hinweg, und es bleiben nur die Verwandten beyder Eheleute bey ihr.

Mittlerweile ist der Mann in einem andern Zimmer, wo seine Verwandten und die jungen Leute die er eingeladen hat, ihn parfumiren, mit seinen schön-

sten Kleidern schmücken, und Lieder singen, welche auf das Fest Bezug haben.

Bald nachher begeben sich alle Männer von ihrer Musik begleitet nach der Moschee; hier beten sie sehr andächtig, und kehren dann bis an die Thür des Hauses zurück, wo aber nur der Bräutigam von seinen Verwandten begleitet hineingeht. Während der Bräutigam in der Moschee ist, führt man die Braut in das ihr bestimmte Zimmer. Nach der Zurückkunft aus der Moschee führt der Vater des jungen Mannes oder der älteste Verwandte ihn bey der Hand zu seiner Braut, stellt ihn ihr vor, und begiebt sich hinweg. Es bleibt nur die Wehmutter oder eine alte Verwandte zurück, die dem Manne das Abendessen reicht, indeß die junge Frau in einer demüthigen Stellung vor ihm steht. Nach dem Abendessen überreicht diese ihrem Manne eine Schüssel mit Wasser und ein Handtuch um sich zu waschen und abzutrocknen: alsdenn giebt sie ihm die Pfeife und den Caffee, worauf sie selbst zu Abend speiset. Die alte Frau geht fort, und die beyden Verlobten bleiben allein.

Den andern Morgen begiebt sich der Mann in ein andres Zimmer, und sobald er hinaus ist, kommt eine von seinen Verwandtinnen und breitet auf der Thür des Zimmers die Unterkleider der jungen Frau aus, die sie des Nachts anbehalten hat.

Alle Weiber des gastigen Tages kommen reicher gekleidet, um ihren Glückwunsch abzustatten, und sich der Freude zu überlassen. Sie müssen die Zeichen der Jungfrauschaft der jungen Frau sehen: die Wehmutter muß ihnen die mit Blut befleckten Unterkleider zeigen, worauf sie solche zusammenlegt, sorgfältig aufbewahrt, und dann der Mutter oder der nächsten Verwandtin übergiebt.

Die junge Frau muß diesen Tag über in einer sittsamen Stellung bleiben: ganz still schweigen, die Augen niederschlagen, und ruhig auf dem Sofa sitzen bleiben, indeß alle Weiber um sie her ausgelassen fröhlich sind.

Die zweyte Art sich mit einer oder mehrern Weibern zu verbinden, die man Capin nennt, besteht darin, daß man sich bey dem Cadi meldet, und sich verbindlich macht, bis zu einer gewissen Zeit, eine Person die man ihm bezeichnet, und deren Einwilligung man erhalten haben muß, zu ernähren und zu unterhalten; welches sein Vater oder sein nächster Anverwandter, nebst zwey Zeugen bestätigen müssen: er verpflichtet sich, die Kinder die sie gebären könnte, zu versorgen, und ihr außerdem bey der Verstoßung oder nach Verlauf der genannten Zeit, eine Summe Geldes oder Kleider, Effekten oder irgend ein Eigenthum, welches festgesetzt wird, zu übergeben.

Die Kinder die aus diesen Heirathen entstehen, genießen eben die Rechte, wie die andern, und der Vater muß sie behalten, wenn er auch die Frau verstößt.

Die Mahomedaner verheirathen sich nur selten auf diese Art, weil keine Weiber von einem gewissen Stande sich gefallen lassen würden, sich einem Manne unter solchen Bedingungen zu ergeben, und weil diese letztern sich lieber Sklavinnen kaufen, als sich mit den Töchtern armer Türken auf jene Art verbinden.

Der Sklavenhandel ist den Juden und Christen ausdrücklich verboten, und nur den rechtgläubigen Muselmännern erlaubt. Das Gesetz berechtigt diese, so viel Sklavinnen zu halten als ihnen beliebt, und unterwirft sie keiner einzigen Formalität. Die Kinder welche diese zur Welt bringen, sind frey, und nehmen Theil nach ihrem Tode, an der Erbschaft.

Das Gesetz verbietet den Muselmännern nicht, eine Person von einer andern Religion zu heirathen, wenn sich nur beyde Ehegatten verbinden, die Kinder in dem Glauben des Vaters auferziehen zu lassen. Es verbietet aber den Weibern eine solche Heirath ausdrücklich, wenn der Mann nicht vorher zur mahomedanischen Religion übergetreten ist. Es bestraft mit dem Tode einen Juden oder Christen der mit einer Mahomedanerin auf eine Art, oder an einem Ort überfallen

wird, der auf einen vertrauten Umgang schließen läßt. Er kann nur sein Leben retten, wenn er die mahomedanische Religion annimmt, und diese Person heirathet, wenn sich nämlich diese dazu versteht, und beyde unverheirathet sind. Im entgegengesetzten Fall wird der Mann zum Tode geführt, und die Frau kann sich nur von einer minder harten Strafe befreyen, wenn sie erklärt: sie wäre gezwungen oder überrascht worden, oder leugnet, daß etwas unschickliches zwischen ihnen vorgefallen sey.

Ist die Frau verheirathet, so hängt ihr Schicksal vom Manne ab, der seine Rache bis zum Tode treiben kann. Doch hält ihn zuweilen die Furcht vor ihren Verwandten von solchen Ausbrüchen der Eifersucht zurück, und er begnügt sich sie zu verstoßen.

Die Vielweiberey hat so unzählige und so auffallende Nachtheile, daß man erstaunt, daß Gesetzgeber sie je geduldet haben. Die wesentlichsten sind, daß sie der Bevölkerung schadet, daß sie unnatürliche Ausschweifungen begünstigt, und daß Eifersucht, Haß und Zänkereyen allen Frieden, und jede wahre häusliche Glückseligkeit aus den Harems verbannen.

Auf den ersten Blick scheint es zwar als ob die Vielweiberey die Bevölkerung begünstigte, da aber die Anzahl der Weiber und Männer ziemlich gleich ist, so kann der eine vielleicht vier Weiber haben, indem drey andere keine erlangen; und man kann leicht abnehmen,

daß vier in einem Harem eingeschloßne Weiber, die vielleicht einen schwachen und alten Mann haben, nicht soviel Kinder gebären können, als wenn jede ihren Mann für sich allein hätte.

Die Harems sind zwar mehrentheils mit Georgischen, Cirkassischen und Ethiopischen Sklavinnen angefüllt, die jährlich durch den Handel ins Land kommen; auf eben diesem Wege kommen aber auch eben soviel männliche Sklaven hinein; woraus sich schließen läßt, daß die Zahl der Männer in der Türkey wenigstens eben so groß ist als die der Weiber. Den besten Beweis für die Schädlichkeit der Vielweiberey aber kann man aus dem Umstande ziehen, daß das türkische Reich, ungeachtet der vielen Sklaven die alle Jahr aus Europa, Asien und Afrika dort hin kommen, sich dennoch zusehens entvölkert, obgleich man kein Beyspiel von Auswanderungen von Seiten der Türken hat, und die Kriege seit vielen Jahren selten, und wenig verderblich sind. Die Griechen, Juden und Armenier hingegen erhalten sich immer gleich zahlreich, ungeachtet ihrer Auswanderungen und der Tyranney der Türken. Aber diese haben durchgängig nur eine Frau, und es ist ihnen ausdrücklich verboten, sich Sklavinnen zu halten; daher heirathen sie gemeiniglich früh, und wenige bleiben ehelos.

Das Unvermögen in welchem sich ein Mann befindet, den Begierden einer großen Anzahl Weiber Genüge zu leisten, hat die Riegel, die Harems und jene

Unglücklichen eingeführt, die unfähig sind ihr Geschlecht fortzupflanzen. Die oft ausschweifende Eifersucht hat den Ehebruch mit dem Tode belegt; und das strenge Auge der Regierung hat geglaubt den Ausschweifungen Einhalt zu thun, indem es die Geschlechter trennte, und die Liebeshändel der Weiber und Mädchen nachdrücklich ahndete. Aber diese Strenge in Absicht auf die Sitten, diese Trennung der Geschlechter und hauptsächlich der Umstand, daß eine Menge Männer der Weiber gänzlich entbehren müssen, hat im Morgenlande den Gebrauch der Knaben eingeführt; den der Philosoph verdammt, der Gesetzgeber verabscheut, und der weit unmoralischer ist, als der gesetzwidrige Umgang beyder Geschlechter, und woraus übrigens kein Vortheil für die Gesellschaft erwächst.

Durch einen auffallenden Widerspruch, duldet das Gesetz, welches das Vergehen eines Mannes, der der Stimme der Natur folgt, und eine gebieterische Foderung befriedigt, mit dem Tode bestraft, dagegen ein Laster, welches die gänzliche Verderbniß der Sitten ankündigt. Die Muselmänner die übrigens sehr strenge sind, überlassen sich hier ohne Scheu der Neigung, welche sie fortreißt, und zu der sie die Gewohnheit schon in der frühen Jugend angenommen haben. Weit entfernt, sich dieses Lasters zu schämen, prahlen sie damit, und zeigen mit Stolz den Gegenstand ihrer Zuneigung. Diese Leidenschaft ist bey ihnen so stark geworden, daß sie diese auf alle Art zu befriedigen suchen, und dabey sogar Gewalt brauchen.

So hat man in Smirna erlebt, daß drey Janitscharen einen mehr als sechzigjährigen, europäischen Matrosen tödteten und mißbrauchten, ohne daß man deshalb ihre gerechte Bestrafung erlangen konnte.

Die öffentlichen Mädchen werden nicht geduldet: die Regierung verfährt zuweilen gegen diejenigen, welche Mahomedanerinnen sind, mit außerordentlicher Strenge. Es ist nichts seltnes, daß man einige in der Nacht auffängt, und sie, nachdem man sie in einen Sack mit Steinen gesteckt hat, von der Spitze des Serails lebendig ins Meer wirft. Und dennoch sieht man auf den Straßen von Constantinopel junge Griechinnen auf eine weibische Art gekleidet, die durch ihr Betragen andeuten, daß sie bereit sind, sich jedem Preis zu geben, der sie bezahlen kann.

Wider die Sitte des Landes behalten diese jungen Leute ihre Haare, und wenden die größte Sorgfalt auf ihre Frisur; sie waschen es alle Tage, reiben es mit Muskus, Ambra oder Rosenessenz ein, und schmücken es mit den Blumen der Jahreszeit. Ein künstliches Roth färbt ihre Wangen; ihre Augenbraunen und Wimpern sind von der Schwärze des Ebenholzes, um ihren Augen Glanz zu geben, und die vlendende Weiße ihrer Haut zu erhöhen. Mit allen natürlichen Reizen des Körpers vereinigen sie gewöhnlich die Annehmlichkeiten des Geistes, und oft besitzen sie noch die bezaubernden Künste der Musik und des Tanzes.

Obgleich das Gesetz den Mahomedanern vier Weiber erlaubt, so haben doch wenige mehr als eine, weil es eine kostbare Sache ist, und weil diese Weiber in einem Harem zusammen gesperrt, den Mann mit ihren Klagen beunruhigen oder mit ihren Forderungen belästigen. Uebrigens machen die meisten Frauen bey der Heirathsstiftung es dem Manne zur Bedingung, daß er bey ihren Lebzeiten, oder so lange er sie nicht verstoßen hat, keine andre Frau nehmen will. Sie können aber nicht verhindern, daß er so viele weiße und schwarze Sklavinnen kauft, als ihm beliebt; und wenn er nur nach dem Gesetz, welches Mahomed jedem jungen und rüstigen Muselmann auferlegt, alle Woche eine Nacht bey seiner Frau zubringt, und ihr soviel giebt, daß sie sich ihrem Stande gemäß kleiden und nähren, und nach dem Bade gehen kann so oft sie sich verunreinigt hat, kann sie nicht auf die Scheidung dringen. Auch darf sie nicht darüber klagen, wenn er ihr seine Gunstbezeigungen nur kärglich zumißt, um sie an irgend eine junge Georgierin oder Cirkassierin zu verschwenden.

Sollte er aber von seiner Frau dieselben Gefälligkeiten fordern, die er gewohnt wäre von seinen männlichen Sklaven zu erhalten, so ist sie berechtigt, sich vor dem Cadi zu stellen, um die Bestrafung des Mannes und selbst die Scheidung zu fordern; diese gewährt auch der Richter, wenn ihre Verwandten sie bey ihrer Klage unterstützen, und wenn übrigens der Ruf des Mannes so beschaffen ist, daß die Klage dadurch bestätigt wird;

um auch der Frau die Beschämung zu ersparen, vor einem Gerichte ihre Beschwerden in Worte einzukleiden, kann sie zu einem conventionellen Zeichen ihre Zuflucht nehmen, und bloß ihre Pantoffeln umkehren.

Der Mann kann in keinem Fall Forderungen an die Sklavinnen machen, die seiner Frau zugehören: seine Rechte erstrecken sich nur auf diejenigen, die er selbst gekauft hat. Es ist selten, daß ein Mann gegen dieses Gesetz verstößt, und die Frau würde alsdenn nicht ermangeln zu klagen, und seine Bestrafung auszuwirken.

Wünscht der Mann, daß Friede und Glückseligkeit in seinem Harem herrschen möge, so schränkt er sich lediglich auf seine Frau ein; oder wenn er sich einige Freyheiten in Absicht auf die Sklavinnen erlaubt, die er zu ihrem Dienst gekauft hat, so empfiehlt er diesen in Absicht auf die Frau, die größte Ehrfurcht und den unbedingtesten Gehorsam. Er sucht sie zu überreden, daß seine Neigung für sie, ihr ein Geheimniß ist, und die Frau ihrer Seits um den Frieden zu erhalten, stellt sich unwissend, in Absicht auf seine Untreue, und läßt sich dieselbe um so eher gefallen, da sie doch die Herrschaft über ihre Sklavinnen uneingeschränkt ausübt.

Hat aber ein Türke mehrere Weiber, welche alle die nämlichen Rechte und Ansprüche haben, so entstehen beynahe unausbleiblich Zänkereyen. So gerecht er auch

immer in Vertheilung seiner Gunstbezeigungen unter sie seyn mag, so entgeht er doch nie dem Vorwurf der Partheylichkeit, jede glaubt, ihre Nebenbuhlerin sey glücklicher als sie, und der Mann gebe sich mehr Mühe ihr zu gefallen.

Noch weit schlimmer ist es, wenn der Ueberdruß ihn von seinen Frauen entfernt, und ihn ganz zu den Sklavinnen hinzieht; und wenn diese im Vertrauen auf die Schwachheit ihres Herrn übermüthig werden, und die Achtung gegen die Frauen aus den Augen setzen; alsdenn kann nur die Entfernung dieser unbesonnenen Sklavinnen, und die aufrichtige Wiederkehr des Mannes zu seinen Frauen, die Ruhe wieder herstellen.

Aus der Einrichtung der türkischen Haushaltungen sieht man, daß die Frau die Sklavinnen bewacht, weil es ihr lieb seyn würde, sie auf unrechten Wegen zu ertappen, um den Mann gegen sie einzunehmen; und die Sklavin wiederum, die die Gunst des Herrn besitzt, ist der gefährlichste Argus für die Frau: diese geht nie aus, ohne von jener begleitet zu werden, und dieses macht die Untreue der Weiber ziemlich selten.

Einige Weiber aus den geringern Ständen, überlassen sich aber doch, trotz der Strenge der Regierung, mit ziemlicher Leichtigkeit den Männern. Unter den

Angesehenern kennt man, wie in Europa, die verliebten Intriguen: aber freylich versteht sich, daß sie in einem Lande, wo die Frau selten ausgeht, wo sie von den Verwandten des Mannes und Sklavinnen umgeben ist, die ein eignes Interesse zu Aufpasserinnen macht, seltner, und mit mehr Schwierigkeiten verbunden sind. Beynahe jedesmal thut die Frau die ersten Schritte; wenn sie einen wohlgestalteten Mann erblickt, der ihr gefällt, so schickt sie eine dienstfertige Matrone aus, die sich nach allem was sie interessirt, erkundigen muß. Ist sie nun sicher, daß der Mann ihrer Liebe begegnet, so wird eine Zusammenkunft veranstaltet; sie geht mit ihrer gewöhnlichen Begleitung aus, und begiebt sich zu einer Verwandtin, Freundin oder freygelaßnen und verheiratheten Sklavin: von dort begiebt sie sich unter irgend einem Vorwande zu einer andern Sklavin oder Jüdin, oder auch noch zu einer dritten Person, entweder allein oder von einer Vertrauten begleitet. Hier ist der Liebhaber mittlerweile eingeführt worden, zuweilen aber als Weib verkleidet. Die Zusammenkünfte werden um so öfter wiederholt als die Umstände es erlauben, ohne sich zu großer Gefahr auszusetzen. Man benutzt eine Abwesenheit des Mannes, oder den Augenblick des Gebets in der Moschee. Wenn sich die Frau auf ihre Sklavinnen verlassen kann, welches aber selten der Fall ist, so wird der Günstling auch wohl in den Harem eingeführt; doch wehe ihnen, wenn er entdeckt würde, der Tod ist beynahe unfehlbar ihr Loos!

Das Bad ist auch ein Ort wo ein Rendez-vous statt haben kann, wenn man sich der Leute mit Gelde versichern kann, welche die Aufsicht darüber haben.

In Constantinopel und den grosen Städten giebt es Jüdinnen und Armenierinnen, welche reiche Zeuge, Juwelen, Parfums, Tändeleyen und Bonbons zum Verkauf in die Harems bringen. Diese sind gewöhnlich sehr gewandte Matronen, und durch ihre Hände gehen die meisten Liebeshändel. Man weiß wie erfinderisch der Zwang die Liebe macht, da man nun in der Türkey selten Zusammenkünfte haben kann, ohne Verdacht zu erregen, und die Weiber selten schreiben können, so unterhalten diese Matronen die Correspondenzen durch die Anordnung der Blumen eines Bouquets, die Wahl der Farben, und andre verabredete Zeichen.

Vorzüglich in Syrien und Egypten ist die Kunst, sich durch Blumen verständlich zu machen, zu einer solchen Vollkommenheit gebracht, daß zwey Liebende das thätigste Einverständniß mit einander haben können, ohne die Aufmerksamkeit eines eifersüchtigen Gatten zu reizen, oder sich den spähenden Blicken ihrer Wächter zu verrathen.

Die türkischen Weiber haben einen weit beträchtlichern Einfluß in die öffentlichen Geschäfte, in die Ernennung der Regierungsbeamten, und die Ertheilung der Strafen und Gnadenbezeigungen, als man aus

ihrer eingezognen Art zu leben, schliessen sollte. Die Harems sind den Männern unzugängliche Versammlungsorte, wo der Reihe nach alle interessante Stadt- und Land-Anekdoten verhandelt werden, alle Neuigkeiten cirkuliren, und alle Ränke und Plane ausgesonnen werden. Dorthin kommen Weiber von jedem Alter und Stande,. um Gnadenbezeigungen für ihre Männer und Verwandten auszumitteln: oder sie gehen auch hin, um sich Schutz gegen einen eifersüchtigen oder zu strengen Ehemann, oder irgend eine mächtige Person zu verschaffen. Eine Sache geht zuweilen durch den Canal mehrerer Weiber, ehe sie zu ihrer Bestimmung gelangt, und eine freygelaßne Sklavin, eine Person aus den niedrigsten Volksklassen erhält durch ihre Patronie einen solchen Einfluß, daß man sich von allen Seiten um ihre Protektion bewirbt.

Die Mahomedanerinnen unterstützen sich treulich unter einander, und sind immer bereit, gemeinschaftliche Sache zu machen. Sie sind unversöhnlich in ihrem Haß, und versäumen beynahe nie, sich für jede etwas bedeutende Beleidigung nachdrücklich zu rächen. Ihr Einfluß wird durch die Gewalt noch verstärkt, welche gewöhnlich eine Lieblingssklavin oder die Sultanin Validé über den Sultan ausübt.

Zwölfter Abschnitt.

Von den Georgierinnen und Cirkassierinnen. Von dem Sklavenstande. Besuch des weiblichen Sklavenmarktes. Gebräuche der Weiber bey dem Säugen und der Unfruchtbarkeit. Von den Harems und Bädern.

Man rühmt im ganzen Morgenlande die Schönheit der Weiber aus Cirkassien und Georgien, die in der frühsten Jugend nach Constantinopel gebracht, verkauft, und von dort in alle Theile des Reichs zerstreut werden, um in den Harems zu dienen, oder ihren Herren Kinder zu gebären. Diese Weiber haben nach den Berichten der Christinnen die mit ihnen umgehen, und nach den wenigen, deren Anblick uns die Arzneykunde verschafte, zu urtheilen, eine ganz europäische Gesichtsbildung. Beynahe alle haben schwarzes Haar und Augen bey einer weißen Haut, einige wenige sind blond oder braun; alle sind in der Jugend schön geformt, aber durch das viele Sitzen, durch das Wohlleben und den häufigen Gebrauch der Bäder bekommen sie gewöhnlich eine Fleischigkeit, die höchst reizend für die Türken ist, obgleich sie bey weitem das Maaß der schönen Verhältnisse überschreitet.

Die Türken haben beynahe die nämlichen Begriffe von weiblicher Schönheit, als die Europäer, nur daß sie im Ganzen die Schwarzhaarigten den Blonden und

Braunen; und die übermäßige Fettigkeit der Magerkeit vorziehen.

Man darf sich nicht wundern, daß diese Weiber mehrentheils schön gebaut sind, da die Auswahl alles Schönen von den Eltern selbst, an die türkischen Kaufleute abgeliefert wird. Aber nie kann man genug erstaunen, daß der Geldgeiz alle religiösen Vorurtheile überwindet; daß ein Vater und eine Mutter bey dem Anblick des Goldes ihr Herz den stärksten Regungen der Natur verschließen, daß sie ohne Gewissensbisse ihre Kinder hingeben, um in einer fremden Religion erzogen zu werden, und zu den Vergnügungen eines jeden der sie kaufen will, zu dienen. Und auch die christlichen Priester dieses Landes dulden diesen schändlichen Handel, vermittelst einiger Gebete und Almosen, und beweisen dadurch die Wahrheit ihres Grundsatzes, daß sich mit dem Himmel handeln läßt.

Der Preis dieser Sklavinnen auf den Märkten von Constantinopel ist verschieden, wie einer jeden andern Waare, und hängt von ihrer Anzahl und der jedesmaligen Käufer ab. Gewöhnlich gelten sie 500 bis 1000 Piaster, welches 1000 bis 2000 Franken beträgt. Aber eine Sklavin von außerordentlicher Schönheit steigt zu einem ungeheuern Preise, ohne daß man nöthig hätte sie zum Verkauf auszustellen, weil die meisten Reichen immer bereit sind, sie um jeden Preis zu erlangen. Die Ehrgeizigen und Staatsbeamten wetteifern, wer sie kaufen soll, um damit entweder dem

Sultan oder irgend einem mächtigen Beschützer zu huldigen, und sich eine Fürsprecherin auszumitteln, die für ihr Interesse sorgt.

Auf jedem Fall wird eine Sklavin demjenigen der sie kaufen will, nie nackend gezeigt: dieses streitet mit der Anständigkeit und den morgenländischen Sitten, aber wenn sie mannbar ist, schickt der Käufer oft eine Matrone ab, welche untersuchen muß, ob sie noch Jungfrau ist.

Man würde sich einen sehr unrichtigen Begriff von dem Sklavenstande in der Türkey und in Persien machen, wenn man ihn nach dem beurtheilen wollte, wie die Europäer ihn in ihren Colonien eingeführt haben: oder nach den Erzählungen der unglücklichen Gefangnen auf der Küste der Barbarey, die auf tausendfache Art gemartert werden, um die mahomedanische Religion anzunehmen. In der Türkey und in Persien werden die Sklaven beyderley Geschlechts, die man gewöhnlich vor oder um die Zeit der Mannbarkeit kauft, im mahomedanischen Glauben erzogen, und beynahe mit eben der Güte und Sorgfalt als die Kinder des Hauses gehalten. Selten verkauft ein Türke einen Sklaven mit dem er unzufrieden ist; er begnügt sich damit, ihn zu bedrohen, oder auch ihn zu bestrafen, wie er einen Sohn strafen würde. Nach einer kürzern oder längern Dienstbarkeit, je nachdem ein Türke ein mehr oder minder strenger Beobachter der Vorschriften Mahomeds ist, der die Sklaverey auf neun Jahre festsetzt, spricht er

ihn frey und verheirathet ihn. Beynahe immer werden bey seinem Tode seine Sklaven frey, dies hat er entweder in seinem Testament bestimmt, oder die Erben machen es sich zur Pflicht, seinen Willen zu erfüllen.

Wenn ein Patron mächtig ist, und zu einigen seiner Sklaven eine Zuneigung faßt, verabsäumt er nichts an ihrer Erziehung und ihr Fortkommen zu befördern. Er wendet dazu seinen Einfluß und sein Vermögen an, wie er es für seinen eignen Sohn thun würde; und man muß gestehen, daß im Allgemeinen die Sklaven ihren Herren mehr anhängen, und ihnen treuer dienen, es sey im Hause oder im Gefecht, als bloße Domestiken thun würden.

Jedermann weiß in der Türkey, daß die Kunst seinem Herrn zu gefallen, Klugheit, Muth und hauptsächlich Geld zu allem führen, und schnell zu den ersten Aemtern gelangen lassen. Die mehrsten Paschas und Großen des Reichs, die durch Glück und Cabale von dem Stande des Sklaven oder des bloßen Privatmannes zu ihrem nachmaligen Range gelangten, sind für jeden Türken ein thätiger Sporn, der sie aufmuntert und antreibt. In allen Civil- und Militairstellen rechnet man Talente für nichts; sie sind beynahe immer unnütz, und zuweilen sogar gefährlich.

Da im Morgenlande die europäischen Vorurtheile, in Absicht auf Geburt, ganz fremd sind, heirathen die

meisten Türken ohne Bedenken ihre Sklavinnen, oder lassen ihre Söhne sie heirathen. Eben so geben sie ohne Widerwillen ihre Töchter den männlichen Sklaven, mit denen sie zufrieden sind, zu Gattinnen; sie lassen sie frey, verschaffen ihnen Bedienungen, oder geben ihnen Geld, einen Handel oder sonst ein Gewerbe damit anzufangen.

Die Gefangnen, welche im Kriege den Türken in die Hände fallen, und nicht sogleich nach der Schlacht ausgewechselt, welches aber selten geschieht, oder niedergehauen werden, welches sich häufiger ereignet, sind Sklaven, und gehören demjenigen zu, der sie gefangen genommen hat. Diese werden zuweilen weggeführt und weit vom Schauplatz des Krieges verkauft, damit sie nicht entfliehen oder ausgewechselt werden mögen. Diese Sklaven, welche oft schon über die erste Jugendzeit hinaus sind, weigern sich häufig, ihrer Religion zu entsagen; und alsdann genießen sie nicht die Annehmlichkeiten, die den mahomedanischen Sklaven zu Theil werden, man behandelt sie auch mit weniger Schonung. Man gebraucht sie zu den härtesten, niedrigsten Arbeiten, und sie haben keine Hoffnung, ihre Freyheit zu erlangen, wenn sie sich nicht loskaufen können; welches ihnen beynahe immer unmöglich ist, da sie selten Mittel haben, ihren Verwandten Nachricht von ihrer Lage zu geben. Wären sie auch arbeitsam genug um etwas Geld zu erwerben, und sparsam genug um es zusammen zu halten, so würden sie doch unfehlbar von ihrem Herrn oder ihren Mitsklaven ausgeplündert werden,

weil ein Türke sich allemal für berechtigt hält, gegen einen Christen oder Juden die Gesetze der Gerechtigkeit und Redlichkeit bey Seite zu setzen, die er gegen einen Glaubensgenossen zu verletzen, erröthen würde.

Es ist schon oben bemerkt worden, daß Juden und Christen in der Türkey der Handel mit Sklaven untersagt ist. Man erlaubt nur denjenigen Mahomedanern, welche zum Kaufen hinkommen, den Zutritt zu dem Basar, wo die Weiber zum Kauf ausgestellt werden. Die Europäer können nur durch einen ausdrücklichen Firman des Sultans dort eingelassen werden, und diesen fertigt man nur für die Gesandten und Agenten der fremden Mächte aus, wenn sie im Begriff sind, die Türkey zu verlassen. Wir benutzten mit Freuden, wenige Tage vor unsrer Abreise, einen Firman zu Gunsten des Bürgers Carra, Saint Cyr ꝛc., um unsre Neugierde in diesem Stück zu befriedigen. Wir besahen in seiner Gesellschaft, die Monumente, welche der Barbarey, der Zeit und den Feuersbrünsten entgangen sind, die vornehmsten Moscheen, das Irrenhaus, die Menagerie und den weiblichen Sklavenmarkt. Aber entweder hatten die Kaufleute unsre Ankunft erfahren, und die Sklavinnen fortgeschickt, oder es war nicht die Jahreszeit, wo sie am häufigsten sind, denn wir fanden nur wenige in dem Basar, und unter diesen waren die meisten verschleyert und in ihren Kammern verschlossen, so daß wir sie nur einen Augenblick durch ein Fenster neben der Thür sehen konnten.

Wir blieben stehen um vorzüglich drey zu betrachten, die uns durch ihre Schönheit, und die Thränen die sie vergossen besonders auffielen. Sie waren alle groß, wohlgebaut und kaum funfzehn Jahr alt; eine von ihnen, welche sich mit dem Kopf und dem linken Arm an die Wand lehnte, stieß Seufzer aus, die uns das Herz zerrissen: nichts konnte ihren tiefen Schmerz zerstreuen. Die beyden andren hielten sich bey der Hand, indem wir sie betrachteten; sie warfen Blicke auf uns, die ohne Zweifel den Kummer über ihre verlorne Freyheit und über die Trennung von ihren Eltern und Geliebten ausdrückten, denen das Schicksal sie auf ewig entrissen hatte.

Die Kaufleute fürchten aus einem lächerlichen Vorurtheil, den bösen Einfluß der Blicke eines Christen oder Europäers; ein Weib kann nicht von ihnen gesehen werden, ohne von ihrem Werth zu verlieren, ohne Gefahr zu laufen, unter ihrem bösartigen Einfluß zu leiden. Uebrigens besorgen sie, daß diese Sklavinnen, die noch Christinnen sind, sich plötzlich in einen ihrer Glaubensgenossen verlieben und entfliehen möchten, oder daß die übermäßige Betrübniß, die durch den Anblick eines Menschen erregt wird, der sie an ihre ehemaligen, theuern Verhältnisse erinnert, eine Krankheit veranlassen möchte, die ihrer Schönheit nachtheilig seyn könnte.

Das Gebäude hat nichts auszeichnendes, und kommt an Schönheit den Caravanserais nicht gleich,

denen es übrigens an Gestalt und Bauart gleicht. Auch übertreffen es die andern Basars bey weitem. Man findet hier eine Reihe von kleinen, kahlen Zimmern, die das Licht durch die Thür, und durch ein kleines, mit Gittern versehenes Fenster neben derselben empfängt. In jeder von diesen Kammern sind die Weiber die einem Kaufmann angehören zusammengedrängt; dort erwartet jede ihr Schicksal, welches sie in die Hände eines alten oder jungen Mannes führen kann, eines gesunden oder schwachen, sanften oder rohen, guten oder bösen, um seine Gattin, Beyschläferin oder Aufwärterin in seinem Harem zu seyn.

Die Negressen, welche der Handel jährlich aus Ethiopien oder Nubien einführt, werden eben wie die weißen Sklavinnen in der mahomedanischen Religion erzogen, und mit eben der Güte wie die andern behandelt; da sie aber eigentlich zum Dienst des Harems bestimmt sind, gelangen sie selten zur Ehre das Lager des Herrn zu theilen. Nach einigen Jahren der Dienstbarkeit, werden sie gewöhnlich an weiße Sklaven verheirathet. Beyde werden freygelassen, und man giebt dem Manne eine Summe um einen Handel, oder sonst ein Gewerbe anzufangen. Zuweilen behält man sie auch im Hause ohne sie freyzulassen; die Frau dient im Nothfall den Kindern ihrer Frau als Amme, und behält ihre Geschäfte im Harem bey: der Mann bleibt bey seinem Herrn und verrichtet die nämlichen Dienste als zuvor; er begleitet ihn auf seinen Handels-Reisen oder andern Zügen.

Was die Neger anbetrifft, so sind diese vielleicht noch unglücklicher, als in den amerikanischen Colonien; frühzeitig werden sie verstümmelt, und werden beynahe alle gebraucht, die Weiber des Sultans oder die Harems der Grosen zu bewachen. Zuweilen gelangen einige zu einem ausgezeichneten Ansehen und grosen Reichthümern, aber kann sie dieses für alles, was sie entbehren müssen, schadlos halten? *)

Die Weiber im Morgenlande haben glücklicherweise noch nicht gelernt, daß, sich ihren heiligsten Pflichten zu entziehen, und die kostbaren Pfänder ihrer ehelichen Liebe lohnsüchtigen Miethlingen anzuvertrauen, ein Mittel wäre, ihre Reize länger zu erhalten, und die zauberischen Vergnügungen der Geselligkeit ungestört zu geniesen. Sie finden das Lächeln eines Kindes, welches sie mit ihrer Milch tränken, weit süßer, weit belohnender, als den Beyfall einer verderbten und treulosen Welt. Wenn daher auch ihre Lebensweise einfacher und weniger tumultuarisch ist, wenn auch ihre Vergnügungen weniger lebhaft, weniger reizend sind, so werden sie dafür doch reichlich durch die Ruhe der Sinne, den Frieden der Seele, und die dauerhafte Gesundheit entschädigt, die sie selbst geniesen, und ihren Kindern mittheilen. Im Morgenlande sind alle jene Krankheiten, die aus zurückgetriebner Milch und

*) Businello versichert, S. 73. den Verschnittenen wäre die Ehe erlaubt, und zu seiner Zeit hätten einige mehrere Weiber gehabt.

Milchversetzungen entstehen, und so viele Europäerinnen in der Blüte des Lebens wegraffen, beynahe unbekannt.

Wenn durch irgend eine ungewöhnliche Veranlassung eine Frau ihre Milch verliert, und sich genöthigt sieht eine fremde Amme anzunehmen, so nimmt sie diese in ihr Haus, und läßt sie mit eben der Achtung und Aufmerksamkeit behandeln, die man ihr selbst erzeigt. Sie sey Mahomedanerin oder Christin, so hängt es von dieser zweyten Mutter ab, von nun an immer bey ihrem Säugling zu bleiben, ihre mütterliche Sorgfalt für ihn fortzusetzen, und zeitlebens von ihm und seinen Verwandten die lebhaftesten Beweise der Dankbarkeit zu empfangen.

Durch einen für die Aermern vortheilhaften Luxus, aus dem übrigens keine üblen Folgen entstehen, halten die meisten reichen Mütter, um nicht ihre wohlbeleibte Gestalt zu verlieren, und des Nachts ruhiger zu schlafen, und ihren Kindern eine reichlichere Nahrung zu verschaffen, ihm noch eine zweyte Amme, welche das mühsamere Geschäft übernehmen muß, sie des Nachts zu säugen, und bey Tage zu belustigen und zu zerstreuen: nichtsdestoweniger sorgt auch die Mutter für die Gesundheit ihres Kindes, säugt es mit ihrer Milch, hilft allen seinen kleinen Bedürfnissen ab, und trägt alle Sorgfalt für dasselbe, welche sein zartes Alter nothwendig macht.

Die Unfruchtbarkeit der Weiber wird im ganzen Morgenlande, als eines der größten Uebel betrachtet, welches sie treffen kann: denn ungerechnet daß eine unfruchtbare Frau nicht das Ansehen genießt, welches ihr als Familien-Mutter zukommen würde, wird sie gewöhnlich von ihrem Manne vernachlässigt; sie sieht ihn in die Arme einer andern Frau übergehen, sie ist genöthigt, die Scheidung, die er verlangt, zu unterschreiben, und um ihr Unglück zu vollenden, erlangt sie in diesem Fall höchst selten einen zweyten Gemahl. Auch betrachtet man die Unfruchtbarkeit als die Folge einer fehlerhaften Organisation, welche für solche selbst demüthigend ist, die sich in diesem Fall befinden.

Sobald die Symptomen der Schwangerschaft sich nicht einige Monate nach der Hochzeit einstellen, ermangelt die Frau in ihrer Ungeduld nie, sich an alte Weiber und Aerzte zu wenden, um von ihnen irgend einen Trank, oder eine andere Arzeney zu erhalten, die den Augenblick der Empfängniß beschleunigt und erleichtert. Diese bereiten ihr Mutterzäpfchen (des Pessaires), in welche sie die hitzigsten und reizendsten Ingredienzien, als Muskus, Ambra, Bezoar, Aloe, Cardamum, Ingwer, Pfeffer, Zimmt, Nelken und dergleichen mischen. Auch müssen die meisten diese Dinge, als Opiate oder mit den Speisen einnehmen, und erregen dadurch nicht selten irgend ein inflammatorisches oder andres Uebel.

Wenn die Frau noch jung ist, und nach einem oder mehrern Wochenbetten nicht sogleich wieder schwanger wird, so bedient sie sich sobald als möglich der nämlichen Mittel, es sey denn daß der Mann schon viele Kinder hätte, oder sein Vermögen in sehr zerrütteten Umständen wäre. Die Griechinnen, die weniger fromm, aber abergläubischer als die Mahomedanerinnen sind, bringen außerdem der heiligen Jungfrau Opfer, schicken Kerzen in die Kirche, lassen Messen lesen, und flehen alle Heiligen des Paradieses um Beystand an.

Die Häuser der Türken sind dergestalt angelegt, daß die Wohnung der Weiber allemal von der männlichen abgesondert ist: die erstere heißt Harem, oder der heilige Ort, und die zweyte Selamlik oder die Wohnung der Männer. Bey den Vornehmen sind dieses zwey Hauptgebäude, die durch Zwischen-Zimmer, von denen der Herr allein den Schlüssel hat, zusammen hängen. Der Zutritt zu dem Harem ist den Mannspersonen streng verboten; die Domestiken und die männlichen Sklaven kommen nie hinein, und selbst die Verwandten dürfen sich dort nicht sehen lassen, es sey denn an den beyden großen jährlichen Festen, und bey Gelegenheit einer Hochzeit, eines Wochenbettes, und bey der Beschneidung.

Gemeinhin haben die Harems keine Fenster nach der Straße zu, oder wenn es dergleichen giebt, so sind sie so hoch angebracht, und so mit Gittern versehen, daß man von außen nichts sehen kann, was inwendig

vorgeht. In denjenigen Ländern, wo jedes Haus seine eigne Terrasse hat, sind diese mit sehr hohen Mauern umgeben, die alle Verbindung nach außen zu unmöglich machen.

Wir haben auf unsern Reisen oft Verdrießlichkeiten gehabt, wenn wir hohe Orte ersteigen wollten, um von dort die Lage einer Stadt und ihren Umfang zu übersehen, weil man besorgte, wir hätten die Absicht, die Weiber zu belauschen, die in ihren Gärten spatzieren gingen, oder auf ihren Terrassen frische Luft schöpften. Bey diesen Gelegenheiten soll es sich oft ereignet haben, daß die Türken nach den Europäern schossen, deren Absichten ihnen verdächtig schienen.

Eine junge Mahomedanerin von einem gewissen Stande geht selten aus ihrem Hause, weil es nicht zum guten Ton gehört, sich, wenn gleich in ihren Schleyer verhüllt, auf den Straßen sehen zu lassen; das Gesetz befreyet sie von der Verbindlichkeit, die Moschee zu besuchen, sie hat Bäder in ihrem eignen Hause, deren sie sich nach Belieben bedient, und wird von Sklavinnen, die sie bewachen, und von Verwandtinnen, die sie einschränken, umringt. Ihrem Manne gefallen, ihn, so viel seine Geschäfte es erlauben, in dem Harem festhalten, für ihre Kinder sorgen, sich sehr viel mit ihrem Putz und so wenig als möglich mit der Wirthschaft beschäftigen, zu den vorgeschriebnen Stunden ihre Gebete verrichten, einen Theil des Tages mit Nichtsthun zubringen, und einen andern Theil mit Rauchen, Caffee-

trinken, und Besuche annehmen von ihren Freundinnen, Verwandtinnen und Clientinnen, dieß sind die einzigen Pflichten und Vergnügungen einer Mahomedanerin. Sehr selten kann sie lesen, und schreiben beynahe niemals; sie hat nur Nähen und Sticken gelernt, Confituren und Leckereyen bereiten, und einen Sorbet zusammen zu setzen; aber angenehmer als alles dieses findet sie das Nichtsthun, ruhig auf ihrem Sofa zu sitzen, und einen Rosenkranz von Korallen oder Agat durch die Finger schlüpfen zu lassen. Sie hält es für den reizendsten Genuß, von Zeit zu Zeit eine Tasse Caffee in der einen Hand, und eine Pfeife Taback in der andern zu halten, und bald den wohlriechenden Dampf des einen einzuziehen bald das feine Oel des andern hinein zu schlürfen: außer diesem ist es ihre höchste Freude, vor den Augen der Frauen, die sie besuchen, ihre kostbaren Juwelen und reichen Gewänder schimmern zu lassen.

Ein Türke muß sehr dürftig seyn, wenn er nicht wenigstens einige Sklaven für seine Frau halten kann, und diese muß wenig Geschicklichkeit besitzen, wenn sie nicht in kurzer Zeit den größten Theil des Vermögens ihres Mannes in Kleider und Juwelen verwandelt. Dieses seltsame, und für eine Familien-Mutter so unschickliche Betragen, scheint mir in den Gesetzen und Gebräuchen der Türken gegründet zu seyn. Es ist bekannt, daß der Monarch das Recht hat, zum Vortheil des kaiserlichen Schatzes, den Nachlaß seiner Officianten zu confisciren, und daß in diesem Fall das Eigen-

thum der Frau allemal verschont bleibt. Ferner wenn eine Scheidung statt findet, behält die Frau ihre Juwelen und ihre Garderobe, außer denen im Heiraths-kontrakt festgesetzten Effekten.

Die Frau hält ihre Mahlzeiten entweder allein, oder mit der Mutter und den weiblichen Verwandten ihres Mannes, die sie im Harem vorfindet. Der Mann hingegen speißt mit seinem Vater oder den Verwandten die bey ihm wohnen; aber auch wenn er allein ist, und sich im Harem bedienen läßt, ißt die Frau nicht mit ihm; sie bedient ihn entweder selbst, oder sorgt dafür daß die Sklavinnen ihm aufmerksam aufwarten. Wenn die Mahlzeit vorbey ist, und Hände und Mund gewaschen sind, reicht sie ihm selbst Pfeife und Caffee.

Hat ein Mann mehrere Frauen, so hat jede ihre Wirthschaft, ihren Tisch, ihre Zimmer und ihre Sklavinnen, obgleich in dem nämlichen Gebäude. Nur sehr selten hat eine zweyte Frau oder Conkubine ein andres Haus: dieß ist nur bey den Oberhäuptern der Caravanen der Fall, welche die Hälfte des Jahres in einer Stadt, und die andre Hälfte in einer andern zubringen, und in jeder eine Frau haben wollen.

Unter keiner Religion, und unter keinem Volke, wird irgend eine Religionsvorschrift so gewissenhaft beobachtet, als bey den Türken das vorgeschriebene Waschen und Reinigen. Der Muselmann muß sich vor dem

fünf täglichen Gebeten, vor und nach den Mahlzeiten, nach jeder Ausleerung, jedesmal daß er einen unreinen Körper berührt hat, zum Theil waschen; und ganz und gar, wenn er bey einer Frau geschlafen oder sonst eine Befleckung erfahren hat: die Frau ist außer diesem auch nach jedem Wochenbette und nach jener periodischen Unpäßlichkeit dazu verpflichtet. Daher entstehen diese beynahe unaufhörlichen Bäder, denen sich jedermann unterzieht, die für alle zum Bedürfniß geworden sind, und in denen beyde Geschlechter einen so angenehmen Genuß finden.

Der vornehmste Grund, warum die Weiber die Bäder so leidenschaftlich lieben, ist, weil sie sich dort für den Zwang entschädigen, den ihnen die Gesetze und die Sitten auferlegen. In den Bädern treffen sie ihre Bekannten, oder verabreden Zusammenkünfte mit ihnen; dort unterhalten sie sich ohne alle Zurückhaltung, und überlassen sich ganz der süßesten Wollust. Dort können die Reichen mit dem ausgesuchtesten Putz, dem glänzendsten Schmuck prahlen. Sie lassen sich mit reinem Moka-Caffee bedienen, laben sich an den köstlichsten Herzstärkungen, verschwenden wohlriechende Wasser und Salben; und das Fest wird oft mit Musik, Tänzerinnen, und den sogenannten chinesischen Schattenbildern beschlossen: alsdenn aber bleibt das Bad dem übrigen Publikum den ganzen Tag über verschlossen.

Die Armen finden hier auch, beynahe ohne alle Kosten, Vergnügungen, die zwar weniger rauschend

sind, aber vielleicht eben so lebhaft empfunden werden. Gewöhnlicher Caffee und Sorbet, Taback anstatt alles Parfums, Leckereyen, die sie selbst mitbringen, und einige Früchte der Jahreszeit, reichen hin, den Leib zu erquicken, und die Sinne zu vergnügen. Dabey wird ihre Eitelkeit befriedigt, wenn sie ein feines Hemde, saubere Unterkleider, anständige Gewänder, Halsbänder, Ketten und dergleichen von Zechinen, zeigen können. Endlich bleibt ihnen nichts zu wünschen übrig, wenn sie am ganzen Leibe von allen Haaren befreyt, die Haupthaare aber gut geordnet, und in Zöpfe geflochten, die Augenbraunen und Wimpern schwarz gemahlt, und die Nägel an Händen und Füßen Orange mit Henna gefärbt, sind.

Dreyzehnter Abschnitt.

Spaziergang an den süßen Gewässern. Revüe einer türkischen Armee. Ursprung von Paswan Oglu's Empörung. Historischer Ueberblick der Ereignisse derselben bis auf diesen Tag.

Zwey Meilen von Constantinopel, wenn man längs dem kleinen Fluß hinauf geht, der sich am obern Ende des Hafens in denselben ergießt, findet man einen angenehmen und einsamen Spazierort, den einzigen, den die Kunst hier einigermaßen verschönert hat. Dorthin begiebt sich zuweilen der Sultan, um mit einem zahlreichen Gefolge den Tag zuzubringen: auch machen oft Europäer kleine Lustparthien dahin, wobey sie doch die Vorsicht beobachten, alles was sie brauchen mitzunehmen, weil die Türken, welche weder gewohnt sind zu spazieren, noch diesen Ort zu besuchen, nicht einmal ein Caffeehaus dort angelegt haben.

Wenn man sich vom Hafen entfernt, läßt man Constantinopel hinter sich zurück: links erblickt man das Dorf Eyub, wo die Sultanin Mutter eben eine Moschee und eine Todtenkapelle, in der sie nach ihrem Tode ruhen will, hat errichten lassen: rechts sieht man ein türkisches Caffeehaus, vor welchem ein mit schönen Bäumen beschatteter Platz ist, unter welchen zuweilen türkische und armenische Weiber Caffee trinken und Taback

rauchen. Man kommt von hier in ein fruchtbares Thal, welches zwey kahle öde Schieferberge einschließen; der Fluß, der in der Mitte desselben fließt, ist an seiner Mündung breit, tief und still; weiterhin verengt er sich allmählig. Das ganze Thal besteht aus natürlichen Wiesen, in denen das ganze Jahr hindurch zahlreiche Herden von Rindern weiden.

Bald befindet man sich vor dem Kiosk des Großstallmeisters Buyuk-Imbrohor, welches an der linken Seite des Flusses liegt: man geht unter einer hölzernen Brücke weg, welche hier wegen der Communikation angebracht ist, und man gelangt zum Pallast des Großsultans. Jenseits desselben, welcher zierlich genug gebaut ist, nimmt ein großer Canal den Fluß auf, und aus diesem stürzt er in einen Wasserfall über weiß marmorne Stufen, bildet mehrere, schöne Flächen, und ergießt sich dann wieder in sein Bette. Schöne Bäume, werth in den herrlichsten europäischen Gärten zu prangen, beschatten diese Gegend. Man bedauert nur, daß die beyden Hügel, die das Thal einschließen, nicht angebaut, und mit Landhäusern, Weingärten und Obstbäumen geziert sind, deren Anblick diesen lieblichen Ort noch mehr verschönern würde.

Den 10ten April im Jahr 6. gingen wir mit der französischen Legation und verschiednen Bürgern hinaus, um in diesem Thal den Rest der Armee vorbeymarschiren zu sehen, die Sultan Selim gegen Paswan

Oglu von Widdin, aussandte, der seit langer Zeit sich gegen die Pforte aufgelehnt hatte.

Schon waren funfzehn bis zwanzig tausend Mann asiatischer Truppen nach Adrianopel, dem Sammelplatz der Armee, gezogen. Jetzt sollten noch fünf bis sechs tausend Mann, die zu Ok-Meidan kampirten, die Musterung vor dem Sultan passiren. Der Capudan-Pacha, der zum Seraskier oder General der Armee ernannt war, sollte die Gnade haben, seinem Herrn die Füße zu küssen, und von ihm den Ehrenpelz empfangen. Diese Ceremonie mit anzusehen, und zu gleicher Zeit die Ordnung und Einrichtung einer türkischen Armee kennen zu lernen, waren wir sehr neugierig.

Um acht Uhr des Morgens schifften wir uns zu Tophana ein, und brachten beynahe eine Stunde zu, ehe wir bis an das Ende des Hafens gelangten, wo sich der Fluß in denselben ergießt. Wir verließen unsre Fahrzeuge vor dem Kiosk des Großstallmeisters. Die Hügel waren schon mit Zuschauern besetzt, ein Theil des Hofstaats schon angekommen, und die Pagen übten sich auf der Wiese, den Djerid zu werfen. Die Armee war bis an den Abhang des Hügels vorgerückt und erwartete nur die Ordre zum Aufbruch. Alle Fahnen flogen, und die kriegerische Musik erschallte von Zeit zu Zeit.

Um zehen Uhr kam Sultan Selim in einer prächtigen Caique an, und nahm seinen Platz im Kiosk seines

Stallmeisters: wir befanden uns zwanzig Schritte von ihm, unter dem Schatten einer Esche, am andern Ufer des Flusses. Einen Augenblick darauf ward die Ordre gegeben, und die Truppen zogen vorbey. Sie zogen von dem Hügel an der linken Seite des Flusses hinunter, gingen über die hölzerne Brücke, in der Nähe des Kiosks, nahmen einen Weg der unten am Fuße des Hügels hinführte, und campirten drey Tage lang, zwey Meilen davon, in der Gegend einer Meierey, die den Namen Dani-pacha führt.

Wir sahen allmählig Cavallerie vorbeyziehen, die aus Delis, Zaïms, Timariots, Seliktars und Spahis bestand, mit einer Flinte, Pistolen und einem Säbel bewaffnet. Nach diesen kamen Reuter mit Lanzen: diese hatten, wie die vorhergehenden, Pistolen und Säbel. Vor jeder Schwadron zogen eine oder zwey Fahnen her, und eine große Anzahl Sacas oder Wasserträger folgten. Jeder dieser Sacas hatte auf seinem Pferde zwey große Schläuche von Rindshäuten mit Wasser angefüllt.

Eine üble Wirkung machte es für das Auge, daß unter diesem erlesenen Corps die Flinten von so verschiednem Caliber, und die Reuter nicht übereinstimmend gekleidet waren: viele waren sogar zerlumpt und schlecht beritten, indeß daß andre besser gekleidet, besser beritten und bewaffnet waren. Die Hauptleute zeichneten sich durch ihr reiches Sattelzeug, ihre schönen

Pferde, und die Bedienten aus, welche zu Fuß vor ihnen her gingen.

Weit militärischer erschien die leichte Artillerie, gleichförmig gekleidet, gut beritten, und von vierzig Stück Kanonen begleitet: sie bestand aus jungen und robusten Leuten, und ihr Ansehen und ihre Bewegungen gereichten den französischen Officieren zur Ehre, die sie gebildet hatten.

Nach diesem sahen wir noch einige Haufen Reuter vorbey ziehen, und darauf vierzig Fahnen von verschiednen Farben. Es war noch die ganze Haushaltung des Generals, zwey europäische Equipagen und zwey Sänften zurück, als wir den Hussein-Pacha zu Pferde, von zwey Bostangis und einem Tchocadar zu Fuß begleitet, aufkommen sahen: er ritt über die Wiese hin und stieg in einiger Entfernung von dem Kiosk ab: bald umringten ihn hier die Pagen des Sultans, und führten ihn nach dem Audienzsaal; hier näherte er sich dem Sultan, küßte den Saum seines Kleides, und setzte sich ein wenig davon auf den Fersen hockend nieder, die Hände auf den Lenden ruhend, die von den großen Aermeln seines Kleides bedeckt waren. Die Pagen verließen hierauf sämmtlich das Zimmer, und es blieben nur drey Stumme zur Bedienung. Die Unterredung dauerte eine halbe Stunde, da Hussein von neuem dem Sultan den Rock küßte, und nun von einigen Pagen die zu diesem Ende herein traten, mit einem prächtigen Pelz bekleidet wurde. Hussein verließ nun

mehr den Kiosk, stieg wieder zu Pferde, kam nochmals, nachdem er in einem halben Kreise herumgeritten war, zurück, und präsentirte sich dem Sultan, verbeugte sich bis auf den Steigbügel des rechten Fußes, und ritt sodann in Begleitung der drey Personen, die mit ihm gekommen waren, davon.

Die Truppen hatten während der Conferenz Halt gemacht, die Musik aber die aus Trompeten, Zymbeln, Pauken und Trommeln (die von den europäischen verschieden waren) bestand, ertönte die ganze Zeit über.

Die Haushaltung des Pacha zog in schönster Ordnung vorbey: sie zeichnete sich durch Schönheit der Pferde, Pracht der Geschirre, und den Schmuck der Reuter aus: wir sahen hierauf seine Tchiaussen, seine Tchocadars, seine Secretaire und Schreiber, eine Truppe von Galiondgis, und seine Equipagen und Sänften vorbeypassiren; drey Cavaliere trugen auf einer Art Piken, unter den Fahnen die drey Roßschweife, welche seinen Rang bezeichneten.

Bey allen verschiedenen Truppen bemerkten wir einige Leute, die ziemlich wohl beritten waren, und Mützen von komischer Form, mit Blech und Schellen geziert, trugen. Diese hatten, wie man uns sagte, das Amt, in den Reihen herumzureiten, die Linien zu formiren, die Soldaten zum Kampf aufzumuntern, und die Flüchtlinge anzuhalten.

Es haben sich in Europa über Paswan Oglu soviel verschiedne Gerüchte verbreitet, und der Ursprung seiner Empörung ist so wenig bekannt, daß man hier nicht ungern lesen wird, was wir zur Stelle von dieser Sache erfahren haben.

Oglu bedeutet auf türkisch, Sohn, Paswan Oglu heißt demnach, Sohn des Paswan. Der Vater war Ayam, Notable oder einer der Vornehmsten von Widdin; er war reich, und unter seinen Mitbürgern in großem Ansehen. In dem letzten Kriege der Türken gegen die Deutschen und Russen, commandirte er eine Anzahl Freywilliger. Man glaubt, sein Ansehen, und vorzüglich seine Reichthümer hätten den damaligen Großvezier gereizt, ihn festzusetzen, und ihm den Kopf abschlagen zu lassen.

Paswan Oglu wurde mit seinem Vater eingezogen, und blieb einige Zeit in der Haft, in der Folge aber erhielt er seine Freyheit, und einen unbedeutenden Theil seines ehemaligen Vermögens wieder. Er zog sich nach Widdin zurück, und brütete über den Plan, sowohl den Tod seines Vaters, als die gegen ihn begangene Ungerechtigkeit auf eine auffallende Art zu rächen. Die Gelegenheit fand sich bald dazu, und mit eben soviel Geschicklichkeit als Eifer hat er die Unruhen im türkischen Reiche zu seinem Vortheil zu benutzen gewußt.

Unter den Regierungen Mustapha des Dritten und Abdul Hamets, hatte man zu Constantinopel einige

Compagnien Kanonier und Bombardier formirt: einige Batterien am Eingange des Hellesponts und des Bosphorus errichtet; und bey dem Arsenal eine Schiffahrtsschule angelegt; man beschäftigte sich mit den Verbesserungen der Seetruppen, und war überhaupt darauf bedacht, den Verlust zu ersetzen, den man durch die wiederholten Niederlagen im russisch-österreichischen Kriege erlitten hatte, aber man war noch weit entfernt, diese Absicht erreicht zu haben, als Selim der Dritte den Thron bestieg. Tief gerührt über den Verlust der Krimm, der Kornkammer von Constantinopel; und ergrimmt, sich im Schooß seiner Hauptstadt selbst bedroht zu sehen, war Selims erstes Bestreben, allen jenen Anlagen neues Leben mitzutheilen. Seine ersten Blicke waren auf die Seemacht gerichtet, und seine feurigsten Wünsche gingen auf die Organisirung einer stehenden Armee, dergleichen seine ihm furchtbar gewordenen Nachbaren längst auf den Beinen hatten. Weniger eifersüchtig auf seine Alleinherrschaft, und mehr auf das Wohl des Staats bedacht, als seine Vorgänger, errichtete er einen Rath von zwölf Personen, die seine wohlthätigen Absichten mit ihm befördern sollten.

Einige Türken welche angeborne Fähigkeit und erlangte Kenntnisse über die gemeinen Vorurtheile erhoben hatten, waren von dem Vorzug der europäischen Waffen und dem unschätzbaren Vortheil den die Taktik gewährt, auf das lebhafteste überzeugt; wie viel gehörte aber dazu, um das Geschrey aller derer zu stillen,

die bey dieser beabsichtigten Veränderung verloren; ein unwissendes Volk zu beruhigen, welches alle Neuerungen, die von den sogenannten Ungläubigen herrühren, für verderblich hielt, und mehr als alles, um den schädlichen Wirkungen des fremden Goldes, auf die ersten Personen im Staate, zu widerstehen.

Die Janitscharen hatten viel von jener ursprünglichen Kraft verloren, welche sie so lange furchtbar gemacht hatte: man sahe unter ihnen nicht mehr diese Bostangis die gegen alle Witterungen und Beschwerden abgehärtet waren; diese Sklaven, diese Fremdlinge, die weder Vaterland noch Eltern kannten, und mit Enthusiasmus und Feuereifer einer Religion dienten, die sie angenommen hatten, und einem Fürsten der sie besoldete. Jetzt aber waren sie aufrührisch und zügellos geworden, hatten Kraft und Muth verloren, und zeigten sich mehr der Autorität des Fürsten, als den Feinden des Staates furchtbar. Der Gewinn also, wenn es möglich war, eine stehende Armee statt ihrer zusammen zu bringen, war nicht zu berechnen.

Aber so groß auch der Verfall der Janitscharen war, mußte man sie doch in der Hauptstadt einigermaßen schonen. Die Klugheit erforderte, sie beyzubehalten und zu bezahlen, bis die neuen Truppen organisirt wären. In den Provinzen, wo sie in den Städten und auf dem Lande zerstreut waren, durfte man von ihnen nur einen geringen Widerstand besorgen; demungeachtet beschloß man nun, weder diese noch jene

zu reizen, anfänglich nur die Yamags anzugreifen; so nannte man die neuen Ankömmlinge, oder die neuerrichteten Truppen, welche als Garnisonen in den Städten an der Grenze von Ungarn, und als Besatzung in den Festungen der neueroberten Länder lagen.

Belgrad war diesem Plan zufolge die erste Stadt, wo man das furchtbare Corps der Janitscharen aufzuheben versuchte; aber die Yamags empörten sich, griffen zu den Waffen und bedrohten das Leben des Pachä. Dieser fand Mittel ihre Oberhäupter zu gewinuen, und es gelang ihm, ein schlecht organisirtes Corps zu zerstreuen. Diesem Beyspiel folgte man allmählig in allen Städten der deutschen Grenze: überall fand man Widerstand, aber überall siegte die Regierung. Zu Widdin waren die Yamags glücklicher; Paswan Oglu, der seit kurzem die Würde eines Ayam bekleidete, marschirte an ihrer Spitze gegen den Pacha, schlug ihn, und nöthigte ihn die Stadt zu verlassen. Dieser erste glückliche Versuch erregte einen grossen Begriff von seinen militärischen Talenten, und man betrachtete ihn als einen Mann, der dem Volk gänzlich ergeben war. Es kostete ihm wenig Mühe, alle Einwohner von Widdin in sein Interesse zu ziehen, und viele Mißvergnügte an sich zü locken, indem er ihnen mit der Hoffnung schmeichelte, nicht allein die Reformen der Pforte zu hintertreiben, sondern sich auch der Hebung der neuen Auflage auf die Lebensmittel, die Wolle, Baumwolle u. s. w. zu widersetzen, deren Ertrag Selim zur Er-

richtung der neuen Corps von Artilleristen und anderer Truppen bestimmt hatte.

Nothwendig mußte das Volk aufgebracht werden, daß der Pacha selbst Muhassil oder Pächter der neuen Steuer für seine Provinz geworden war, und sich anheischig gemacht hatte, jährlich eine beträchtliche Summe nach Constantinopel zu schicken, da vor Einführung dieser Steuer, Widdin nicht allein nichts bezahlte, sondern man noch von Constantinopel aus die nöthigen Gelder zur Besoldung der Yamags und Unterhaltung der Festung schicken mußte.

Da die Einkünfte von Widdin zur Besoldung der Armee, die sich täglich verstärkte, nicht mehr hinreichten, schickte Paswan Detaschementer in die benachbarten Provinzen, bemächtigte sich der Gelder des Fiskus, hob die Steuern und forderte die Fürsten von der Moldau und Wallachey auf, ihm Lebensmittel, Munition und eine beträchtliche Summe Geldes zu übermachen, wenn er nicht in ihre Länder einfallen sollte. Diese wandten sich an die Pforte, die nach ihrer beliebten Gewohnheit zu temporisiren, und die Umstände abzuwarten, ihnen unter der Hand rieth, fürs erste der Gewalt zu weichen.

Der größte Theil der Volksmenge in der europäischen Türkey besteht aus Griechen: diese in sein Interesse zu ziehen, und sich ihre Achtung und ihr Ver-

trauen zu erwerben, war für Paswan sehr wichtig. Er machte zu dem Ende die Verordnungen Solimans des Ersten geltend, welche seine Nachfolger abgeändert oder eingeschränkt hatten; er versprach ihnen eine Erleichterung ihres Schicksals, die freye Ausübung ihres Gottesdienstes und die Aufhebung der beschimpfenden Auszeichnung der Rayas: zugleich wählte er zur Devise die Worte: Freyheit und Gerechtigkeit; magische Töne, welche im Stande sind, die stumpfesten Menschen zu elektrisiren, und ein Volk, welches unter der grausamsten Tyranney seufzet, zur heldenmüthigsten Hingebung und zum Enthusiasmus zu begeistern.

Paswans Verfahren wirkte, wie er erwartet hatte. Im ganzen Reiche sahen die Janitscharen in ihm einen Mann, dem die Vertheidigung ihrer Rechte und das Bestreben sich den Unternehmungen des Sultans und seines Conseils zu widersetzen, die Waffen in die Hand gegeben hatte: die Griechen betrachteten ihn als ihren künftigen Befreyer, und alle thaten die feurigsten Wünsche für das Glück seiner Waffen. Dennoch zögerte die Pforte noch in der Wahl der Hülfsmittel. Der Divan versammelte sich mehrere Male, ohne einen Entschluß fassen zu können: einige Mitglieder, und unter diesen der Capudan-Pacha, riethen, Paswan eine ansehnliche Macht entgegen zu senden, und ein Beyspiel der Strenge auszuüben, welches andre Ehrgeizige von ähnlichen Versuchen abschrecken könnte; die größte Zahl aber drang darauf, Paswan seine Begnadigung und den Ersatz der confiszirten Güter seines Vaters anzu-

bieten, wenn er die Waffen niederlegen und seine Armee verabschieden wolle.

Sobald eine Regierung sich entschließt, mit einem aufrührischen Unterthan in Unterhandlung zu treten, zeigt sie selbst ihre größere oder geringere Schwäche und Hülflosigkeit an. Die Vorschläge des Divans mußten Paswans Verwegenheit noch erhöhen; er war aber zu klug, um die Pforte durch eine abschlägige Antwort aufzubringen, und das Schicksal seiner Armee durch einen übereilten Schritt aufs Spiel zu setzen: überdem mußte er Zeit und Geld gewinnen, um das Gelingen seiner Projekte zu sichern, indem er vielleicht nicht hinlänglich auf die günstige Stimmung aller Janitscharen im Reiche rechnete. Er begnügte sich fürs erste mit der Foderung, daß alles in Widdin auf den alten Fuß bleiben sollte, daß die neuen Steuern dort nicht gehoben, und die Janitscharen bey ihren Rechten geschützt werden sollten. Sultan Selim fügte sich allen diesen schimpflichen Bedingungen, und schickte einen Pacha, der mit einem Firman dieses Inhalts versehen war, nach Widdin. Der neue Pacha ward aufgenommen, und mit allen üblichen Feyerlichkeiten eingeführt, da er aber zu schwach war, den Kampf mit einem Manne zu wagen, der eine Armee zu seinem Befehl hatte, konnte er zu keinem Ansehen gelangen: Paswan behauptete ferner seinen Einfluß und seine Gewalt, und regierte im Namen des Pachas, Stadt und Provinz.

Indessen kannte Paswan die ränkevolle Politik des türkischen Hofes zu genau, um vollkommen ruhig zu seyn: er wußte daß der Divan über kurz oder lang seine Zuflucht zu den gewöhnlichen Hülfsmitteln, Gift oder Schwerdt nehmen würde, um sich eines Mannes zu entledigen, der es gewagt hatte, seine Maaßregeln zu entkräften, und noch immer eine gesetzwidrige Gewalt in Widdin ausübte. Er verabsäumte nichts, um sich Gönner und Freunde unter den Großen des Hofes zu machen: er fuhr fort, dem Volke mit der Erwartung nützlicher und ernstlich gewünschter Reformen zu schmeicheln, und um unter den jetzigen Umständen eine rechtskräftige Macht zu erlangen, hielt er um das Gouvernement von Widdin und die Würde eines Pacha mit drey Roßschweifen an.

Ungeachtet der Schwäche mit welcher die Pforte einen rebellischen Unterthan begnadigt, und seinen Forderungen Genüge geleistet hatte, konnte sie sich doch nie entschließen, ihm die verlangte Würde zu bewilligen. Sie suchte vielmehr Zeit zu gewinnen, um Umstände abzuwarten, die sie von einem strafbaren und gefährlichen Manne befreyen könnten, und hielt ihn mittlerweile durch Versprechungen hin, die sie nie zu erfüllen gesinnt war.

Sobald sich Paswan überzeugt hatte, daß ihm nichts von der Pforte zu erwarten übrig bliebe, steckte er von neuem das Panier der Empörung auf: vertrieb

den Pacha und machte Einfälle in die benachbarten Provinzen.

Seine Generale, die bessere Krieger als Politiker waren, suchten ihn zu bereden, sich in den Besitz der Moldau und Wallachey zu setzen, die vornehmsten Städte an der Donau zu befestigen, und von dort aus allen Bemühungen der ottomannischen Macht zu trotzen. Paswan aber kannte die Höfe von Wien und Petersburg besser; er war überzeugt, daß sie seine Unternehmungen insgeheim begünstigen und selbst unterstützen würden, im Gegentheil aber würden sie alles anwenden, um zu verhüten, daß er sich jenseits der Donau festsetzte, und aus jenen beyden Fürstenthümern einen unabhängigen Staat bildete.

Ein weiteres Feld des Ruhms eröffnete sich vor Paswans Blicken: dies war, gerade nach Constantinopel zu marschieren, eine kühne Hand nach dem Throne auszustrecken, seine Feinde dem Schatten seines Vaters und seiner eignen Sicherheit zu opfern; unter gleichen Gesetzen Völker zu vereinigen, die der Fanatismus getrennt hatte; dem Handel, dem Ackerbau, der Industrie neues Leben einzuhauchen, eine ansehnliche Seemacht zu gründen, und der Regierung diese Einheit und den festen Zusammenhang zu geben, die ihr mangelten.

Hätte Paswan eben soviel Entschlossenheit als Klugheit besessen, wären seine Talente zum Angriff so

groß, als zur Vertheidigung gewesen, so wäre ohne Zweifel der Scepter Selims Händen entwunden worden. Schon weigerten sich die Janitscharen zu marschieren, die ungeheure Volksmenge von Constantinopel streckte gegen ihm die Arme als seinem künftigen Befreyer aus. Die meisten Großen waren seinem Interesse ergeben, aber immer noch wankte Paswan, welche Parthey er nehmen sollte, endlich aber beschloß er, den Feind in Widdin zu erwarten, fest überzeugt, daß die Truppen entweder zu ihm übergehen, oder in den Sümpfen, welche die Stadt umgeben, umkommen müßten.

Mittlerweile aber gab die Pforte, welche endlich die Gefahr einsehen lernte, mehreren Pachas in der europäischen Türkey Befehl, ihre Truppen zusammenzuziehen, den Rebellen bis in seinen letzten Schutzort zu verfolgen, sich seiner Person zu bemächtigen, und seinen Kopf nach Constantinopel zu liefern. Auch Allo Pacha oder Begler-Bey von Cutayed, ein berühmter Kriegsheld, erhielt Befehl, mit allen Truppen seiner Provinz, gegen Paswan zu marschieren. Die Grenzstädte wurden mit Lebensmitteln versehen, und Pachas von geprüfter Treue und bekanntem Muth anvertraut.

Diese verschiednen Heere, welche zusammen vierzig bis funfzigtausend Mann ausmachten, rückten in die Provinzen, welche Paswans Generale besetzt hielten; anfänglich hatten sie über diese einige Vortheile, unter

andern umringten sie eine Division, welche Sereck-Chologln kommandirte, hieben sie in Stücken, und schickten die Köpfe des Befehlshabers und seiner Officiere nach Constantinopel.

Diese unbedeutenden Vortheile wurden bald durch die Siege der andern Generale Paswans über die vereinigten Pachas in Vergessenheit gebracht. Belgrad, das Bollwerk des Reichs, wurde bedroht; Orsova, Silistrie, Kersova und beynahe alle Städte an der Donau waren bald in Paswans Händen, welcher von Widdin aus, das er beynahe nie verließ, die Märsche aller seiner Generale anordnete, und den Sieg beynahe ununterbrochen an seine Fahnen zu fesseln wußte.

Vorzüglich kam ihm zu statten, daß seine Armee nie durch die vielen gelieferten Schlachten geschwächt wurde; die Anzahl der Soldaten nahm immer im Verhältniß mit dem erlittenen Abgang zu, dahingegen die Truppen der Pachas eben soviel Mannschaft durch Desertion als durch das Schwerdt des Feindes verloren. Die Janitscharen, wie schon oben gesagt worden, betrachteten Paswans Sache als ihre eigne, und seine besser genährte und regelmäßiger besoldete Armee, die der Sieg überall begleitete, lockte täglich eine Anzahl Malkontenten herbey.

Der Fürst von der Wallachey, welcher gezwungen war, Paswan eine starke Contribution an Gelde, nebst Lebensmitteln und Munition für die Armee zu liefern,

fiel in Selims Ungnade. Er ward abgesetzt und nach Constantinopel zurück berufen; seine Stelle erhielt Khangerli, Dollmetscher des Capudan-Pacha, ein ränkevoller, schlauer, ehrsüchtiger Kopf, der in dem Verdacht war, heimlich die natürlichen Feinde des türkischen Reichs zu begünstigen, und für ihr Gold eine stets offne Hand zu haben.

Die Pforte, welche sich nie vorgestellt hatte, daß Paswan im Stande seyn würde, den vereinigten Paschas die Spitze zu bieten, erstaunte nicht wenig über seine Fortschritte, und zitterte wegen Belgrad, welches er einzunehmen drohete. Eben so sehr besorgte man, er möchte den Berg Hämus übersteigen, und sich zu Adrianopel festsetzen, um von dort aus die Hauptstadt zu ängstigen. Daher beschloß man, eine ansehnliche Macht gegen ihn zu versammeln, und einen lästigen Krieg schnell zu endigen, der den Umsturz des Reichs drohte. Im Monat Januar, im sechsten Jahre der französischen Republik, berief man die Officiere der Janitscharen von Constantinopel (man zählt deren an funfzigtausend) zusammen, um sie über den Plan dieses Corps gegen Paswan marschieren zu lassen, auszuforschen. Diese schienen gar nicht geneigt, die Absichten des Sultans zu unterstützen; sie stellten vor, daß die Soldaten sich laut äußerten, sie würden nie gegen einen Mann zu Felde ziehen, der keine andre Absichten hätte, als ihre Rechte zu schützen, und zu verhüten, daß die Gebräuche der Ungläubigen, der Feinde ihres

Gottes und ihres Propheten nicht unter den ächten Gläubigen eingeführt würden.

Man glaubte anfänglich, der Janitscharen-Aga würde mit seinem Kopfe für den Ungehorsam seiner Soldaten büßen müssen; Selim begnügte sich aber ihn auf einige Tage von der Hauptstadt zu entfernen, und nach Gallipoli zu verbannen. Nachdem man sich aber überzeugt hatte, daß seine Entfernung keine Veränderung in den Gesinnungen der Janitscharen hervorbrachte, ward er wieder in Thätigkeit gesetzt.

Zu gleicher Zeit ward ein Befehl an die Pachas und Gouverneurs der Provinzen des ganzen Reichs ausgefertigt, verschiedne Corps Truppen aufzubringen, und auf die erste Ordre zum Marsch in Bereitschaft zu halten. Der Großvezier, dem das Commando der Armee zukam, war alt und schwach, Selim ernannte daher an seiner Stelle den Capudan-Pacha, als ob der Diensteifer und der gute Wille seines Großadmirals in diesem Fall den Mangel an Kenntniß und Erfahrung ersetzen könnten. Hussein hatte nie Krieg geführt, wie konnte er daher mit Vortheil gegen einen Mann auftreten, der mit dem Muth und den kriegerischen Talenten der alten Generale, die man ihm entgegengestellt hatte, sein Spiel trieb?

Man sagt, die Feinde des Capudan-Pacha hätten seine Ernennung zum Seraskier bewirkt, theils um ihn von der Hauptstadt zu entfernen, theils um ihm durch

das Mißlingen eines wichtigen Unternehmens Verdruß zu erregen.

Husseln konnte das Commando der Armee nicht ablehnen, ohne den Unwillen des Sultans zu reizen, und der Bosheit des Publikums freyen Spielraum zu lassen. Er war aber eben so klug, als seine Feinde hämisch waren. Er warf sich dem Sultan zu Füßen, und versprach ihm einen willigen Gehorsam, selbst mit Aufopferung seines Lebens; dabey aber stellte er ihm alle Schwierigkeiten des Unternehmens vor, und ließ ihn einsehen, daß man nur von einer sehr ansehnlichen Macht, einer beynahe uneingeschränkten Autorität und der freyen Disposition großer Summen zur Unterhaltung der Armeen, das Gelingen erwarten könnte.

Selim bewilligte alle Forderungen Husseins, und gab Befehl, daß alle Truppen die man zusammenbringen könnte, im Anfange des Frühlings in Bereitschaft wären.

Man arbeitete von dem Augenblick an, mit großem Eifer an Verfertigung und Ausrüstung von funfzehn Canonierschaluppen, die vorne einen vier und zwanzig oder achtzehn Pfünder, und ein Paar kleinere Kanonen an jeder Seite führten: diese sollten die Donau hinaufsegeln, um den Angriff, den man zu Lande auf Widdin beabsichtete, zu Wasser zu unterstützen. Auch rüstete man mehrere Transportschiffe aus, theils zum

Fortbringen des Geschützes, theils zu den Mundvorräthen.

Adrianopel war der allgemeine Sammelplatz aller Truppen der südlichen europäischen Türkey, und derer von Asien. Ein Theil derselben zog Constantinopel vorbey, und ein andrer bey Gallipoli. Man schätzte die vereinigte Armee auf hunderttausend Mann.

Hussein der Oberbefehlshaber hatte ein Corps von zehen bis zwölf tausend Asiaten, und ein andres von sieben bis acht tausend Mann Topchis, Galiondgis und Freywilligen, in Constantinopel und in der benachbarten Gegend zusammen gebracht.

Allo Pacha von Cutayed war an der Spitze von dreyßig tausend Asiaten, Dellis, Spahis, Janitscharen und Freywilligen.

Ali Pacha von Yanina in Albanien befehligte zehen bis zwölf tausend Albanier und fünf bis sechs tausend Janitscharen.

Mustapha, Pacha von Bosnien, hatte ein Corps von fünf bis sechs tausend Mann, theils Infanterie, theils Cavallerie.

Ismael, Bey von Sérès in Ober-Macedonien, führte fünf bis sechs tausend Spahis.

Auch ließ man einige Detaschementer marschieren, die man in Salonich, Philipopolis, Sophia und einigen andren Städten der europäischen Türkey angeworben hatte.

Mit diesen Truppen, die hingereicht hätten, ein mächtiges Reich zu unterjochen, setzte sich Hussein in Marsch, um einen Rebellen zu bekriegen, und eine empörte Stadt zu belagern.

Man erwartete nunmehr ganz natürlich, daß Paswan nichts verabsäumen würde, um seine Armee zu verstärken, und sie auf einen gleich furchtbaren Fuß zu setzen; eben so glaubte man, er würde dem Capudan-Pacha, bis an die engen Pässe des Berges Hämus entgegeneilen, und ihm den Durchzug durch dieselben versperren. Man hatte sich aber durchaus geirrt: er beurlaubte den größten Theil seiner Truppen, verließ die Städte, in deren Besitz er sich gesetzt hatte, und schloß sich mit zwölf tausend Mann auserlesener Truppen in Widdin ein. Er hatte hinlängliche Zeit gehabt, sich mit Mund- und Kriegsvorrath in solcher Menge zu versehen, daß er allenfalls eine zwey Jahre lange Belagerung, ohne den Einwohnern sehr wehe zu thun, aushalten konnte. Uebrigens war er im Besitz einer kleinen Flotte, die den Lauf der Donau beherrschte, und im Nothfall die Stadt mit Lebensmitteln versehen konnte. Einige polnische Ingenieure hatten die Aufsicht über seine Artillerie und machten den Vertheidigungsplan.

Die türkische Armee gelangte ohne Hinderniß vor dem Ende des Junius in der Gegend von Widdin an: die kleine Flotte und die Kanonier-Schaluppen trafen zu gleicher Zeit ein; alle Vorräthe waren im Ueberfluß vorhanden; es fehlte dem Capudan-Pacha nur an Männern, die eine Belagerung anzuordnen verstanden, und an Soldaten die geneigter waren die Sache zu unterstützen, für welche sie kämpfen sollten.

Nachdem Hussein die umliegenden Gegenden rekognoscirt und seinen Generalen ihre Posten angewiesen hatte, ließ er Paswan auffordern, die Waffen niederzulegen, und versprach ihm Leben, Freyheit und Ehre, wenn er das Blut der Rechtgläubigen schonen wollte: zugleich machte er ihn auf seine hundert tausend Mann aufmerksam, denen im erforderlichen Fall, eben so viele nachfolgen könnten. Paswan empfieng den Abgeordneten des Hussein auf der höchsten Terrasse seines Hauses, von der er mit einem Fernrohr die Bewegungen des Feindes beobachtete, und ertheilte ihm die stolze Antwort: gehe und sage deinem Herrn, daß es nur von mir abhieng, ihm hunderttausend Mann entgegen zu stellen, ich bin aber zufrieden, mit zehen tausenden zu siegen.

Hussein nahm sich nunmehr vor, die Stadt auf das nachdrücklichste anzugreifen; er ließ einen allgemeinen Angriff machen, und versuchte, eine Insel in der Donau, Widdin gegenüber, wegzunehmen; er ward aber von allen Seiten mit Verlust zurückgeschlagen, und

sein Versuch auf die wohlbefestigte Insel mislang ebenfalls. Paswans Flotte trieb auch die seinige zurück, von den Batterien der Stadt und der Insel kräftig unterstützt. Seine Schaluppen, die sich unvorsichtigerweise zu weit gewagt hatten, wurden beträchtlich beschädigt, einige giengen zu Grunde, und die übrigen waren nicht mehr im Stande wirksam zu seyn.

Die Stadt ist beynahe von allen Seiten mit Sümpfen umgeben, die den Angriff sehr erschweren; die nöthigen Arbeiten bey der Belagerung wurden schlecht ausgeführt, und waren noch schlechter entworfen. Glückliche Ausfälle zerstörten die schon angelegten Werke, und hinderten die Entwürfe zu neuen Batterien. Schon waren zwey allgemeine Angriffe mislungen: viele Menschen hatten in denselben ihr Leben eingebüßt; Krankheiten und Desertion rissen noch eine größere Anzahl weg. Die Jahreszeit verstrich, die Belagerung zog sich in die Länge, und der Capudan-Pacha beschloß, noch einmal in einem neuen Versuch alle Kräfte anzustrengen.

Die Armee ward in drey Corps getheilt. Allo übernahm das Commando des einen, Ali des zweyten, und das Dritte behielt sich Hussein selbst vor. Die beyden erstern erhielten Befehl sich des Nachts auf verschiednen Wegen nach dem zum Angriff bestimmten Orte zu begeben; aber durch ein unverantwortliches Versehen, gab die eine Abtheilung mit Tagesanbruch auf die andre Feuer, weil sie solche für ein feindliches Corps hielt:

man ward den Irrthum, zwar bald gewahr, aber der General, den man so übel empfangen hatte, war darüber in solche Wuth gerathen, daß er auf das andre Corps schießen ließ, als wären es Feinde gewesen. Die Soldaten ergrimmten nicht weniger als ihr Anführer, und der Kampf hörte nur auf, als die dritte Division anlangte, und mit dem Säbel in der Faust die Streitenden aus einander brachte. Hiedurch ward die Unzufriedenheit so groß, die Uneinigkeit so allgemein, und die Desertion so unaufhaltsam, daß Hussein genöthigt war, die Belagerung aufzuheben, und sich zurückzuziehen, um von Zeit und Umständen zu erwarten, was seine Waffen nicht hatten ausrichten können.

Sobald sich der Capudan-Pacha zurückgezogen hatte, berief Paswan seine beurlaubten Truppen zurück; er besetzte von neuem alle Plätze und bedrohte nochmals die nördliche Seite des Reichs. Nach wiederholten Berathschlagungen des Divans, beschloß endlich die Pforte, einem Rebellen, den sie nicht unterdrücken konnte, seine Begnadigung, das Gouvernement von Widdin und die Würde eines Pacha von drey Roßschweifen anzubieten; und da unter diesen Umständen der Despotismus wenigstens ein Opfer heischte, so ward der Hospodar der Wallachey Husseins Unwillen preisgegeben und man brachte seinen Kopf nach Constantinopel.

Vierzehnter Abschnitt.

Lage und Witterung von Constantinopel. Einrichtung der Häuser. Gebrauch des Tandur und der Pelze. Feuersbrünste. Hunde und Geyer.

Die natürliche Lage von Constantinopel, ist so vortrefflich, als man sich nur vorstellen kann. Bey der Fruchtbarkeit und Abwechselung des umherliegenden Landes, den Umfang, der Bequemlichkeit und Sicherheit des Hafens, der Leichtigkeit, Lebensmittel zu erlangen, genießt diese Stadt noch die Vortheile einer milden Temperatur der Luft, eines heitern Himmels und eines gesunden Klima. Da Constantinopel 41° 1'' nördlicher Breite belegen ist, so mäßigt der nordnordöstliche Wind, der des Tages regelmäßig vom schwarzen Meere her wehet, die Hitze des Sommers, auch zugleich die Winter-Kälte, wenn sie nicht allzu heftig ist, weil er auf seinem Zuge über das schwarze Meer, das er seiner ganzen Länge nach durchstreicht, sehr vieles von seiner Rauhigkeit verliert.

Im Winter sind die Winde sehr veränderlich und wehen von allen Ecken des Kompasses her, aber gemeinhin dreht sich der Nordwind nach Nordosten, oder der Südwind nach Südwesten. Im Winter fällt häufiger Regen und der Himmel ist trübe und neblicht, hingegen führen die aus dem Meer von Mamara und dem Archipelagus kommenden Winde heiteres Wetter herbey. In-

dessen regnet es häufig. Bey beyden Winden, weil der auf dem schwarzen Meere herrschende Nordwind die Wolken aufhält und condensirt. Dennoch hat man im Winter bey einem leichten Südwind zuweilen vierzehn Tage lang einen klaren Himmel und milde Witterung.

Der Nordwestwind wehet gewöhnlich nach einem starken Regen. So bald er regiert, ist die Luft heiter und die Kälte mäßig. Er hält aber nicht lange an, ist gewöhnlich der Vorläufer vom Südwind, drehet sich aber häufig nach Norden und Nordosten.

Bey Tage friert es in Constantinopel selten und des Nachts fällt das Thermometer nie über zwey bis drey Grad unter dem Gefrierpunkt. Es giebt zuweilen Jahre, wo viel Schnee fällt, aber gewöhnlich schmilzt er schon während des Herabfallens, und in der Nachbarschaft dieser Hauptstadt bleibt er selten einige Tage liegen, ohne zu schmelzen oder ganz zu verschwinden. Doch hat man uns erzählt, daß die Kälte zuweilen so heftig wird, so daß der Hafen zufriert, der Schnee einen Fuß hoch sich anhäuft, und etliche Tage liegen bleibt. In ältern Zeiten fror einmal während der Regierung des Kaisers Constantin Copronymus die Meerenge von Constantinopel ganz zu, so daß man zu Fuße darüber gehen konnte, und früher unter dem Kaiser Arcadius war das schwarze Meer zwanzig Tage lang zugefroren, und wie das Eis

auftbauete, sah man dasselbe in ungeheuren Massen vorbey schwimmen. *)

Im Frühling sind die Winde ebenfalls veränderlich, aber die Kälte ist mäßig. Im April und selbst im May regnet es sehr viel, und die Wärme spürt man erst im Julius. Gegen Ende des Februars im sechsten Jahr der Republik entfalteten sich die Knospen der Bäume, etliche Tage früher blüheten schon Pfirsich- und Apricosen-Bäume, und der Mandelbaum zeigte schon seine Früchte.

Im Julius setzt sich der Wind in Norden fest, und es ist selten, daß in den drey Sommermonaten der Südwind wehet. Der Himmel ist während dieser Jahreszeit beständig heiter und klar und der Regen selten. Die Gewächse gedeihen alsdenn bey dem starken Thau fürtrefflich, wegen der Nachbarschaft zweyer Meere, und

*) Ums Jahr 1068 war ebenfalls das schwarze Meer zugefroren, wie wir aus einem noch vorhandenen Denkmal wissen, welches russische Officiere 1793 in Phanagoria auf der Insel Taman fanden. Auf diesen Stein von weißem Marmor, ist mit russischen Buchstaben eingehauen, daß der russische Fürst Gljeb von Tmuturakan (Matracha, Matriga) einer längst zerstörten Stadt auf jener Insel, im Jahr 1068, das Meer von dieser Stadt bis Kertsch, welches auf der Halbinsel Taurien liegt, über Eis messen lassen, und die ganze Länge 8054 russische Faden befunden habe. S. Storchs Materialien zur Kenntniß des russischen Reichs. 1. B. S. 41 rc.

weil der nicht angebauete Boden, dennoch Bäume, Sträucher und Pflanzen trägt, welche die Kühle und Feuchtigkeit der Nächte vermehren. Gegen Ende des Septembers fangen die Winde wieder an veränderlich zu werden, und alsdenn machen sich die im Kanal der Dardanellen liegenden Schiffe fertig, um mit dem ersten Südwind, weiter nordwärts zu segeln.

Zuweilen im Julius und noch öfter im Anfange des Septembers, weht der Wind mehrere Tage hintereinander aus Süden, und alsdenn ist die Hitze sehr stark. So habe ich den 7ten, 8ten und 9ten September das Reaumürsche Thermometer bis auf 27 Grad steigen sehen, da es sonst gewöhnlich bey der größten Hitze mitten im Tage nur auf 23 oder 24 zu stehen pflegt.

Der Herbst ist gemeinhin sehr heiter: es regnet während verschiedner Tage, und in verschiednen Absätzen, vor und nach dem Aequinoctium, aber nach diesem wird der Himmel helle, und das Wetter bleibt vierzehn Tage, vier Wochen, auch länger ununterbrochen schön, und die Kälte fängt nur im Januar an. Tott hat bemerkt, daß der Südwind im Anfange des Herbstes etwas kalt zu seyn pflegte, weil er über den Schnee des Berges Olympus weht. Auch wir haben die nämliche Bemerkung gemacht, wie auch daß dieser Wind selbst im Winter, den ersten Tag immer kälter war, als den zweyten und dritten: gewöhnlich aber geht er bald nach Südsüdwesten über, und folgt der

Richtung des Meerbusens von Saros *) und des Hellespoints. Die neueren Griechen kennen ihn unter dem Namen Lodos; er ist im Winter immer gelinder als der Südwind, und die Luft reiner und heiterer.

Es ist nichts seltnes, daß der Wind im Bosphorus und Propontis aus Norden weht, indeß er im Archipelagus und Hellespont aus Süden kommt. Wir haben dieses während unsres Aufenthalts bey den Dardanellen mehrere Male selbst erfahren, und als wir im Julius des Jahres 3. aus Egypten zurückkamen, trieb uns der Südwestwind dreymal bey der Spitze von Nagara vorbey, und dreymal fanden wir jenseits derselben einen Nordwind, der uns hinderte weiter zu segeln, und uns nöthigte vor Anker zu kommen. Das drittemal erreichten wir mit vieler Mühe einen kleinen Meerbusen, eine halbe Meile von einem Dorfe Namens Galata, wo wir drey Tage zubrachten.

In der Gegend des Hellesponts, zwischen der Spitze Nagara und Gallipoli, pflegen öfters der Südwind von der einen, und der Nordwind von der andern Seite, zusammen zu treffen, und denn hier aufzuhören: auch findet man in dieser Gegend keinen Seefahrer, der nicht diese Beobachtung gemacht, und im Winter öfters den

*) Dieser Meerbusen dehnt sich westwärts der Halbinsel aus, welche den Hellespont oder den Kanal der Dardanellen bildet. Er wird auch von einer an demselben belegenen Stadt Golfo von Emos genannt.

Himmel von der Seite des schwarzen Meeres trübe und stürmisch, und im Archipelagus zu gleicher Zeit heiter und klar gesehen hätte.

Am Ende Januars und während des Februars, erhebt sich der Nordwind im Propontis und im Archipelagus zuweilen so plötzlich und mit solcher Gewalt, daß diejenigen Schiffe, die nicht bey Zeiten einen Hafen erreichen, der größten Gefahr ausgesetzt sind, und öfters scheitern. Daher pflegen vorsichtige und furchtsame Seefahrer, während der Wintermonate, und um die Zeit des Frühlings-Aequinoctiums nicht in See zu gehen, wenn das Wetter nicht sehr zuverlässig ist, und gewöhnlich gehen sie die Nacht, bey dem geringsten zweydeutigen Anschein, vor Anker, welches überhaupt die türkischen und griechischen Seefahrer mehrentheils während der sechs gefährlichsten Monate des Jahres zu thun pflegen.

Das schwarze Meer ist, nach den Berichten derer die es am häufigsten befahren, im Winter noch weit stürmischer, als der Archipelagus und Propontis: der Himmel ist dort öfters mit Wolken bedeckt und die Luft nebelicht, und die Häfen sind weit seltner, als in jenen Meeren; daher pflegen die Morgenländer, welche ohne Compaß segeln, es drey bis vier Monate lang ganz zu vermeiden, und die Muthigsten und weniger unwissenden scheitern daselbst nicht selten. Denn da sie die Küste nie aus den Augen verlieren, werden ihre Fahrzeuge von den heftigsten Nord- oder Nordost- und Nord-

westwinden auf den Klippen an der südlichen Küste zertrümmert. Im Sommer hingegen ist dieses Meer nicht stürmischer, als das mittelländische, und die Witterung ist gewöhnlich sehr heiter.

Der Leichtigkeit unerachtet mit der man sich zu Constantinopel, Steine, Backsteine, Kalk und alle erforderlichen Materialien zur Aufführung dauerhafter Gebäude verschaffen könnte, sind dennoch alle Häuser, der Reichen wie der Armen von Holz. Das Zimmerwerk, welches meistentheils von Eichenholz verfertigt ist, ruht auf einem flachen Fundament von Steinen: die Zwischenräume des Holzes werden mit bloßer Erde, mit Stroh oder gehacktem Hanf durchknetet, ausgefüllt: die Wände bedeckt man mit angestrichnen Brettern, die ziemlich schlecht zusammen gefügt sind; alle Fußböden sind von Holz, und die Dächer werden mit hohlen Dachziegeln gedeckt, die man auf eben die Art auflegt, wie im südlichen Frankreich. Nur die öffentlichen Gebäude, die Bäder, die Caravanserais, und die Besestem sind sehr dauerhaft von Mauersteinen aufgeführt.

Was die Moscheen anbetrifft, so sind diese mehrentheils nach den Modellen der alten griechischen Kirchen aufgeführt, und daher meist von guter Bauart. Die Säulen von Marmor, Alabaster, Granit und Porphyr, sind in denselben mit weit mehr Geschmack angebracht, als die Türken sonst zu zeigen pflegen. Die Minarets auf denselben, deren es zuweilen zwey, vier auch sechs

giebt, machen eine sehr angenehme Wirkung auf das Auge.

In einem großen Theil des Reichs, vornehmlich in den Provinzen, wo der Regen selten und die Hitze groß ist, haben alle Häuser platte Dächer, auf denen die Einwohner im Sommer schlafen: in Constantinopel aber, wo die Hitze gemäßigt, und die Nächte frisch und feucht sind, ist dieses nicht eingeführt.

Nur in den Pallästen der Gesandten und in einigen Kaufmannshäusern findet man Schorsteine in den Wohnzimmern: alle übrigen Einwohner von Constantinopel wärmen sich vermittelst kupferner oder irdener Feuerbecken, die sie Mangal nennen, und neben ihre Sofas stellen; bey einigen Muselmännern aber, und beynahe bey allen Griechen und Armeniern stellt man dieses Becken unter einen runden oder viereckigten Tisch, mit mehrern Teppichen bedeckt, von denen einer von Zitz mit Wolle durchgenäht, an allen Seiten bis auf den Fußboden hinunter reicht, und die Hitze unter dem Tisch zusammenhält: man thut in diesem Fall nur wenige glühende Kohlen hinein, und bedeckt sie mit Asche, um die Hitze zu mäßigen. Eine gepolsterte Bank geht rund um den Tisch, auf der mehrere Personen Platz nehmen, und die Beine nach dem Mangal ausstrecken können. Dieser Tisch, welcher Tandur heißt, scheint einen griechischen Ursprung zu haben, denn unter diesen ist er

weit allgemeiner, als bey den Türken im Gebrauch, und im Innern von Klein-Asien, wo doch die Kälte weit stärker, als zu Constantinopel ist, kennt man ihn gar nicht mehr.

Sobald es anfängt ein wenig kalt zu werden, verlassen die Weiber ihren Tandur gar nicht mehr; sie bringen dort ihren ganzen Tag zu, arbeiten, nehmen Besuche an, lassen sich auf demselben das Essen reichen. Den Abend spielt man auf dem Tandur, Karten, Schach oder Dame; man versammelt sich um ihn zur Conversation, die Neuigkeiten zu erzählen, eine tragische Geschichte, ein Gespenstermährchen, oder die Heldenthaten eines rebellischen Pascha anzuhören.

Die Europäer bequemen sich auch gern zu dieser Sitte, weil sie die beyden Geschlechter einander nähert, und die wachsamen Augen einer Mutter, oder die forschenden Blicke eines eifersüchtigen Ehemannes, nicht alle einverstandnen Zeichen oder kleinen Berührungen ausspähen können, die der Tandur begünstigt. Sollte ja in Constantinopel der Gebrauch der Schornsteine eingeführt werden, so bin ich überzeugt, daß sich die Griechinnen dieser Neuerung aus allen Kräften widersetzen würden. Auch würde ihre Beredsamkeit gewiß sehr viele gute Gründe für die sanfte, gemässigte und ökonomische Wärme des Tandurs auffinden können.

In einer Stadt, wo die Häuser von Holz und schlecht gebaut, die Fenster in großer Menge und undicht sind, wo Wind und Zugluft nicht allein durch Thür und Fenster, sondern sogar durch Wände und Abtheilungen dringen, sind weder Mangal noch Tandur hinreichend, die Einwohner vor der Kälte zu schützen; sie müssen sich warm kleiden, und dazu bietet ihnen Rußland und Pohlen die wärmste Bedeckung an; welche bald bey allen Einwohnern der Hauptstadt allgemein wurde, und sich von dort in alle Provinzen verbreitete. Der Pelz ist jetzt überall ein Gegenstand des Luxus, eine Anzeige des Reichthums, die Belohnung der Verdienste, und ein unentbehrliches Bedürfniß. Selbst in den Ländern, wo die Kälte nie strenge ist, in Egypten und Arabien, in allen südlichen Städten des Reichs, in Constantinopel, Adrianopel und Belgrad ist das Pelzwerk allgemein im Gebrauch; nicht allein bey den Reichen und Wohlhabenden, sondern auch bey den allerärmsten.

Der Reiche trägt im Winter zwey bis drey Pelze übereinander; er besitzt deren für jede Jahreszeit, und selbst im Sommer trägt er einen Sarge von Angora, mit Grauwerk gefüttert. Der Landmann, der sich kein fremdes, feines Pelzwerk verschaffen kann, nimmt das für die einheimischen Felle, die er an seinem Orte findet: Hasen, Schakals, Lämmer und Hammel, alle sind ihm recht; er schützt sich damit gegen die Kälte, und ahmt dem Städter nach.

Die Weiber haben ebenfalls Pelze für jede Jahreszeit: den schwarzen Fuchs, den Marder und Zobel für den Winter, das Grauwerk für den Frühling und Herbst, und den Hermelin für den Sommer: die mehresten haben in ihren Schränken zehen bis zwölf verschiedne Pelzkleider, von denen eines zuweilen funfzehen bis zwanzigtausend Franken kostet.

Es ist k... sweges befremdend, daß Feuersbrünste in Constantinopel häufig sind, wenn man bedenkt, daß sich das Feuer im Winter beständig auf einem hölzernen Fußboden, in der Nähe von Sofas, Matten und Teppichen befindet. Die geringste Nachlässigkeit, spielende Kinder, ein paar unbeachtete Funken setzen diese leicht feuerfangenden Dinge in Brand; trifft es sich nun, daß die Leute dabey schlafen oder nicht zu Hause sind, so theilt es sich von den Geräthschaften leicht dem Fußboden mit, greift immer mehr um sich, und verzehrt zuweilen in kurzer Zeit einen ansehnlichen Theil der Stadt. Wir haben oft dergleichen Feuersbrünste aus dem Palais des Gesandten und von andern erhabnen Gegenden von Pera, beobachtet, und gesehen, mit welcher unglaublichen Schnelligkeit und Wuth e. alles zerstört.

Sobald ein Feuer ausbricht, es sey bey Tage oder bey Nacht, werden alle Einwohner gewarnt, auf ihre Sicherheit zu denken, oder ihren Bekannten und Freunden zu Hülfe zu eilen. Die Wachen von allen Orten laufen durch die Straßen und stoßen ihre Stäbe mit Eisen beschlagen, auf das Steinpflaster, indem sie von

Zeit zu Zeit mit tiefen, hohlen Ton rufen: es giebt Feuer. Zwey ungeheure Trommeln, von denen eine sich auf einem hohen Thurm, mitten in Constantinopel, und die andre auf dem von Galata befindet, benachrichtigen ebenfalls die Einwohner von der Gefahr. In solchen Fällen muß der Befehlshaber der Janitscharen mit einer zahlreichen Wache sich sogleich an dem Orte, wo das Feuer ist, einstellen: der Großvezier muß in Person gegenwärtig seyn, und wenn das Feuer nicht sogleich unterdrückt wird, so ermangelt der Sultan nie, selbst zu erscheinen, und Geld austheilen zu lassen, um die Pumpenden, die Lastträger, die Wachen und die Vorübergehenden aufzumuntern, kräftig zu arbeiten. Wenn aber die Flamme schon einigermaßen um sich gegriffen hat, oder der Wind stark weht, giebt es kein ander Mittel, als die benachbarten Häuser, die das Feuer noch nicht erreicht hat, niederzureißen, und zu diesem wird denn auch sobald als möglich gegriffen.

Der Schaden den das Feuer gestiftet hat, ist bald wieder ersetzt: wenige Tage nachher sieht man eben solche Häuser als die zerstörten, sich aus dem Schutt erheben: alle Mängel der schmalen, krummen Gassen werden sorgfältig beybehalten; nichts wird in der Anordnung und Eintheilung der Zimmer abgeändert, und in kurzer Zeit zieht der Muselmann wieder ein, um seine gewohnten Beschäftigungen und Vergnügungen, ohne Rückblick auf das Vergangene, ohne vermehrte Sorgfalt für die Zukunft wieder anzufangen.

Bey diesem unwissenden und rohen Volke ist ein angelegter Brand oft ein Mittel, seine Unzufriedenheit über die Theurung der Lebensmittel, über den Misbrauch der Gewalt, verweigerte Gerechtigkeit, oder Neuerungen, welche die Regierung einführen will, an den Tag zu legen: die Geschichte giebt davon mehrere Beyspiele. Wir werden anderwärts erzählen, wie die Turken zu Smirna den Mord eines Janitscharen rächten, indem sie das Viertel der Europäer in Brand steckten. Auch der Brand von Pera im Jahr 7. wird von denen die dabey zugegen waren, dem Unwillen der Türken über die Expedition der Franzosen nach Egypten, und noch mehr dem Misvergnügen über die seltsame Verbindung mit Rußland, zugeschrieben.

Wenn man die ungeheure Menge ausgemergelter Hunde sieht, die in allen Straßen der Hauptstadt umherlaufen, und aus ihrem elenden Anblick auf den Hunger schließt, den sie ausstehen müssen, so kann man nicht umhin, zu vermuthen, daß sich zu der Pest, den Feuersbrünsten und den Plünderungen der Kriegsvölker, bey diesem sorglosen Volke noch die Hundswuth hinzugesellt, um die unglücklichen Einwohner zu plagen. Man irrt sich indessen gar sehr, denn wenn man dem allgemeinen Zeugniß der Reisenden, der Einwohner und Aerzte, Glauben beymessen darf, so ist dieses Uebel im Morgenlande gänzlich unbekannt. Diese Krankheit scheint jenen Ländern eben so fremd zu seyn, als die Pest es in unsern Gegenden ist; ich vermuthe daher auch, daß weder die eine noch die andre sich von selbst erzeu-

gen könne, wie auch immer der Zustand der Luft, und die Quantität und Eigenschaften der Nahrungsmittel beschaffen seyn mögen: es ist durchaus nothwendig, daß ein Hund von einem andern mit der Wuth behafteten Hunde, oder andern Thier gebissen werde, um toll zu werden; so wie man mit Verpesteten umgehen, oder Dinge berühren muß, denen sie ihren Gift mitgetheilt haben, um von der Pest angesteckt zu werden. Die Blattern liefern noch ein auffallendes Beyspiel einer Krankheit, die man keiner andern Ursache als der Berührung des Kranken beylegen kann. Hier ist nicht der Ort, ausführlich von der Hundswuth zu handeln: wir merken bloß an, daß sie in der Türkey unbekannt ist, obgleich alle Ursachen, aus denen die Aerzte sie herleiten, dort in weit höhern Grade als in Europa vorhanden sind.

In der That sind dort die Hunde auch weit zahlreicher als bey uns, und da sie keinem angehören, so leiden sie natürlicherweise weit mehr von Hunger und Durst: das Clima ist dabey weit heißer als das unsrige, die Kälte ist auch empfindlich genug, um diesen Thieren, die nie in die Häuser aufgenommen werden, des Nachts beschwerlicher zu fallen als in den nördlichen Ländern von Europa, wo man sie gegen die Einflüsse des Clima doch einigermaßen beschützt.

Die Türken sehen die Hunde als unreine Thiere an, und vermeiden sie zu berühren, und lassen sie nicht in die Häuser kommen; demungeachtet aber leiden sie

daß sie sich beträchtlich vermehren, weil man ihren Koth bey der Bereitung und dem Färben des Saffians braucht: nach ihrer Meinung kann man sogar den Abgang dieses Materials durch nichts anders ersetzen. Außerdem hat man noch den Vortheil von den Hunden, daß sie die Straßen von den Aesern und dem Unrath säubern, die man unaufhörlich dorthin wirft.

Die Milde der Türken gegen die Hunde besteht darin, daß sie ihnen zuweilen das Brod und was sonst übrig bleibt, zuwerfen, und daß man ihnen täglich die Lungen, Lebern, Köpfe und Eingeweide der Hämmel die in den Fleischbänken geschlachtet werden, austheilt: indem ihre Religion ihnen den Genuß dieser Dinge untersagt, und die Christen sich deshalb auch nicht unterstehen dürfen sie zu essen. Täglich sieht man auf den Straßen Männer die auf einer langen Stange eine Menge dieser Lungen und Lebern tragen, um sie für ein paar Pfennige den Reichen und Frommen zu verkaufen, welche die Hunde ihres Viertels damit bewirthen wollen.

Es giebt mehrere Türken, welche neben der Thür ihrer Häuser kleine Hundehäuser für die Hündinnen und ihre Jungen bauen lassen; sie mit Stroh versehen, und ihnen täglich Brod oder Fleisch bringen. Man sagt sogar, daß einige in ihrem Testamente Legate aussetzen, um eine gewisse Anzahl dieser Thiere zu versorgen.

Diese Hunde halten untereinander auf eine strenge Policey. In mehr oder minder zahlreichen Schaaren, je nachdem eine Gegend viel oder wenig Nahrung darbietet, durchstreifen sie immer die nämlichen Gassen, und finden sich bey den Schlachthäusern oder andern Orten ein, wo etwas ausgetheilt wird, und sobald sie einen Hund aus einem andern Viertel gewahr werden, fallen alle über ihn her, und jagen ihn fort. So spärlich genährt wie sie sind, fürchten sie ohne Zweifel eine ohnehin magere Mahlzeit mit einem neuen Ankömmling zu theilen. Ereignet es sich nun, daß ein Hund von seiner Gesellschaft ausgestoßen wird, so muß er gewöhnlich die Stadt räumen, und in den Feldern umher irren, wenn er nicht stark genug ist, um hartnäckig ein Winkelchen zu behaupten, oder geduldig genug, um lange die scharfen Zähne und die üble Laune derer zu ertragen, denen er sich zuzugesellen wünscht.

Die Geyer und Habichte, und beynahe alle Nachtvögel vereinigen sich mit den Hunden, um die Straßen von Unreinigkeiten zu säubern: die erstern (Vultur pernopterus) finden sich im Frühling ein, bringen den Sommer auf den Minarets, den Moscheen und andern erhabnen Orten zu, legen und brüten dort, und kehren vor dem Winter in die südlichern Länder, als: Egypten, Arabien und das Innere von Afrika zurück. Während der Hitze des Tages schwingen sie sich bis zu einer beträchtlichen Höhe, fliegen mehrere Stunden hintereinander über der Stadt herum, und des Nachts kommen

sie in die Straßen und nehmen ihren Antheil an den Aesern die sie ausgespäht haben.

Die Habichte, Eulen und andre Raubvögel führen mit den Mäusen und Ratten Krieg, deren es in dieser hölzernen Stadt, bey der Sorglosigkeit der Einwohner unzählige giebt: zumal da die Katzen selten sind, weil man sie gefährlich findet, da sie zur Zeit ihrer Liebeshändel die Pest aus einem Hause in das andre schleppen können.

Den Unrath aus den Straßen wegzuräumen ist eine der geringsten Kümmernisse der Bewohner von Constantinopel. Dieses Geschäft überlassen sie gänzlich dem Regen, der auch im Herbst, Winter und Frühling treulich seine Pflicht erfüllt. Da die Straßen mehrentheils alle abschüssig laufen, welches dem Wasser erlaubt, alles wegzuschwemmen; ist aber der Regen nicht hinreichend, so wird aller Unrath in den Hafen geschüttet, woraus an verschiednen Stellen des Ufers ansehnliche Haufen entstehen.

Funfzehnter Abschnitt.

Von der Pest, und den Heilmitteln derselben.

Wenn sich in der Nähe einer Stadt keine Sümpfe oder andre schädliche Ausdünstungen erzeugende Gegenstände befinden; wenn die Luft sich mit Leichtigkeit erneuern, und allen faulenden Stoff, den eine zahlreiche Bevölkerung hervorbringt, wegschaffen kann; wenn das Wasser rein, und die Lebensmittel von guter Beschaffenheit sind; mit einem Wort, wenn das Clima gemäßigt ist, so genießen die Einwohner dieses Orts gemeinhin einer guten Gesundheit, und sind nur den gewöhnlichen Uebeln der Menschlichkeit ausgesetzt. Alle diese Vortheile findet man in Constantinopel in einem solchen Grade vereinigt, daß man diese Stadt ohne Bedenken den gesündesten der Welt beyzählen könnte, wenn nicht eine schreckliche Krankheit dort häufig herrschte, und einen großen Theil der Einwohner wegraffte. In der That, wenn man die Pest ausnimmt, deren Ursachen vom Clima unabhängig zu seyn scheinen, wie wir bald näher zeigen werden, so ist man in Constantinopel keinen lokalen Krankheiten ausgesetzt, und Fremde haben nichts von dem Einfluß eines veränderten Clima zu fürchten. Aber die Pest allein verschlingt mehr Einwohner als alle andere Krankheiten zusammen, mehr als Krieg und Schiffahrt aufzehren; und wenn diese Stadt nicht aus allen Gegenden des Reichs ihren Ver-

lust ersetzte, so müßte sie bald eine ungeheure Wüste seyn.

Die Türken sind bey ihren Begriffen von einem blinden Verhängniß, welches alle Bemühungen der Menschen vergebens umzuändern trachten, fest überzeugt, daß alle Vorsichtsregeln, welche die Europäer anwenden, um die Wirkungen dieses schrecklichen Uebels zu hemmen, nicht allein unnütz, sondern sogar strafbar sind. Daher beweisen sie auch, wenn der Tod von allen Seiten auf sie eindringt, eine bewundernswürdige Ruhe, und gänzliche Resignation. Keiner unter ihnen äußert die geringste Abneigung, die Kranken die ihm lieb sind, zu pflegen; oder wäre im Stande, sie wie die Europäer mehrentheils in den Seehäfen der Levante zu thun pflegen, Miethlingen zu übergeben, die nur zu oft den Tod des Patienten beschleunigen, um seine geringe Verlassenschaft an sich zu reißen.

Der Weise sieht dem Tode unter jeder Gestalt ruhig entgegen: selbst dem großen Haufen ist er nur furchtbar, wenn ihn empfindliche körperliche oder Seelenleiden begleiten; aber vielleicht würde selbst der Muth des Stoikers wanken, wenn er von diesem fürchterlichen Uebel ergriffen, sähe wie ein panisches Schrecken sich aller, die mit ihm Umgang hatten, bemeisterte: wie Freunde und Verwandten ihn verließen, und er gewissermaßen genöthigt würde lebendig in das Grab hinabzusteigen.

Die engste Verbindung, die zärtlichste Anhänglichkeit, weicht bey den Europäern beynahe immer dem Schrecken, welches dieses Uebel einflößt: der Wunsch der Selbsterhaltung zerreißt in einem Augenblick alle Bande des Bluts und der Freundschaft, und derjenige den man im Verdacht hat von der Pest angesteckt zu seyn, wird sogleich nach dem Hospital am äußersten Ende von Pera geschickt, welches allein für die Kranken dieser Art bestimmt ist. Hier wird einem Maroniten die Sorge für die Kranken anvertraut, und er läßt ihnen soviel Pflege angedeihen, als sein starker oder schwacher Eifer ihm eingiebt.

Man muß nothwendigerweise das Verdienst desjenigen erkennen, der sich der Pflege der Verpesteten gänzlich widmet, der den Muth hat, unter ihnen zu wohnen, und Worte des Trostes in ihre bekümmerten Herzen zu gießen; aber es wäre doch auch zu wünschen, daß er mit seinem guten Willen die nöthigen Kenntnisse zur Behandlung dieser Krankheit verbände, und daß er, ohne sich zu großer Gefahr auszusetzen, ihnen die Dienste leisten könnte, die ihr Zustand erfordert, und die Menschlichkeit befiehlt. Leider aber schränkt sich alle Sorge dieser armen Geistlichen darauf ein, daß sie dem Kranken von ferne einige leichte Lebensmittel und unschädliche Getränke reichen lassen, und zuweilen an der Schwelle seiner Thür erscheinen, um ihm geistlichen Zuspruch zu ertheilen.

Es würde ohne Zweifel ein leichtes seyn, wenn man die gehörige Vorsicht beobachtete, in diesem Hospital eine He[illegible]methode einzuführen, die man gelegentlich modificiren oder abändern könnte, bis man zu einem befriedigenden Resultat gelangt wäre. Ich zweifle auch keinesweges, daß diese Krankheit, so schnell und furchtbar sie auch ist, dennoch unter der Behandlung einer geschickten und geübten Hand weichen müßte: und daß man sich eben so leicht vor dem Einfluß der Ansteckung bewahren könnte, wenn man nie den Kranken selbst oder seine Kleider berührte, ohne sogleich die Hand in Wasser, Essig oder eine andre Feuchtigkeit zu tauchen, wenn man sein Zimmer oft ausräuchern ließe, oder ihm sogar, wenn die Witterung es erlaubte, in freyer Luft zu liegen *), verordnete, und endlich wenn man die Hände und die Theile des Körpers, die der Berührung am meisten ausgesetzt sind, mit Oel, Butter oder Fett bestriche.

*) Der Engländer Antes, der sich von 1770 bis 1782 in Egypten aufhielt, und dort dreymal die Pest erlebte, ist ebenfalls dieser Meinung. Er sagt, S. 35. seiner Bemerkungen über Egypten. Weimar 1801. 8., daß es für solche, die in ihren Häusern Quarantaine halten, äußerst nützlich sey, alle Fenster offen zu halten, und auf den flachen Hausdächern, der sehr erquickenden frischen Luft zu genießen. Ueberhaupt verdient der ganze dritte Abschnitt dieser Bemerkungen über die Pest in Egypten, mit Herrn Oliviers Beobachtungen über denselben Gegenstand verglichen zu werden.

Wenn man im Morgenlande, und vorzüglich in Constantinopel gelebt hat, muß man sich überzeugen, daß sich diese Krankheit in gewöhnlichen Fällen nur langsam fortpflanzt; nur wenige einzelne werden zugleich davon angegriffen, und es gehört eine genauere Verbindung, eine unmittelbarere Berührung dazu, um angesteckt zu werden, als in solchen Zeiten, wo die Pest wirklich epidemisch ist: im letztern Fall verbreitet sie sich unglaublich schnell, theilt sich mit der größten Leichtigkeit mit, und nur wenige von den Angesteckten kommen mit dem Leben davon. Das sicherste Mittel sich alsdenn davor zu bewahren, ist, sich in sein Haus einzuschließen, und mit niemand umzugehen, denn es scheint ganz ausgemacht zu seyn, daß die Luft die Pest nicht mittheilt, und daß die Berührung einer verpesteten Person, oder solcher Dinge die sie neuerlich berührt hat, dazu durchaus erforderlich sey; und das Beyspiel der Europäer, die sich gänzlich absondern, und alles was sie von außen bekommen, durch Wasser oder Essig ziehen, oder ausräuchern lassen, und so von aller Ansteckung frey bleiben, setzt dieses außer allem Zweifel.

Diese Bemerkung, welche die Erfahrung täglich mehr bestätigt, beweist, daß man die Ursachen der Pest nicht mehr in faulenden Ausdünstungen von Sümpfen, stehenden Wassern u. dgl. suchen muß, und eben so wenig in den periodischen Ueberschwemmungen des Nils, wie einige Schriftsteller zu voreilig gethan haben. Die Lage von Constantinopel ist, wie schon oben bemerkt worden, besonders gesund, und von allen Ausdünstun-

gen frey. In Egypten fängt der Nil an, gegen die Mitte des Julius zu wachsen, und ist zu Ende des Augusts gänzlich ausgetreten. Im October geschieht die Aussaat, und dieses würde ohne Zweifel der Zeitpunkt seyn, wo die Pest sich einstellen müßte, wenn sie durch die faulen Ausdünstungen hervorgebracht würde, die das ausgetretne Wasser auf den Feldern veranlaßt, und dennoch bemerkt man in Egypten, daß diese Krankheit immer in den heißesten Monaten aufhört, und daß sie sich selten im Herbste zeigt, sondern immer im Winter und im Frühjahr, das ist, gerade zu der Zeit, wo die ausgetretnen Gewässer gänzlich verschwunden sind, und folglich keine schädlichen Ausdünstungen entstehen können.

Die Pest durchstreift die verschiednen Gegenden des türkischen Reichs, wie die Blattern die europäischen: sie wird in der Türkey nicht durch Luft oder Clima erzeugt, so wie sie auch in Europa grassiren würde, wenn wir uns keiner Mittel dagegen bedienten, und die Türken könnten sie ohne Zweifel wie wir, vertilgen, wenn sie die nämlichen Mittel wählten. Sie herrscht mehr oder minder an einem Ort, je nachdem er mehr oder minder in Verbindung mit andern steht, und eben daher ist sie beynahe beständig in Constantinopel, weil diese Stadt mit allen Theilen des Reichs am meisten Verkehr hat. Nach Constantinopel hat Smirna den lebhaftesten Handel, und daher ist die Pest auch dort am häufigsten; eben so treibt Egypten starken Handel mit der Hauptstadt, und ihre Fahrzeuge bringen dieses

Uebel nach Alexandrien, aus welchem Orte sie sich bald nach Rosette, Damiette und Cairo, und in alle Dörfer des Landes verbreitet.

Diese grausame Seuche verbreitet sich durch egyptische Waaren über Syrien, auch wohl von Smirna und Constantinopel her. Zuweilen werden Damascus, Aleppo und Mesopotamien von der Pest ebenfalls heimgesucht, auch bringen sie Caravanen von Constantinopel und Smirna, in das Innere von Klein-Asien. Die europäische Türkey ist wegen der Nähe und vielen Verbindungen mit der Hauptstadt, dieser Plage mehr ausgesetzt, als die asiatischen Provinzen. In Diarbekir und Mosul zeigt sich die Pest nur einmal in funfzehn bis zwanzig Jahren. In Bagdad und Bassora erscheint sie noch seltener, und Persien leidet beynahe niemals von dieser Menschenplage.

Davon scheint die Ursache zu seyn, daß jene Städte selten Waaren von Smirna und Constantinopel, aus der ersten Hand erhalten, und daß das Pestgift Zeit hat, sich auf dem langen Wege durch Klein-Asien, Mesopotamien, und die arabischen Wüsten zu zerstreuen. Uebrigens ist es gewiß, daß eine etwas scharfe Kälte, wie man sie in Klein-Asien spürt, oder die große Hitze in Egypten, Syrien und Arabien, die Keime dieser Krankheit zerstören. Eben deswegen zeigt sich die Pest nicht zwey Jahre hintereinander in ganz kalten oder

ganz heißen Gegenden, Küstenländer ausgenommen, wohin sie durch Waaren gebracht wird.

Die Türkey setzt wenig Handelsartikel in Persien um, die Pest kann dorthin also nur durch Reisende gelangen, diese würden aber gewiß damit vorher auf dem langen Wege dorthin befallen werden, und daran sterben, oder völlig wieder genesen. Auch Bagdad und Bassora erhalten aus dem türkischen Reiche wenig Waaren, außer Seidenzeugen von Aleppo und Damaskus, europäischen Tüchern, etwas Zucker, Cochenille und Indigo, allein sehr viel altes Kupfer, welches weiter nach Indien versandt wird. Bekanntlich können aber Metalle das Pestgift nicht anziehen, noch weniger also verbreiten. Was in der Levante die Verbreitung der Pest am meisten aufhält, ist die Gewohnheit der Türken, vorzüglich europäische Schiffe im Zwischenhandel zu brauchen. Die Mannschaft derselben kennt die damit verbundenen Gefahren zu gut, um nicht alle Mittel dagegen anzuwenden. Ueberhaupt hören alle Handelsgeschäfte gewöhnlich in einer Stadt auf, wenn die Pest am heftigsten wüthet.

Die Pelze, worin sich die Türken so gern kleiden, verbreiten die Pest ungemein, weil sich damit die nächsten Verwandten putzen, wenn gleich der Pestkranke darin gestorben ist, oder sie werden auch sogleich den Meistbietenden verkauft, die von allen Ecken herbeyeilen. Ueberdem ist es erwiesen, daß Pelzwerk das Pestgift am meisten einzieht und verbreitet; die meisten

Kisten mit Pelzwaaren aber werden vorzüglich von Constantinopel nach den verschiedenen Häfen der Levante versandt. Die Kaufleute von Alexandrien haben bemerkt, daß auf diese Art und kranke Türken am Bord der Schiffe, die Pest in dieser Stadt ausgebrochen ist. Von Syrien kömmt sie dorthin seltner, weil die europäischen Schiffe, welche von diesem Hafen nach Alexandrien segeln, meist Seide und Taback an Bord haben, welche die Ansteckung weniger verbreiten. Smirna erhält die Pest ebenfalls von Constantinopel oder von Alexandrien, oder Scanderone her, durch Waaren oder kranke Reisende. Die meisten Inseln des Archipelagus schützen sich aber gegen diese Plage, daß sie Schiffen, die von verpesteten Orten kommen, das Einlaufen verbieten. Möge ihr Beyspiel einmal die Türken aufklären, und ihnen zeigen, daß der Mensch bis auf einen gewissen Grad, die ihm drohenden Gefahren, aufhalten und entfernen kann, und daß die Pest nur unter ihnen so viele Verwüstungen anrichtet, weil sie es versäumen, die Maaßregeln anzuwenden, die man in Europa längst dagegen ergriffen hat.

Nach dem Pelzwerk hält man Wolle und Baumwolle für Artikel, welche die Ansteckung am meisten verbreiten, auch hütet man sich in der Pestzeit Papier anzufassen, und dasselbe wird mit großer Vorsicht in Empfang genommen. Ueberhaupt verbirgt sich die Ansteckung länger in rauhen als glatten Körpern. Bey dem geringsten Verdacht versperren die Kaufleute allen Personen den Zutritt, mit denen sie sonst zu schaffen ha-

ben, und lassen sie nur in einem völlig ausgeräumten Zimmer vor sich. Sie verschließen ihre Häuser völlig, wenn die Krankheit sehr überhand nimmt. In der Kanzley der auswärtigen Angelegenheiten errichtet man eine ordentliche Scheidewand, welche die Fremden nicht übertreten dürfen, und man nimmt nichts schriftliches von ihnen an, ohne das Papier in einem heißen stark-riechenden Dampf geräuchert zu haben.

Haben sich die Kaufleute in ihren Häusern eingeschlossen, so bringt ihnen ein Bekannter täglich die Lebensmittel, welche sie bedürfen, und wirft das Verlangte in ein im Eingange des Hauses stehendes, mit Wasser angefülltes Faß. Brod ist davon allein ausgenommen, die Unentbehrlichkeit desselben hat ohne Zweifel die Meinung erzeugt, daß solches nur warm die Pest verbreiten könne, aber kalt ohne alle Gefahr aus einer Hand in die andere gehen kann. Durch diese freylich sehr unvollkommene Maaßregeln schützen die Franken sich vor dieser erschrecklichen Krankheit. Sie müssen aber auch die strengste Wachsamkeit gegen ihre Bedienten beobachten, damit diese sich nicht heimlich aus dem Hause wagen, oder Fremde herein lassen.

Ich habe während meines Aufenthalts in der Levante bemerkt, daß, wenn gleich die Fortschritte der Krankheit so außerordentlich schnell sind, daß die Kranken den zweyten oder dritten Tag sterben, so geschieht es doch wohl in Constantinopel und Smirna, wo sie so zu sagen endemisch ist, daß die Pest sich weniger heftig

äußert. Zuweilen genesen einzelne sich selbst überlassene Kranke, daß bey ihnen Beulen ausbrechen, die hinlänglich eitern. In diesem Fall ist der Gang der Krankheit langsam und regelmäßig. Da man nun diese Symptome kennt, so wäre es leicht solchen Pestkranken kräftigere Hülfe zu leisten, sie methodischer zu behandeln, und sowohl für den Arzt als die Krankenwärter Sicherheitsmaaßregeln zu nehmen.

Man hat kürzlich das Bestreichen des Kranken mit Baumöl, als ein sicheres Heilmittel, und eine wichtige Entdeckung vorgeschlagen. Unglücklicherweise hat die Erfahrung bewiesen, daß diese Cur nichts hilft, wenn der Kranke schon mit der Pest wirklich behaftet ist. Oel kann unmöglich verhindern, daß das einmal im Körper eingedrungene Gift weniger wirksam seyn sollte. Es kann aber, wie alle Fettigkeiten, als Butter oder Schmalz zum guten Vorbauungsmittel dienen, wenn es wahr ist, wie man allgemein versichert, daß die Butterhändler, deren Hände und Kleider mit Fett imprägnirt sind, selten von der Pest angegriffen werden.

Man hat gleichfalls bemerkt, daß die Wasserträger, auch weniger, als andere von der Pest befallen werden, welches auch von den Personen gilt, welche die Leichen waschen. Daraus würde folgen, daß das Fett das Eindringen der Pest in den menschlichen Körper verhindert, und das Wasser sie hinweg nimmt. Viele Leute

glauben, durch Cauterisiren sich gegen diese Krankheit zu sichern, auch haben mir viele Aerzte versichert, daß man nicht von der Pest angegriffen wird, wenn man in einer bekannten Krankheit die Mercurialcur braucht.

Es wäre zu wünschen, daß man über diese und andere Vorbauungsmittel unbezweifelte Erfahrungen sammelte, um solche Personen zu beruhigen, welche sich der Krankenpflege unterziehen wollen. Denn bisher haben sich alle europäische Aerzte geweigert, Pestkranke zu besuchen, aller Bitten und der vortheilhaftesten Bedingungen ungeachtet. Derjenige aber, welcher aus Begierde sich zu unterrichten, oder aus Mitleiden gegen Nebenmenschen den Gefahren trotzte, die mit diesen Krankenbesuchen verbunden waren, ward zu bald das Opfer seiner Bemühungen. Die Kranken sind daher gezwungen sich jüdischen Aerzten anzuvertrauen, welche von einem blinden Schlendrian geleitet, von falschen Vorurtheilen beherrscht werden, und außer Stande sind, aus den ihnen täglich vorkommenden Fällen, Resultate zu ziehen. Uebrigens brauchen diese Aerzte die Vorsicht, sich nicht den Pestkranken zu nähern, nichts in ihren Zimmern zu berühren, und ihnen nicht einmal die vorgeschriebene Arzeney zu reichen.

Ob ich gleich selber nicht Pestkranke besorgt habe, so hatte ich doch Gelegenheit genug, in Constantinopel und andern Orten der Levante, mich über diese schreck-

liche Krankheit, von griechischen oder jüdischen Aerzten, von Personen, welche Pestkranke sahen und pflegten und andern belehren zu lassen, welche die Pest überstanden hatten. Bey meiner dritten Anwesenheit in Constantinopel verordnete ich, mit Hülfe eines jüdischen Arztes und des Schiffbaumeisters Brun, einige Heilmittel, die von dem glücklichsten Erfolge waren. Ich ermuntere hiermit alle, welche die Furcht vor Gefahren ablegen, und während des Laufes ihrer Beobachtungen, aller Gesellschaft entsagen wollen, meinen über diese Krankheit gemachten Erfahrungen zu folgen, und die Behandlung der Kranken abzuändern oder zu verbessern, bis man darüber sichere Resultate sammeln kann. Kein Ort ist zu dergleichen Beobachtungen geschickter, als das Hospital der Franken oder der Griechen, wo die Kranken ganz der Behandlung des Arztes überlassen sind, der überdem bey ihrer Cur alle mögliche oder ihm nöthig scheinende Verwahrungsmittel anwenden kann.

Oben ist bereits bemerkt worden, daß diese Krankheit sich, in den Städten, wo sie gewissermaßen endemisch ist, mit weniger heftigen Symptomen zeigt, als wenn sie auf einmal ausbricht, oder epidemisch wird. Erscheint sie aber in einer Gegend, wo sie lange nicht gewesen ist, so wüthet sie mit außerordentlicher Heftigkeit und die damit Befallenen sterben in wenig Tagen. Sie zeigt sich durch Erschöpfung und Mangel aller Kräfte, durch Erbrechen, stechenden Schmerz im Magen und mehr oder minder starke Kopfschmerzen. Der

Kranke klagt über unerträgliche innere Hitze, verliert bald den Verstand, und giebt durch Zeichen und Worte die Furcht zu erkennen, welche ihn martert, der Puls ist gepreßt und kaum fieberhaft, stockt hernach abwechselnd und unregelmäßig, und der Kranke stirbt gewöhnlich in Convulsionen, ehe noch eine Pestbeule zur Eiterung hat kommen, oder sich entwickeln können.

Wenn die Krankheit sich mit diesem Grad von Bösartigkeit ankündigt, so ist keine Hoffnung der Rettung vorhanden. Die Heilkunst ist in diesen Fällen immer ohnmächtig; dagegen aber kann man sich schmeicheln, etwas auszurichten, entweder gegen das Ende der Epidemie, oder in solchen Jahren wo die Pest einen weniger gewaltsamen Gang nimmt, und sich mit weniger furchtbaren Symptomen ankündigt: alsdenn ist die Mattigkeit nicht so groß, das Brechen ist nicht von so empfindlichen Magenschmerzen begleitet, der Puls ist weniger gepreßt, und das Fieber merklicher: der Patient bleibt einige Zeit bey Verstande, oder wenn er auch phantasirt, so ist es nur abwechselnd, und auf eine weniger tumultuarische Art. Die Pestbeule zeigt sich in diesen Fällen den ersten oder zweyten Tag, und läßt sich schnell zur Eiterung an; diese Art der Pest, die man in Vergleichung mit der andern gutartig nennen könnte, ist immer noch ein sehr gefährliches Uebel, indem kaum ein Drittel der Kranken am Leben bleibt.

Wenn die Pestbeule in voller Eiterung ist, nimmt das Fieber allmählig ab, der Appetit stellt sich wieder

ein, und der Kranke gelangt langsam wieder zu Kräften; sollte aber durch irgend einen Fehler der Diät, irgend eine Ausschweifung, oder aus einer andern, oft unbekannten Ursache, die Eiterung der Beule plötzlich aufhören, oder sich sehr vermindern, so stirbt der Kranke den zweyten oder dritten Tag spätstens, an einer andern Pestbeule, die eben erst sichtbar wird.

Der Schweiß stellt sich nur alsdenn ein, wenn der Puls sich entwickelt, und die Krankheit eine günstige Wendung nimmt; dieß ist gewöhnlich den dritten oder vierten Tag: dadurch erhalten die Kranken eine beträchtliche Erleichterung, auch wird der Fortgang der Eiterung nicht verhindert.

Die Natur zeigt uns, daß die Pest nicht ohne häufige Eiterung einer oder mehrerer Pestbeulen, geheilt werden kann: alle Bemühungen des Arztes müssen deßhalb dahin gehen, diese Eiterung sobald als möglich zuwege zu bringen, entweder durch den Gebrauch ätzender Mittel oder eines Brenneisens an der Stelle wo sich die Beulen zeigen: dieses Mittel ist einem Zugpflaster vorzuziehen, weil es schneller wirkt und weil man nicht die Folgen der spanischen Fliegen zu befürchten hat, welche nur die innere Hitze, über welche die Kranken ohnehin beständig klagen, vermehren würden. Man muß auch schleunig zu einem Brechmittel greifen, um den Magen zu reinigen, und um dem Fingerzeig zu folgen, den uns die Natur selbst giebt. Das Brechen ist

eines der ersten Symptome der Krankheit, es bleibt fast nie aus, und erleichtert den Kranken immer, je stärker dasselbe ist. Aufgelößter Brechweinstein (Tartre stibié en lavage), schien mir das sicherste und tauglichste Mittel, das Vomiren zu befördern.

Das Aderlassen ist in keinem Fall zu rathen; die einheimischen Aerzte verordnen es niemals, und halten es sogar für schädlich, indem es dem Kranken die Kräfte raubt, und die Eiterung der Beule verhindert.

Ich habe mit ziemlichen Erfolg den Tag nach dem Brechmittel, einen Aufguß von Camillen, alle zwey bis drey Stunden zu nehmen, verordnet, indem ich zu jedem halben Glase zwey Tropfen alcali volatile fluor oder Ammoniacum hinzu fügte, und auf den Abend ein halbes Quentchen Diascordium, und eben soviel Theriak. Anstatt des Alkali volatile habe ich einigen Arbeitern am Arsenal, für die sich der Bürger Brun bey mir verwendete, alle sechs Stunden zwanzig Gran Schwefelblumen in einem Glase von dem obigen Aufguß verschrieben. Wie man mir gesagt hat, verstärkte der Arzt die Dosis den zweyten oder dritten Tag um ein ansehnliches, so daß sie wie ein Brech- und Purgirmittel wirkte, und häufigen Schweiß zuwege brachte. Die Pestbeule eiterte reichlich und die Kranken genasen vollkommen.

Wenn sich die Krankheit in die Länge zieht, der Patient aber dabey sich bessert, ist es nöthig, von Zeit

zu Zeit ein Abführungsmittel zu geben, dabey muß er, um Kräfte zu erhalten, nährende Fleischbrühen, und zuweilen andre nahrhafte und leichte Speisen genießen. In den ersten Tagen hingegen darf man ihm nur Schleim von Reis, Gerste oder Habergrütze geben; oder eine Ptisane von Gerstenschleim und Süßholz, der man erforderlichen Falls ein wenig Salpeter beyfügen kann.

Die einheimischen Aerzte geben ihren Pestkranken, jedoch nicht den strengen Mohomedanern, Branntwein und andre hitzige Getränke, um das Gift nach außen zu treiben, und das Heraustreten der Pestbeulen zu befördern. Nach diesem bekommen sie den Urin einer gesunden Person, in den man den Saft einiger Citronen gedrückt hat. Man giebt auch ausgepreßten Petersiliensaft, welches die jüdischen Aerzte für eines der wirksamsten Mittel gegen die Pest halten, imgleichen Opiate, zu denen man außer verschiednen stärkenden Ingredienzien, noch Muskus, Ambra und Bezoar nimmt. Wenn die Pestbeule hervorkommt, legen sie auch ein Pflaster von Eygelb und gepülvertem Grünspan oder Alaun auf.

Die Griechen, Armenier und Juden halten Knoblauch, Zwiebeln, Essig und vor allen Branntwein, für kräftige Präservative gegen die Pest. Die meisten von ihnen haben allezeit Labdanum (eine wohlriechende Substanz, die von einer Gattung des Cistus, in Griechen-

land, den Inseln des Archipelagus, Creta und Cypern gewonnen wird,) in den Händen; dieser wird durch die Hitze erweicht und duftet dann stärker. Dies Labdanum drehen und wenden sie auf hundertfache Art zwischen den Fingern, und riechen häufig daran, zumal wenn sie schädliche Ausdünstungen besorgen. Einige führen in gleicher Absicht, Muskus, Ambergois oder Campher bey sich.

In der Levante zweifelt niemand, daß man nicht die Pest mehrere Male haben könne; die Meinung der Aerzte stimmt in diesem Punkt gänzlich mit der des Publikums überein, und ich habe selbst verschiedne Personen gesehen, welche die Narben von zwey oder drey Pestbeulen hatten, wodurch sie eben so vielmal vom Tode gerettet waren *). Die Erfahrung lehrt auch alle Tage in der Türkey, daß die Pest eben sowohl diejenigen angreift, welche diese Krankheit schon ein oder mehrmal überstanden haben, als solche, die nie vorher daran krank lagen; und daher ist der Vorschlag einiger Aerzte, dieses Uebel wie die Blattern zu inoculiren, lächerlich. Weit vernünftiger wäre es, die Mittel vorzuschlagen, die Pest aus dem türkischen Reiche zu verbannen, wie man sie aus allen polirten europäischen Staaten vertrieben hat.

*) Antes versichert S. 44. in Egypten einen Mann gekannt zu haben, der sieben Mal von der Pest befallen war, jedoch zuletzt an dieser Krankheit sterben mußte.

Man hat in Constantinopel häufig die Bemerkung gemacht, daß die Hausthiere von der Pest nicht verschont werden. Zwar sind sie dafür weniger empfänglich, als die Menschen, und werden nur in solchen Jahren angegriffen, wo die Krankheit sehr bösartig ist, und große Verwüstungen anstiftet. Verschiedne glaubwürdige Personen haben mir indeß versichert, daß die Hunde in größerer Anzahl, als die Menschen, mit dem Leben davon kämen, und daß sie, wie jene, ordentliche Pestbeulen bekämen, welche mehr oder minder eiterten.

Es würde ohne Zweifel sehr wichtig seyn, den Ursprung dieser Krankheit aufzusuchen, die Beschaffenheit ihres Giftes zu beobachten, um zu erklären, warum dieses, so ansteckende, so schnell wirkende und furchtbare Gift sich nicht durch die Luft fortpflanzt, und nur durch unmittelbare Berührung des Kranken, oder einer Sache, die er berührt hat, mitgetheilt wird? Es wäre höchst interessant, genau zu wissen, durch welche Substanzen sich das Gift fortpflanzt, und durch welche nicht, wie lange es sich hält; welcher Grad von Hitze oder Kälte seine Wirksamkeit aufhebt; welche Substanzen dafür schützen können und bis auf welchen Grad? Aus diesen Untersuchungen würde man vielleicht das Resultat ziehen, daß dieser Virus, dem der Krätze, der Pocken, der Hundswuth und aller andern Krankheiten bey Menschen und Vieh analog ist, wo die Ansteckung sich durch bloß unmittelbare Berührung mittheilt; und vielleicht wäre es dann möglich, daß man unter den

verschiednen Zubereitungen der Metalle oder Halbmetalle, wenn auch gerade nicht eine Arzeney gegen die Pest, doch wenigstens ein Mittel entdeckte, wodurch man sie in mehrern Fällen heilen könnte.

Sechszehnter Abschnitt.

Die Ulemas. Unterschied zwischen den eigentlichen türkischen Geistlichen und dieser Gesellschaft. Justizhöfe. Erbschaften.

Die Diener und Ausleger der Religion genießen in allen Ländern große Vorzüge, aber vielleicht nirgendswo größere, als in der Türkey. Sie sind im Besitz der einträglichsten Aemter, vereinigen die richterliche Macht mit der geistlichen, und sind zugleich Glaubensprediger, auch Civil- und Criminalrichter. Sie dürfen die Erpressungen der Bassen nicht fürchten. Man darf keinen von ihnen, ohne Einwilligung ihres Oberhaupts, hinrichten, ihre Güter fallen ihren Erben ohne Widerspruch anheim, und der Fiscus darf sich daran nicht vergreifen. Sie stehen unter dem Namen der Ulemas in einer mächtigen, angesehenen, ja zuweilen dem Throne furchtbaren Verbindung, welche die öffentliche Meinung auf

ihrer Seite hat, und in keinem Lande vermag diese so viel, als im türkischen Reiche.

Man muß diese Ulemas nicht mit den Imans verwechseln, welche die Geistlichen der Moscheen sind, noch weniger mit den Muezins, welche des Tages fünfmal die Minarets besteigen müssen, um die Geistlichen zum Gebet zu ermuntern. Diese verlieren ihr bisheriges Amt, so bald sie solches niederlegen, oder niederlegen müssen, und sie kehren wiederum in den Stand der übrigen Einwohner zurück. Die Imans sind wie die übrigen Türken der Obrigkeit eines jeden Orts unterworfen, diese bestellt sie als Geistliche, und die Imans stehen weder als Geistliche unter der Aufsicht und dem Schutze des Mufti oder der Mollas. Sie werden freylich als Diener der Religion bey den Moscheen betrachtet, aber die Ulemas sind die Erhalter und Ausleger der mahomedanischen Religion.

Der Koran ist bekanntlich das bürgerliche und peinliche Gesetzbuch der Türken und die Richtschnur der Pflichten und Rechte aller Mahomedaner. Alle Entscheidungen, Urtheile und Aussprüche gründen sich auf dieses heilige Buch, oder die Commentarien der Ausleger über dasselbe, und dieses Vorrecht ist ausschließlich in den Händen der Ulemas. Die Einrichtung dieses angesehenen und am meisten unterrichteten Staatskörpers im osmanischen Reiche ist folgende.

Der Mufti, oder Scheik-Islam, ist das Oberhaupt der mahomedanischen Kirche, er entscheidet in allen zweifelhaften Fragen, die man ihm vorlegt, und seine Aussprüche heißen Fetfas. Der Sultan wendet sich an ihn bey schweren und verwickelten Fällen, und läßt kein Gesetz bekannt machen, keinen Krieg erklären, oder keine Steuer ausschreiben, ohne darüber vorher ein Fetfa erhalten zu haben. Der Mufti umgürtet dem Sultan bey seiner Throngelangung den Kaiserlichen Säbel und empfiehlt dabey die Vertheidigung der Religion des Propheten, und die Ausbreitung des Glaubens.

Ohne Zweifel müßte diese hohe Würde, die absolute unbeschränkte Gewalt des Sultans im Zügel halten, oder dieser Widerstand leisten können, wenn nicht der Sultan den Mufti anstellen, absetzen, verbannen oder gar hinrichten könnte, daher geschieht es selten, daß der Mufti den Befehlen des Sultans und seiner Minister widerspricht. Die Fetfas werden ihm abgepreßt, um nicht seine Stelle oder gar sein Leben zu verlieren. Dennoch hat zuweilen Frömmigkeit und Religionseifer die Muftis dahin gebracht, den Großherrn anzutreten, um ihm Vorstellungen zu machen. Einzelne mehr entschlossene oder fanatische Muftis haben zuweilen allen drohenden Gefahren getrotzt, und dem Willen des Sultans entgegen gehandelt. Die türkische Geschichte hat mehrere Beyspiele aufbewahrt, daß Veziere und selbst Sultane durch den Einfluß des Mufti ermordet wurden, den dieser auf die öffentliche Mei-

nung hatte. Allein sie enthält auch eben so viele Fälle daß Muftis ein Opfer ihres Religionseifers und ihres Bestrebens für das allgemeine Beste wurden.

Der Mufti hat seinen Aufenthalt in Constantinopel, und zieht ansehnliche Einkünfte aus seinen Dienstleben *), der Sultan behandelt ihn mit vieler Achtung, die Großen nebst dem übrigen Volke erweisen ihm große Verehrung und unterwerfen sich unbedingt seinen Fetfas. Nach der einmal eingeführten Ordnung wird der Mufti unter dem Kadileskir von Romelien und denen erwählt, welche vorher diese Stelle bekleidet haben. Selten erlangt der Kadileskir von Natolien, der Stambolefendi oder ein bloßer Molla, die Ehre, diese Würde zu bekleiden, welche so lange dauert, als es dem Sultan beliebt.

Bey öffentlichen Aufzügen gehen der Mufti und Großvezier in einer und derselben Reihe, jener zur Linken und dieser zur Rechten. Verliert der Mufti seine Stelle, so darf er nicht in der Hauptstadt bleiben, weil

*) Nach Businello hat der Großherr dem Mufti täglich 200 Asper ausgesetzt, von denen 120 einen türkischen Piaster ausmachen. Da er aber das Recht hat, viele Stellen bey den kaiserlichen Moscheen zu vergeben, und alle Beförderungen der Gesetzverständigen durch seine Hände gehen, so zieht er davon beträchtliche Einkünfte, die man wohl auf 200,000 Piaster schätzen kann. (Le Bret. Th. 1. S. 77.)

der Sultan den Einfluß eines Mannes fürchtet, den das Volk, als das Orakel der Religion anzusehen gewohnt ist. Zuweilen wird der abgesetzte Mufti nach einer griechischen Insel verwiesen, oder er darf sich in einem Hause am Canal aufhalten, doch darf er sich nicht außer demselben zeigen, keinen Reichsbeamten sehen noch weniger mit ihnen Briefe wechseln.

Jährlich übergiebt der Mufti dem Großherrn eine Liste, worin er die Personen vorschlägt, welche die Stellen der beyden Kadileskirs, des Stambol-effendi, der Mollas von Mecca und Medina, von Brussa, Adrianopel, Damascus, Jerusalem, Cairo, Smirna, Salonich, Aleppo und anderer Städte bekleiden sollen. Diese Aemter werden alsdann nach der Anciennität vergeben, ausgenommen, wenn ein Günstling oder der Sohn eines Großen durch andere Empfehlungen dazu gelangt.

In Constantinopel wohnen auch zwey Kadileskir, der von Romelien oder der europäischen Türkey, oder der von Natolien oder des türkischen Asiens. Ehedem waren sie Richter des Militärs in ihren angewiesenen Provinzen, wenn der Sultan sein Heer selber anführte. Hernach entschied der von Romelien die Streitigkeiten der Muselmänner, und der andere die Händel der zinspflichtigen Unterthanen. Seit einiger Zeit hat der Kadileskir von Romelien eine viel größere Gewalt, als der andere, er entscheidet allein und nach Gutdünken alle Prozesse, die an sein Tribunal gelangen. Der Gerichts-

hof des Kadileskir von Natolien, ist längst als überflüssig aufgehoben worden. Sonst gehören beyde zum Divan des Großveziers, hören und beurtheilen was dort vorgetragen wird, doch wird das Urtheil vom Kadileskir von Romelien allein gefällt. Ihr Amt dauert nicht länger als ein Jahr und der Kadileskir von Romelien, hat gewöhnlich vorher dieselbe Würde in Natolien bekleidet. Beyde ernennen alle Cadis oder Richter im Reiche, und da dort alle Stellen verkäuflich sind, so sind beyde sehr einträgliche Würden. Der Kadileskir von Romelien vergiebt alle Richterstellen in den europäischen Provinzen, und der andere in Asien und Egypten.

Nach ihnen folgt der Stambol-effendi, Molla oder Richter der Hauptstadt. Vor ihm gehören alle Streitigkeiten der Handwerker, und alle Mittwochen muß er sich zum Großvezier verfügen, um mit den Mollas von Galata, Scutari und Eyup die angebrachten Klagen zu schlichten. Er hat in den verschiedenen Quartieren der Stadt besondere Gerichtshöfe, in welchen er einen Stellvertreter oder Naib ansetzt, von dessen Entscheidungen eben so wenig als von seinen eigenen weiter appellirt werden kann.

Der Stambol-effendi führt die Aufsicht über alle Lebensmittel, die zur Hauptstadt gebracht werden. Alle Getreide-Schiffe müssen bey dem allgemeinen Mehlmagazin Un-capan ausladen, wo einer von seinen Naibs das Getreide untersucht, den Preis bestimmt, und an

die Becker vertheilt. Dieser Naib muß ein Register über alles angekommene und vertheilte Korn halten, auch zu welchen Preisen es verkauft worden. Der Stambol-effendi hat einen andern Naib bey dem Schmalzmagazin, oder Unschlittamt, Yac-capan bestellt, der die Vertheilung der Butter, des Oels und anderer Fettwaaren besorgt. Er selber muß sich von Zeit zu Zeit, nach den verschiedenen Quartieren der Stadt verfügen, um die im Kleinen verkauften Eßwaaren zu untersuchen, auch Maaß und Gewicht nachzusehen. Findet er bey jemanden falsches Gewicht, oder daß die Waaren verfälscht sind, so bestraft er den Schuldigen auf der Stelle mit der Bastonnade, läßt ihn auch wohl mit einem Ohr an die Bude nageln. Die zweyte Uebertretung wird unfehlbar mit dem Tode bestraft. Der Stambol-effendi bleibt nur ein Jahr in dieser Stelle, und wird hernach gewöhnlich Kadileskir von Natolien, und nächstdem Molla von Mekka oder Medina.

Bey den kaiserlichen Moscheen von Constantinopel, Brussa und Adrianopel befinden sich ordentliche Collegien oder Madresses, in welchen junge Leute, aus allen Theilen des Reichs in dem Koran, den Civil- und Criminalgesetzen, und den Meinungen und Subtilitäten der Rechtsgelehrten unterrichtet werden. Sie müssen sich hier verschiedenen Prüfungen unterwerfen, und wenn man findet, daß sie ihre Zeit gut angewendet haben, so erhalten sie den Titel Muderis oder Professor. Diese Collegien sind von verschiedenen Sultanen gestif-

tet, und das erste stiftete Orchan 1303. in Nicäa. Sie haben grosse Einkünfte, und es werden darin gewiß zwey bis dreytausend Lehrlinge unterhalten.

Die Muderis, welche die ganze Laufbahn der türkischen Rechtsgelehrten nicht durchlaufen wollen, um einmal Mollas von hohem Range zu werden, wenden sich an die Kadileskirs, um die Stelle eines Cadi zu erlangen, die ihnen auch leicht für Geld zu Theil wird. In den Mittelstädten des Reichs wird ein bloß simpler Cadi angestellt, der in allen Streitigkeiten der Türken, Christen und Juden in der letzten Instanz entscheidet. Zuweilen vertritt dort ein Naib die Stelle des Cadi oder Molla, von dessen Entscheidungen die Partheyen ebenfalls nicht appelliren können. Er gehört zu den Muderis, und bahnt sich allmählig den Weg zu den Oberrichterstellen. Das folgende Jahr wird er ordentlicher Cadi an einem andern Orte. Die meisten Cadis bleiben in diesem Richteramt auf Lebenszeit, und steigen nicht höher, als daß sie zuweilen einen größern Wirkungskreis erlangen und durch eine ausgedehntere Jurisdiction ihre Einkünfte vermehren, zuweilen werden sie auch wohl Mollas vom geringern Range, in Bagdad, Philippopolis ꝛc., allein Kadileskirs, Muftis ꝛc. können sie nicht werden, wofern sie nicht vorher bey der grossen Moschee Solimanns I. das Studium der Rechte getrieben haben.

Die Muderis, welche sich um die höchsten Richterstellen bewerben, begeben sich nach ausgestandenen Exa-

men, in das Collegium bey der Moschee Solimanns des ersten, und verweilen dort so lange, bis daß sie die Reihe trifft, oder durch Gunst eine angesehene Richterstelle erhalten. Acht von ihnen werden jährlich unter dem Namen Makhredjé, als Mollas oder Richter von Jerusalem, Aleppo, Smirna, Larissa, Salonich, Scutari, Galata und Eyub ernannt. Vier von diesen erhalten das folgende Jahr Richterstellen in Brussa, Adrianopel, Cairo und Damascus, zwey von ihnen werden das nächste Jahr Mollas von Mecca und Medina, und aus beyden wählt man hernach den Stambol-effendi. So steigen die Muderis nach und nach zu immer höhern Ehrenstellen, und zuletzt zur Würde eines Kadileskirs und Mufti.

Um bey Solimanns Moschee angestellt zu werden, und zu den ersten Magistratswürden zu gelangen, muß ein Muderi entweder Gönner haben, großen Eifer für die Religion beweisen, oder sich durch Talente, eifriges Studiren, und strenge Sitten auszeichnen.

Diejenigen Mollas und andere Rechtsgelehrte, welche noch nicht befördert sind, ziehen bis sie eine von den vorher genannten Stellen erhalten, ein Gehalt das Arpalik genannt wird. Andere bekleiden so lange Unterrichterstellen, die sie durch Naibs verwalten lassen, und mit ihnen die Einkünfte theilen.

Oft lassen die Pachas und andere türkische Große einen oder mehrere ihrer Söhne in die Gesellschaft der

Ulemas aufnehmen, um ihnen ihr Vermögen hinterlassen zu können, das der Sultan sonst nach ihrem Tode einziehen würde. In diesem Fall begnügen sie sich bloß einige Lehrer für ihre Kinder ins Haus zu nehmen; welche nach ertheilten Unterricht, die im Gesetze vorgeschriebenen Prüfungen mit ihnen vornehmen müssen. Sie werden hernach als Muderis aufgenommen, und wenn das Glück ihren Erwartungen entspricht, steigen sie von einem Grade der Mollas bis zum andern, ohne die Arbeiten derselben zu übernehmen, oder den Gehalt zu ziehen, weil ein anderer das Amt in ihrem Namen verwaltet. Der Sultan, der immer über die Gesetze erhaben ist, ernennt Ulemas nach Belieben, daher es seit einiger Zeit sehr viele unwissende Mollas und Cadis giebt. Diese Gunstbezeigungen haben der ganzen Corporation sehr geschadet, und sie hat viel von ihrem ehemaligen Ansehen verloren. Jetzt sind auch die Ulemas dem Thron weniger furchtbar, als in vorigen Zeiten, und ein bloßer Pacha kann einen Cadi verweisen, der sich seinem Willen widersetzt. Zuweilen geschieht es, daß der Sultan einen Ulema, dessen Eifer und Muth ihm gefährlich scheint, hinrichten lassen will, er bringt es also durch Ueberredungen und Schmeicheleyen dahin, daß er ein Gouvernement oder eine andere Stelle annimmt. Da er auf diese Art in seine Dienste getreten ist, so kann er ihm den Kopf ohne Umstände abschlagen lassen.

In einigen Provinzialstädten findet man Muftis, von einem geringern Grade, als die Mollas, deren Ge-

schäfte darin bestehen, den Koran und dessen Erklärungen auszulegen, und ihre Meinung bey wichtigen oder schwierigen Streitfragen abzulegen. Bey Rechtssachen sind ihre Meinungen oft sehr verschieden, doch in Religionsangelegenheiten stimmen sie mehr mit einander überein, daher sie für sehr orthodox gehalten werden. Der Mufti der Hauptstadt ernennt sie auf Lebenszeit, und ihnen ist ein festes Gehalt angewiesen. Sie sind keinesweges Richter in ihrem Wohnort, sondern bloße Konsulenten, dennoch aber Muderis, und gehören zu den Ulemas. Sie haben der Richterwürde entsagt, und können nicht höher steigen, indessen erhalten sie zuweilen eine Muftistelle in größern Städten.

Die eigentlichen türkischen Geistlichen gehören nicht zu den Ulemas, sie können aber in diese Gesellschaft aufgenommen werden, wenn sie sich den vorgeschriebenen Prüfungen unterwerfen, und in den Orden der Muderis treten, oder auf Empfehlung die Stellen eines Provinzialmufti, Cadi oder Naib erlangen. Haben sie diese Aemter mit allgemeinen Wohlgefallen bekleidet, und wollen sich bey der Moschee Solimanns aufnehmen lassen, so stehen ihnen die höchsten Civilposten offen.

Der erste Grad der türkischen Geistlichkeit heißt Sheik oder Prediger. Ihr Amt besteht darin, daß sie alle Freytage nach dem Mittagsgebet oder auch öfter predigen müssen, wenn dazu Stiftungen vorhanden

sind. Die Sheiks der vierzehn kaiserlichen Moscheen in Constantinopel, stehen im ganzen Reiche in dem größten Ansehen, und werden vom Mufti dazu ernannt. Die in den andern Städten werden von dem Magistrat des Orts vergeben.

Die Khatibs haben kein anderes Geschäft, als des Freytags nach dem Beyspiel des Propheten, der ersten Kalifen, und anstatt des Sultans in den Moscheen das öffentliche Gebet zu verrichten, das Khotba oder das Bekenntniß der Einigkeit Gottes und seiner Eigenschaften herzusagen, und dabey für die Wohlfahrt des Sultans und das Glück seiner Waffen zu beten. Sie werden durch eigenhändigen Befehl des Sultans ernannt.

Der Iman ruft in der Moschee fünfmal des Tages, außer am Freytage, das Namaz aus, welches die andern Priester mit leiser Stimme wiederholen, und verrichtet die mit diesem Gebete verbundenen Ceremonien. Er ist bey Beschneidungen und Begräbnissen zugegen, kurz, er besorgt alle geistlichen Verrichtungen. In den ersten Zeiten der mahomedanischen Religion, hieß Iman der oberste Geistliche oder Pabst, daher die Kalifen den Titel Imaan-ul Muslimin führten. Hernach ward er den Lehrern und Auslegern der Gesetze ertheilt, und jetzt bezeichnet er die bloßen Stadt- und Landgeistlichen.

Der Muëzim muß fünfmal des Tages den Thurm oder Minaret der Moschee besteigen, das Glaubensbekenntniß hersagen, die Gläubigen zum Gebet ermuntern, und an Feyertagen Hymnen laut absingen. Man wählt dazu junge Leute, welche eine starke, reine und wohlklingende Stimme haben, weil die Türken große Liebhaber von den Gesängen sind, die auf den Minarets angestimmt werden. In den kleinen Moscheen werden diese von den Muëzim ausgekehrt, die Decken ausgebreitet und die Lampen angezündet. Aber in den großen braucht man dazu eigene Leute, welche Cayims heißen. Bey den Moscheen auf dem platten Lande und in den kleinen Städten verrichtet der Iman alle vorher beschriebenen gottesdienstlichen Ceremonien in eigener Person, und er ist zugleich Iman, Sheik, Khatib, Muëzim und Cayim. Die kleinen Moscheen nennt man Mesjids, diese brauchen keinen Khatib, weil in ihnen an Freytagen nicht das feyerliche Gebet hergesagt wird.

In der Türkey kennt man die Menge Advokaten, Procuratoren, Actuarien u. die Richter der verschiedenen Instanzen nicht. Ein Mékemé oder Gerichtshof besteht aus einem Richter, der Molla, Cadi oder Naib ist, nebst einem oder mehreren Schreibern. Alle Streitigkeiten werden nach der Aussage zweyer Zeugen entschieden; schriftliche Beweise werden nicht angenommen, wenn diese nicht von zwey Bekannten und an Ort und Stelle wohnenden Personen unterschrieben oder untersiegelt sind. Die streitenden Partheyen erscheinen in

Person vor dem Richter, tragen ihm ihre Sache vor, und dieser entscheidet, ohne alle weitere Einwendungen und Einreden. Die Prozeßkosten betragen zehn Procent vom Werth der streitigen Sache. Wird die Klage aber über Beleidigungen angebracht, so kann er die Schuldigen auch mit Geldstrafen belegen; doch um die Gerichtskosten nicht zu verlieren, muß diese alsdann der gewinnende Theil tragen.

In einem Lande, in welchem die Gesetze einfach und nicht zahlreich sind, oder wie die Rechte eines jeden in einem Buche verzeichnet sind, welches ein göttlicher Gesandter geschrieben hat, müssen die Prozesse wenig verwickelt, selten und leicht zu vermeiden seyn. Ein jeder kennt seine Pflichten und die Grenzen seiner Rechte. Er kann sein eigener Richter seyn, wenn er nicht zur Streitsucht geneigt ist, oder seinen Gegner betriegen will.

Allein obgleich die türkischen Prozesse seltner und wohlfeiler als bey uns sind, und der Streit an demselben Tage entschieden wird, an welchem er anfing, so wird die Justiz doch äußerst schlecht und fehlerhaft verwaltet. Die Bestechlichkeit hat sich in der Türkey unter alle Stände verbreitet, die Gewinnsucht ist so allgemein geworden, so daß die kleinste Gefälligkeit, der unbedeutendste Dienst durch Geschenke erkauft wird. Man besticht den Richter, gewinnt die Zeugen durch Geld, so wie man ein Amt kauft, oder für die Gunst der Großen bezahlt. In keinem Lande in der Welt sind

falsche Zeugen so häufig und so schaamlos, als hier, und es ist äußerst selten, daß ein Cadi Muth genug haben sollte, dem Willen eines Pacha, oder den Vorstellungen eines Großen zu widerstreben, oder tugendhaft genug wäre, das Geld der Partheyen zu verschmähen.

Die Türken hegen eine solche Verachtung gegen andere Religionspartheyen, daß sie in ihren Streitigkeiten keinen Juden oder Christen als Zeugen annehmen, oder gegen türkische auftreten lassen sollten. Müssen sie sich ihrer zuweilen bedienen, so wiegen zehn christliche oder jüdische Zeugnisse noch lange nicht die gerichtliche Aussage eines Mahomedaners auf.

Tournefort irrt, wenn er in seiner Reise anführt, daß man in Constantinopel von dem Ausspruch eines Cadi an ein höheres Gericht appelliren könne; dies Vorrecht haben nur die fremden Europäer, wenn die Summe viertausend Asper oder 66 Livres übersteigt, den Plaster zu zwey Livres gerechnet. In allen türkischen Städten entscheiden alle Richter in der letzten Instanz. Sie können zu Geldbußen, körperlichen Strafen, selbst zum Tode verurtheilen, ohne daß der Schuldige oder Beklagte seinen Recurs an einen höhern Richter nehmen kann.

Die Europäer oder Franken haben noch einen andern Vortheil, daß sie an Prozeßkosten nur drey Procent bezahlen, aber man sieht bald ein, daß ein Rich-

ter, der immer von einer Parthey Geld nimmt, einem Fremden schwerlich zu Gunsten urtheilen wird, wenn er ihm nicht vorher die gewöhnlichen zehn Procent und noch ein Geschenk verspricht, das dem Werth der Sache angemessen ist.

Die fremden Kaufleute hüten sich sehr, sich in ihren Streitigkeiten an die Hauptstadt zu wenden, weil sie sich nicht gern von dem Ort ihres Aufenthalts entfernen, und kein großes Vertrauen gegen ihre Dollmetscher haben, die ihre Klagen beym Großvezier anbringen müssen. Sie opfern lieber etwas auf, welches freylich dem Handel im Ganzen schadet, weil ein unbestrafter Betrieger zu leicht einen Nachahmer findet. Daher kömmt es, daß das Vertrauen allmählig aufhört, der Kredit immer geringer wird, und der Handel sich vermindert, oder mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hat.

Das Verfahren bey den türkischen Gerichten, ist folgendes: einer von den Schreibern übergiebt dem Cadi eine schriftliche Speciesfacti, und dieser schreibt, nachdem er die Eingabe durchgelesen, sein Urtheil mit wenigen Worten darunter, nämlich, die Anwendung des Gesetzes auf das Factum. Eine solche Sentenz heißt Ilam, der Befehl aber an jemand vor Gericht zu erscheinen, eine Geldstrafe zu erlegen, oder ins Gefängniß zu wandern nennt man Murasselé.

Die Muftis in den Provinzen können bey jeder Gerichtssitzung erscheinen, man befragt sie aber nur in Sachen die Religion betreffend, oder in verwickelten Fällen, der Cadi aber fällt immer das Urtheil.

In den Vorstädten und den entlegenen Quartieren von Constantinopel sind besondere Naibs als Richter bestellt, jedoch kann jedermann seine Klage beym Stambol-effendi, oder dem Kadileskir von Romelien anbringen. Allein sehr viele wenden sich mit ihren Klagen lieber an den Divan des Großveziers oder der hohen Pforte selber, auch wohl an den Arzodassi oder den Audienzsaal des Großveziers. In beyden Fällen entscheidet der Kadileskir von Romelien. Der von Natolien ist zwar dabey gegenwärtig, er wird aber nur bey sehr wichtigen oder äußerst verworrenen Fällen zu Rathe gezogen.

Die Ursache, warum man Streitigkeiten bey den Gerichten des Großveziers entscheiden läßt, rührt daher, weil falsche Zeugen sich scheuen vor ihm zu erscheinen. Er kann sie beym geringsten Verdacht verhaften, ausprügeln, oder ihnen die Hände abhacken lassen. Andere Gerichtshöfe haben diese Befugniß nicht, und sie sind häufig gezwungen, nach Aussage der beygebrachten Zeugen zu entscheiden, so sehr sie auch vom Gegentheil überzeugt sind.

Die beyden Kadileskirs sind nur Freytags in den Gerichten des Großveziers zugegen. Allein der Stam-

bol-effendi richtet, nebst den Mollas von Galata, Scutari, am Mittwochen, erst im Arzodassé und hernach im Divan, und erster ertheilt den Bescheid.

Ein jeder Richter läßt in seinem Bezirk durch einen seiner Schreiber den Nachlaß der Verstorbenen versiegeln, ein Inventarium darüber aufnehmen, und die Erbschaft nach den Gesetzen oder dem letzten Willen des Verstorbenen unter die rechtmäßigen Erben vertheilen. Stirbt ein Pacha oder ein anderer Reichsbeamter, so gehört sein Nachlaß dem Sultan, weil das Gesetz annimmt, daß sie ihr Vermögen von den Staatseinkünften oder Volkserpressungen erworben haben, welches man auch gewöhnlich glauben kann. Der Großherr schickt alsdenn einen von seinen Pagen ab, die Erbschaft in Empfang zu nehmen, der sich aber nicht an den Kleinodien, Möbeln und sonstigen Eigenthum der Weiber vergreifen darf. Zuweilen überläßt er auch den Kindern des Verstorbenen einen Theil des Nachlasses, um die Verdienste des Vaters zu belohnen, entsagt auch wohl der ganzen Erbschaft, wenn sie nicht hinreichend ist, die Familie zu unterhalten. Wie kurz vor unserer Abreise der Reis-effendi Raschid starb, begnügte sich der jetzt regierende Sultan Selim mit einem reich verzierten Cangear oder Messer, das die Türken im Gürtel tragen, erließ der Familie dreyßig Beutel türkischer Piaster, (30,000 Livres) welche Raschid der Münze schuldig war, und schenkte ihr achtzig Beutel, (80,000 Livres) um die Talente und den Diensteifer des Vaters zu belohnen.

Zuweilen treffen die Verwandten eines türkischen Reichsbeamten, durch einen Vergleich oder Zahlung einer ansehnlichen Summe in den kaiserlichen Schatz, die Einrichtung, daß sie den größten Theil des Nachlasses für sich behalten, auf eben diesem Wege gelingt es auch dann und wann dem Sohn, dem Vater in seinem Amte zu folgen. Hat ein Staatsdiener seine Söhne unter die Ulemas aufnehmen lassen, so erhalten diese ihr Erbtheil, oder was ihnen der Vater vermacht hat, ohne daß sich der Fiscus das geringste anmaßt. Auch die Mollas und Cadis haben gleiche Vorrechte, und ihr Vermögen fällt ganz auf ihre Kinder oder nächste Erben.

Auf diese Weise müßten sich nach einigen Generationen unter den Ulemas ungeheure Reichthümer aufhäufen, wenn der Sohn immer das Fach des Vaters wieder wählte, oder sich oben beschriebenen Civilstellen widmete. Allein die meisten, in der Hoffnung ein größeres Ansehen oder mehr Gewalt zu erlangen, verlassen diese Laufbahn, bewerben sich um Minister- und Pachastellen, die sie auch durch ihr Geld leicht erlangen. Sind sie nun Diener des Sultans geworden, so fällt ihr Vermögen, wenn sie sterben, dem kaiserlichen Schatze anheim, und die Kinder bleiben der Gnade des Sultans überlassen.

Ein Muselmann, der keine Civil- oder Kriegsbedienung bekleidet, bleibt Herr seines Vermögens, und kann dasselbe seinen Erben hinterlassen. Hat er Kinder

oder andere Verwandte, so kann er über ein Drittheil seines Eigenthums, und hat er keine Erben, über das Ganze unbedingt verfügen. Stirbt er aber ohne Testament, so läßt der Pachter der zufälligen Einkünfte (Beitulmaldgi) den ganzen Nachlaß versiegeln, öffentlich verkaufen und berechnet dem kaiserlichen Fiscus den Ertrag. Findet sich in der Folge ein Verwandter, der sein Recht auf diese dem Fiscus zugefallene Erbschaft gerichtlich darthun kann, so wird sie ihm zurückgegeben. In den Provinzen haben die Pachas, Woiwoden und andere Beamten die Einziehung der geringern Erbschaften, nebst andern kaiserlichen Gefällen gepachtet. Constantinopel hat zu diesem Ende seinen eigenen Pachter, der aber für sich die Erbschaft nicht einziehen darf, wenn sie 2500 Piaster (5000 Livres) beträgt, sondern muß solche dem kaiserlichen Fiscus berechnen.

In folgenden vier Fällen kann der Erbe keine Ansprüche auf die Erbschaft machen. 1) Wenn er von einer andern Religion ist, so können sich Christen, Juden und Muselmänner nicht beerben, eben so wenig Vater und Söhne oder Brüder, wenn sie eines andern Glaubens sind. Doch können Griechen, Armenier und Bekenner der römischen Kirche einander beerben, weil das Gesetz sie alle unter dem Namen der Christen begreift. 2) Wenn sie in verschiedenen Ländern im türkischen Reiche und außerhalb desselben wohnen. Schickt aber die Regierung einen Einwohner außerhalb Landes, oder ein Kaufmann muß in Handelsgeschäften verreisen, so bleibt ihr Erbrecht unangefochten. 3) Kein

Sklave kann von seinem Herrn erben, so lange er noch in der Dienstbarkeit steht. Endlich 4) darf derjenige die Erbschaft nicht antreten, welcher den Erblasser vergiftet oder ermordet hat, wenn ihn gleich das Gesetz von diesem Verbrechen frey gesprochen haben sollte.

Siebzehnter Abschnitt.

Von den Pachas, Woiwoden und Mutselims. Von den Begler-Beys, Sangiak-Beys und Mutselims. Janitscharen, Spahis und andere Kriegsleute. Grenzen der Gewalt des Sultans und der übrigen Pachas.

Da die richterliche und religiöse Gewalt sich in den Händen der Ulemas befindet, so ist den Pachas die ausübende und militärische Gewalt übertragen, sie sind Befehlshaber der Provinzen und Commandanten in den Festungen, und durch einen dem Volk vorzüglich schädlichen Misbrauch haben sie meistens die Pacht der Abgaben mit ihrer Würde vereinigt. Der Pacha von drey Roßschweifen besitzt eine große Macht. Er kann, wie der Sultan, dessen Stellvertreter er ist, alle die unter ihm stehen, ohne alle Formalitäten hinrichten lassen, und er darf nur dem Sultan die Ursachen anzeigen, die ihn zu dieser Strenge oder Gerechtigkeitspflege bewo-

gen haben. Er unterhält mehr oder weniger Soldaten, nach der Lage und den Einkünften der ihm anvertrauten Provinz, und ist der Anführer seines Contingents, wenn der Großherr dasselbe aufbietet, oder die Grenzen vom Feinde bedrohet werden. Er besorgt die Repartition der Abgaben und die Unterhaltung der öffentlichen Gebäude und Festungen.

Der Pacha von zwey Roßschweifen hat eine geringere Gewalt, regiert auch eine kleinere Provinz. Er kann Niemanden, ohne rechtliche Entscheidung, mit dem Tode bestrafen, befehligt zwar die Truppen seines Gebiets, muß aber sich im Kriege an das Heer des höhern Pacha anschließen und dessen Befehlen folgen.

Der Woiwode ist über einen kleinen District, oder auch über eine Stadt bestellt, welche nicht zu einem Paschalik gehört, und deren Einkünfte einer Sultanin, dem Großvezier, Kapudan-Pacha oder einem andern Minister, ein für allemal angewiesen sind. Er hat zwar einen geringern Rang, aber alle Gewalt eines Pacha von drey Roßschweifen. Wird er, nebst seiner unterhabenden Mannschaft aufgeboten, so begiebt er sich zu den Fahnen des Pacha von drey Roßschweifen. Er muß, wie die vorhergenannten Befehlshaber, in seinem District die gerichtlichen Entscheidungen zur Ausführung bringen.

Die Griechen oder Türken, welche auf den griechischen Inseln, die Polizey verwalten und die Ab-

gaben eintreiben, führen auch den Titel der Woiwoden.

Ehedem ertheilte man den Befehlshabern ganzer Provinzen ohne Unterschied den Titel Bacha (Pacha, Pascha, Bassa bedeutet ebendasselbe,) oder Begler-Bey. Der letzte wird gegenwärtig nur den Pachas von Manastir und Cutaye beygelegt *). Beyde haben den Vorrang vor den übrigen Pachas, und führen den Oberbefehl über ihre Provinzialtruppen. Der Begler-Bey von Manastir befehligt auch alle europäischen, und der von Cutaye, die asiatischen Truppen. Uebernimmt aber der Großvezier das Commando der ganzen Armee, so sind sie dessen Befehlen unterworfen.

In militärischer Rücksicht wird jede große Provinz oder Paschalik in besondere Distrikte vertheilt, welche Sangiaks oder Standarten genannt werden **). Die

*) Cutaye, Kiutaja, (Cotiaeum) ist die Hauptstadt von Natolien, zu welcher ein besonderer Distrikt gehört, über welchen ein Begler-Bey gesetzt ist. Monastir (Manastir) war sonst ein berühmtes griechisches Kloster, in der alten Stadt Prusa (Brussa), in welchem Orchan der zweyte türkische Sultan begraben liegt. Er eroberte diese Stadt, die er durch mancherley Gebäude verschönerte, und verlegte dorthin den Sitz seines Reiche.

**) Nach andern besteht das türkische Reich aus 231 Sangiaks. Ihre Zahl ist aber nach den Provinzen sehr verschieden. So enthält das Paschalik Trebisonde vier, Chozim eben so viel Sangiaks. Natolien hergegen besteht aus vierzehn, Diarbekir aus neunzehn, und Damaskus aus zehen.

Janitscharen, Spahis, Zaims und Timarioten eines jeden Distrikts, müssen sich bey Ausbrechung eines Krieges bey den Fahnen eines Befehlshabers einfinden, der Sangiak-Bey genannt wird, und den Befehl des Pacha erwarten, wenn sie gegen den Feind ausziehen, einen Rebellen bestrafen, oder eine aufrührische Provinz zu paaren treiben sollen.

So bald die Griechen allmählig von den Türken aus Klein-Asien oder Europa vertrieben wurden, und die Sieger sich auf ihren Eroberungen behaupteten, so führten sie eine Art von Lehnssystem ein, das für die Einwohner nicht minder drückend, als in andern europäischen Reichen war. Herren des Vermögens, der Freyheit und des Lebens der unterjochten Einwohner, schalteten die Sultane nach Willkühr mit den eroberten Ländern und überließen, frey von allen Abgaben, besondere Distrikte in der Nachbarschaft einer Stadt, oder in der Nähe derselben, Officieren sowohl als Soldaten, um ihre Tapferkeit zu belohnen. Andere Ländereyen wurden den Geistlichen angewiesen, andere bestimmte man statt des Gehalts für hohe und niedere Reichsbeamten, und wieder andere wurden nur auf Lebenszeit unter der Benennung Zaim und Timar dem Militär zur Belohnung und Aufmunterung verliehen.

Fast alle reiche Griechen wurden aus ihren Besitzungen verjagt, todtgeschlagen, und ihre Güter confiscirt. Von diesen eingezogenen Ländereyen, wurden kleinere Abtheilungen an Türken sowohl als Griechen vergeben,

die sie vertauschen, verkaufen oder auf ihre Kinder vererben konnten. Sie mußten davon aber eine jährliche Abgabe erlegen, welche man bey den Unglaubigen auf den zehnten Theil des Ertrages, bey den Türken aber auf den dritten Theil bestimmte.

Die Besitzer eines Timar oder Zaim führen den Ehrentitel Aga, müssen persönliche Kriegsdienste leisten, und eine dem Umfange und den Einkünften ihres Lehns angemessene Zahl Reuter oder Infanteristen stellen, diese heißen Gebelis, und werden auf Kosten des Zaimit bewaffnet. Die Timarioten haben geringere Einkünfte, stellen auch weniger Soldaten, als die erstern *).

In der europäischen Türkey zählt man 914 Zaims und acht tausend drey hundert und sechs und funfzig Timars. Ungefähr eben so viel sind in Asien **). Alle

*) Die Timarioten sind von zweyerley Klassen. Die erste erhält vom Sultan offene Briefe über das ihnen anvertraute Lehn, und haben von 6000 bis 19,999 Asper Einkünfte. Die andern erhalten ihre Lehnbriefe nur von den Statthaltern der Provinzen und ziehen aus ihren Ländereyen wenigstens 3000 Asper des Jahres, höchstens aber 6000. Sie sollen auf jede 300 Asper einen Reuter stellen, doch viele stellen nur einen Reuter, und sechs derselben ist die höchste Anzahl.

**) Nach Bussinello war ein größerer Theil dieser Miliz auf die asiatischen Provinzen vertheilt. Denn er berechnet dort 1479 Zaims und 28,276 Timars. Ein Zaimit hatte 20,000

zusammen stellen, die Gebelis mit gerechnet, ein Heer von wenigstens 60,000 Mann, welche aber geübter und kriegerischer, als die Janitscharen und Spahis sind. Diese Lehnsmiliz war bisher der Kern des osmannischen Heeres, ihr haben auch die ersten Sultane vorzüglich das erstaunende Waffenglück und die schnellen Fortschritte ihrer asiatischen, europäischen und afrikanischen Eroberungen zu verdanken.

Stirbt ein Zaimit oder Timariote, so zieht der Sultan ein ganzes Jahr die Einkünfte von seinem Lehn, muß es aber hernach dem Sohn eines Aga, eines Spahis oder andern türkischen Kriegers wieder ertheilen, oder irgend jemanden, der sich in einer Schlacht durch Bravour ausgezeichnet hat, der zuerst eine Schanze erstieg, in die feindlichen Redouten eindrang, eine Menge Ungläubiger erlegte, oder sie nöthigte, die Flucht zu ergreifen. Aber seit dem die Sultane die Ruhe des Seralls und die Vergnügungen des Harems, den Beschwerden des Krieges und den Gefahren der Schlacht vorziehen, seit dem durch niedrige Habsucht Stellen den

bis 100,000 Asper Einkünfte, und war ursprünglich verpflichtet, von jedem 500 Asper einen Reuter zu stellen, der aber besser bewaffnet und kostbarer ausgerüstet, als die Cavalleristen der Timarioten seyn mußte. Seitdem aber das türkische Geld schlechter geworden ist, hat sich das Contingent der Zaimits ebenfalls ansehnlich vermindert, und sie stellen höchstens von vier bis zwanzig Reuter. Le Brett. 1. S. 150.

Meistbietenden überlassen werden, womit man sonst Tapferkeit und Verdienste belohnte, sind diese Lehne meist in die Hände der Reichen und Intriguenmacher gekommen. Jetzt spornt den Muth des türkischen Soldaten nur die Hoffnung Beute zu erlangen, Gefangene zu machen, oder einiges Geld zu erhaschen, welches die Bassen denen austheilen, welche die meisten feindlichen Köpfe aus der Schlacht zurückbringen. Daher ist der weiland unerschrockene, muthige Muselmann, jetzt zu einen elenden Räuber oder blutdürstigen Mörder herabgesunken, und die ihren Feinden sonst so furchtbaren osmannischen Heere, sind ein Gegenstand des Mitleids und der Verachtung geworden. Das ganze große Reich würde längst aufgehört haben, wenn nicht einige europäische Mächte bey dessen fernern Existenz ihr Interesse fänden.

Jetzt erhält ein Aga bey seinen Lebzeiten sehr leicht die Erlaubniß, sein Lehn für seine Kinder zu erlangen, wenn er nur für die Wiederverleihung etwas weniger bezahlt, als dafür gewöhnlich beym Verkauf geboten wird. Versäumt er aber diese Gelegenheit, so muß sein Sohn es zu erkaufen suchen, oder dafür, wenn er mächtige Gönner hat, eben so viel bezahlen, als andere dafür geben wollten.

Die meisten Agas, der Kriegsbeschwerden ungewohnt, und durch lange Ruhe weichlich geworden, wissen sich dem Kriegsdienst unter mancherley Vorwand zu entziehen, und finden immer Bassen, die für Geld ihnen

die gesuchte Befreyung ertheilen. Zuweilen schicken sie einen Freywilligen an ihrer Stelle, oder wenn sie auch selber ins Feld ziehen, so finden sie doch immer Gründe, die Armee vor Ende des Feldzuges zu verlassen und zu ihren Wohnungen zurückzukehren.

Die eigentlichen Landleute oder Bauern sind frey und bezahlen nur den fünften oder siebenten Theil vom Ertrage ihrer Güter. Sie können auf diesen bauen was sie wollen, und der Aga darf sie nicht beunruhigen. Doch nur zu oft mißbraucht er seine Macht, seine Reichthümer und die Polizey, welche er in seinem Dorfe besorgt. Er zwingt, mit der Geißel in der Hand, die Landleute, daß sie seine Aecker unentgeldlich bestellen, und ihm ihre Produkte zu den niedrigsten Preisen überlassen müssen. Er bezahlt ihre Kopfsteuer gegen sehr hohe Interessen, und plagt auf tausendfältige Art, die Griechen, Armenier und Juden seines Dorfs. Seine eigenen Glaubensverwandten behandelt er besser, weil ihre Beschwerden leichter Gehör finden, und er gewiß abgesetzt, oder noch härter würde bestraft werden, wenn die türkischen Bauern, von einem Feind des Aga beschützt oder aufgehetzt, sich vereinigten und Gerechtigkeit verlangten.

Im türkischen Reiche sind noch zwey Arten disciplinirter Truppen, die Spahis und Janitscharen. Diese letztern sind in den Städten und auf dem platten Lande vertheilt; und meist angesessen und verheirathet. Sie treiben verschiedene Gewerbe, auch selbst den Landbau,

haben ihre eigenen Offiziere, und vereinigen sich auf dem ersten Befehl gerüstet und bewaffnet unter der Fahne ihres Bezirks.

Die Spahis sind älter, als die Janitscharen, bekommen einen höhern Sold, und man hält sie für Abkömmlinge wohlhabender Muselmänner. Sie fechten mit den Zaimets und Timarioten unter denselben Fahnen, und müßten eigentlich diesen in ihren Lehnen folgen, wenn man die Einrichtungen der ersten Sultane besser befolgte, oder das Nationalinteresse genauer beobachtete. Unter den ersten Sultanen waren die Spahis der Kern der türkischen Armeen. Unter den Waffen abgehärtet, und angespornt durch Hoffnung der Beute, durch Ruhm, Religionseifer und das Beyspiel des Sultans, war es gar nicht zu bewundern, daß Niemand ihren Waffen widerstehen konnte, und die Griechen durch Luxus und Reichthum geschwächt, und bloß mit Intriguen und theologischen Zänkereyen beschäftigt, besiegt und unterjocht wurden.

Unter Amurath I. suchte man unter den Kriegsgefangenen den fünften Mann aus, um unter dem Namen der Janitscharen ein neues Korps Infanterie zu errichten. Aber die vielen Kriege veranlaßten bald andere Einrichtungen, daß man ein Zehntel aller Christenkinder dieser neuen Miliz einverleibte, und so blieb es bis zur Regierung Amurath IV. Unter Solimann I. zählte man schon in Constantinopel hundert ein und sechzig Odas oder Kammern der Janitscharen, von denen jede

aus drey hundert bis fünf hundert Köpfen bestand. Jetzt nimmt man unter diese Infanterie bloß Mahomedaner auf, und sie ist durch alle türkischen Städte vertheilt. Diejenigen, welche sich unter dieses Korps aufnehmen lassen, bekommen täglichen Sold, und müssen sich auf Erfordern bey ihrer Fahne einfinden. In den großen Städten oder Festungen sind sie ordentlich in Kasernen einquartiert, und sie müssen patrouilliren und die Thore bewachen. Sie sind meistens beweibt, besitzen einiges Vermögen, und treiben verschiedene Gewerbe. Diese avanciren nicht und finden hinlängliche Mittel, sich des Dienstes zu entziehen, wenn sie in den Krieg gehen sollen.

Viele reichen Leute in den Städten, lassen sich unter die Janitscharen anwerben, bloß in der Absicht, um sicherer beschützt zu werden, und der Privilegien dieser Truppen zu genießen. Sie erhalten keinen Sold, und werden leicht für Geld von allen Kriegsdiensten befreyet.

Der Janitscharen Aga ist ihr Befehlshaber, er hält sich immer in Constantinopel auf, und besitzt große Macht und Ansehen, steht im Range aber unter dem Pacha. In den meisten Städten, wo sich Pachas von drey Roßschweifen aufhalten, befindet sich auch ein Janitscharen Aga, der das Commando über diese in der ganzen Provinz zerstreute Miliz führt. Er steht aber unter dem Pacha und muß dessen Befehlen gehorchen.

Verschiedene Regierungen durch machte religiöser Fanatismus und andere Ursachen die Janitscharen äußerst furchtbar. Mit Eifer und Freude griffen sie zu den Waffen, so oft Mahomets Fahne aufgesteckt ward, und man die Ungläubigen bekriegen wollte. Aber seitdem europäische Taktik solche Fortschritte gemacht hat, welche die unwissenden Türken bey ihren Heeren weder einführen konnten noch wollten, und alle Bande ihres Reichs erschlafft oder zerrissen sind, ist die kriegerische Hitze der Janitscharen erloschen. Sie sind jetzt nichts weiter, als ein unförmlicher Haufe von Handwerkern, Krämern, Bauern und Matrosen, ohne Zucht und Bravour, allezeit bereit wegzulaufen oder Meuterey gegen ihre Offiziere anzufangen.

Seit einiger Zeit hat man ein anderes Korps Infanterie von dreyßig tausend Mann, unter dem Namen Topchis oder Artilleristen errichtet. Sie liegen in der Hauptstadt und andern Theilen des Reichs zerstreut, bekommen einen mäßigen Sold und müssen auf die erste Ordre zusammen stoßen.

Außer diesen Truppen befinden sich noch bey den türkischen Heeren die Selictars, eine Art Reuter, weniger zahlreich, auch nicht durch das ganze Reich zerstreuet, als die Spahis, imgleichen die Delis oder Delibaches (Tollköpfe) eine Art freywilliger Reuterey im Dienst der Pachas. Die Delis, tapfer, entschlossen, unternehmend und immer bereit, die Befehle ihres Herrn bey den Streifereyen zu befolgen, die er beordert, und

ihn in seinen Erpressungen zu unterstützen. Sie begleiten ihren Herrn auf seinen Feldzügen, vertreten die Stelle der leichten Reuterey, fechten ohne alle Ordnung und Kriegszucht, halten die Flüchtigen auf oder führen sie wieder ins Gefecht zurück, und stürzen sich kühn in die feindlichen Reihen, so daß sie diese zuweilen in Verwirrung bringen und den Sieg entscheiden.

Fällt ein Pacha in Ungnade oder wird er abgesetzt, so verlieren seine Delibaches ihren Sold und bisherige Unterstützung, in diesem Fall begehen sie die grausamsten Räubereyen, sie vertheilen sich aufs Land, in die Dörfer und selbst in die Städte, stehlen wo sie etwas finden, brandschatzen und plündern die Karavanen, bis sie etwa von einem andern Pacha in Dienst genommen, oder durch ausgeschickte Truppen aus einander gejagt werden.

Der Wille des Sultans ist dennoch in dem am meisten despotischen Reiche in Europa durch Gesetze und Gewohnheiten eingeschränkt, welche er ohne Gefahr nicht übertreten darf. Als Nachfolger der Kalifen vereinigt er in seiner Person alle landesherrliche Gewalt. Er ist uneingeschränkter Souverain, Pabst und Oberhaupt der Kirche, er kann die Reichsgesetze nach Willkühr oder Laune einrichten und verändern, er bestimmt Taxen und Abgaben, wenn er sie nöthig findet, er vergiebt nach Belieben die hohen Staatsämter in der Kirche, bey den Finanzen, der Rechtspflege und der Armee, er ist Herr über Leben und Eigenthum aller seiner Beamten,

und die von ihm Gehalt ziehen, dennoch würde er unüberwindliche Schwierigkeiten antreffen, wenn er die Grundgesetze, welche das heilige Buch des Propheten enthält, oder alte Gewohnheitsrechte, anzugreifen wagte. Muß er neue Abgaben einführen, so sorgt er dafür, daß sie dem Volke nicht zu schwer fallen, das immer zum Aufstande geneigt ist, den Kopf des Veziers verlangt, selbst den Sultan absetzen und die größten Ausschweifungen begehen kann. Er beobachtet gewöhnlich bey Anstellung der Oberrichter ihren bisherigen Rang und ihre Dienstzeit, weil er das angesehene und mächtige Korps der Ulemas zu beleidigen, und aufzubringen fürchtet. Auch kann er rechtmäßig keinen seiner Unterthanen, die nicht in seinen Diensten stehen, ohne vorhergegangenen Prozeß, und ohne richterliche Entscheidung seiner Güter berauben, oder ihm das Leben nehmen.

Die Fälle sind indeß nicht selten, daß der Großherr, sein Vezier, der Capudan-Pacha oder Pachas von drey Roßschweifen, Privatpersonen ohne weitern Prozeß haben hinrichten lassen, allein dies geschieht nicht ohne die größte Gefahr, und man hat Beyspiele genug, daß Sultane und ihre Veziere wegen schreyender Ungerechtigkeiten oder Bedrückungen ermordet oder abgesetzt wurden. Die Beschwerden des Volks haben oft den Sultan genöthigt, seiner eigenen Sicherheit einen Minister, einen Günstling aufzuopfern, dessen Verbrechen bloß darin bestanden, daß er den Willen seines Herrn unbedingt oder aus blinder Ergebenheit erfüllte.

Die Gegenwart des Landesherrn, eine größere Aufklärung, getheiltes Ansehen und eben so Gunst und Gewalten, lassen den Despotismus in Constantinopel weniger fühlen, oder er ist hier nicht so schrecklich oder zerstörend, als in den Provinzen. Denn der Sultan wacht über seine Minister, und das vereinigte Volk lehnt sich gegen seine Unterdrücker auf, weil es immer bey einem rechtschaffenen, eifersüchtigen oder ehrgeizigen Großen Schutz findet. Aber ein Pacha ist in seiner Provinz zu entfernt von der Aufsicht des Sultans, und als Befehlshaber aller Truppen mit fast uneingeschränkter Macht versehen, er findet daher in den Gerichtshöfen, bey den reichsten und angesehensten Einwohnern, auch in den Volksbewegungen nicht Widerstand genug, um innerhalb der vorgeschriebenen Grenzen seiner Pflicht zu bleiben.

Ein kühner, tapferer und angesehener Pacha bringt es bald dahin, daß die Richter, die Gesetze bey seinen Erpressungen schweigen, die guten Absichten des Divan nicht zur Ausführung kommen, und das Volk vor einen solchen Tyrannen zittert. Alsdann sind seine Gewaltthätigkeiten und Ungerechtigkeiten grenzenlos, vorzüglich wenn er im Divan Freunde und Gönner hat, und er eine hinlängliche Anzahl Delibaches unterhalten kann, die seine Befehle ungesäumt vollstrecken, und ihn im Fall eines Angriffs beschützen können. Erregen aber seine Ungerechtigkeiten allgemeine Gährung, so sucht der Pacha diese dadurch zu stillen, daß er den Vollstrecker seiner Befehle Preis giebt, ihn entfernt oder so-

gar tödten läßt. Die Christen leiden bey solchen Bedrückungen am meisten, weil ihre Klagen selten bis zur Schwelle des Throns gelangen. Die Griechen, Armenier und Juden bilden zwar besondere Gemeinheiten, deren Vorsteher sich zuweilen gegen den Pacha vereinigen, um dessen Bestrafung oder Absetzung zu bewirken, aber gemeinhin sind ihre Bemühungen vergeblich, und ihre Lage wird ärger, als sie vorher gewesen ist.

Seit einiger Zeit hat sich die Straflosigkeit der Bassen so sehr gemehrt, daß die meisten viel mehr Truppen halten, als sie mit den Einkünften ihres Paschaliks besolden können, je mehr Soldaten sie also auf den Beinen haben, desto ärger sind ihre Gewaltthätigkeiten. Durch Bestechungen haben sie alle Aemter und Bedienungen ihrer Provinz in ihrer Person vereinigt. Sie lassen sich jährlich in ihrem Paschalik bestätigen, und einige haben nach und nach solche Reichthümer, und solche Gewalt erlangt, daß der Sultan sie weder absetzen noch auf andere Art bestrafen kann. Allein diese verwirrte, zügellose Verfassung muß endlich ihr Ende erreichen. Die Einwohner des platten Landes, durch Taxen ausgesogen und in beständiger Lebensgefahr, verlassen ihre Felder, die ihnen nicht mehr den nöthigen Unterhalt reichen. Sie begeben sich nach den großen Städten, um dort Ruhe zu finden, die ihnen ihre Hütten nicht geben konnten, und sich mit ihrer Familie zu nähren, welches beym Feldbau nicht möglich war. Indessen fordert der Pacha die bisherigen Abgaben von den zurückgebliebenen, und zwingt diese für die Ausge-

wanderten zu bezahlen, daher diese auch bald den erstern nachfolgen müssen, und das ganze Dorf am Ende leer steht. Man findet auch in jedem Theile des türkischen Reichs in einiger Entfernung von der Hauptstadt nichts anders, als die vollkommenste Wüsteney, ausgedehnte Ebenen ohne allen Anbau, verfallene Hütten und zerstörte Dörfer ohne Einwohner *).

Es ist kein Wunder, daß die Befehlshaber in den Provinzen die türkischen Unterthanen auf alle mögliche Art aussaugen, weil sie ihre Stellen aufs theuerste bezahlen und mit Geld aufwiegen müssen, wenn sie solche länger behalten wollen. Zwar hat wahrscheinlich das Mißtrauen die Gewohnheit ein-

*) Zu diesem allgemeinem Gemälde des innern Verfalls und der steigenden Entvölkerung des türkischen Reichs, liefert Eton im siebenten Abschnitt seines oben angeführten Werks, die überzeugendsten Beweise. Auf dem Caravanenwege zwischen Constantinopel und Angora berechnet er vierzig Dörfer, wovon jetzt keine Spur mehr vorhanden ist. Auf einer andern Straße, welche nach Smirna führt, sind bloß seit 1768 zweyhundert Dorfschaften eingegangen und von ihren Einwohnern verlassen worden. In den Städten vermindern sich die Einwohner auf gleiche Art. Aleppo unter andern, das in der Mitte des vorigen Jahrhunderts 230,000 Einwohner hatte, zählt jetzt kaum funfzigtausend. Ganze Straßen und Marktplätze stehen leer. In der Nachbarschaft dieser Stadt liegen vierzig große Dorfschaften in Ruinen, welche vor sechzig Jahren sämmtlich bewohnt waren.

geführt, daß jedes wichtige Amt nur auf ein Jahr vergeben wird, und der Sultan nicht gern von dieser Regel abweicht, wenn er dazu im Stande ist. Allein durch Geld, Kühnheit und Gönner erhält der ungerechteste, habsüchtigste Pacha, wenn er seine Stelle etwa verlassen muß, eine einträglichere Provinz und die Würde der drey Roßschweife noch dazu. Jetzt sucht er sich in seinem Posten festzusetzen, verhindert alle Klagen die über seine Aufführung nach Constantinopel gelangen könnten, und erfüllt bloß sein Versprechen, indem er prompt die vorher bedungenen Summen einsendet. Glückt es ihm hingegen, wie den Bassen von Scutari, Bagdad, Jerusalem und andern, sein Gouvernement zu erweitern, oder seine Einkünfte so zu verbessern, daß er eine kleine Armee aufbringen und besolden kann, so muß der Sultan ihn gelinde behandeln, ihn jährlich in seiner Würde bestätigen, und bloß den Schein der Oberherrschaft zu erhalten suchen. Zwar bedient sich der Sultan unter diesen Umständen seiner beyden mächtigen Hülfsmittel, der List und der Nachsicht. Insgeheim und unter mancherley Vorwand werden sodann einige Capidgis nach einer solchen Provinz versandt. Ist der Pacha nicht auf seiner Hut oder mistrauisch, einen jeden von seiner Person zu entfernen, der ihm verdächtig scheint, so empfängt er den tödtlichen Streich, der Capidgi zeigt hierauf den großherrlichen Befehl, welchen alle Umstehende ehrerbietigst küssen, und zum Zeichen der Unterwürfigkeit aufs Haupt legen.

Der völlige Ruin einzelner Provinzen wird nur durch die Ayams verhindert, welches Wort im Arabischen Auge bedeutet. Ihre Pflicht ist, für die Sicherheit und das Vermögen der Privatpersonen zu wachen, Ordnung und Ruhe an ihrem Orte zu erhalten, sich dem ungerechten Verfahren der Pachas und den Ausschweifungen der Soldaten zu widersetzen und die Abgaben gehörig zu vertheilen. Gewöhnlich ernennt das Volk zu diesen Stellen die redlichsten, tugendhaftesten Personen. In den großen Städten sind mehrere Ayams, und einer ist gewöhnlich über verschiedene Dorfschaften bestellt. Für ihre Bemühungen haben sie keine andere Belohnung, als die verdiente Achtung ihrer Mitbürger und die Zufriedenheit, welche ein edler Mann genießt, wenn er andern nützlich gewesen ist.

Die Ayams berufen die Rechtsgelehrten und andere angesehene Einwohner ihres Orts, in ihrem Divan, um wichtige Angelegenheiten zu verhandeln, die Vorstellungen abzufassen, welche man dem Pacha übergeben, und die Beschwerden zu überlegen, welche man gegen ihn bey der Pforte einreichen will. Sehr viel trägt noch zur Sicherheit solcher Einwohner bey, die nicht zum Militär gehören, oder nicht im Dienst des Sultans stehen, daß sie vom Kaufmann bis zum geringsten Handwerker, zu irgend einer Gilde oder Innung gehören, deren Vorsteher die Gerechtsame des Ganzen oder eines jeden Mitgliedes vertheidigen müssen. Wird ein Fleischer oder ein Obstverkäufer von ir-

gend einem Mächtigen angegriffen, so lassen die Vorsteher die Sache an den Richter gelangen. Sie erscheinen persönlich vor ihm, um dem Unterdrückten beyzustehen, zeigen, daß der Beklagte so und so lange in seinem Quartier wohne, sich stets exemplarisch betragen habe, ein braver Muselmann, guter Vater und Gatte sey, und sind beym Zeugenverhör zugegen. Finden sie, daß der Beklagte wirklich schuldig ist, so treten sie ab, und überlassen ihn der Strenge der Gesetze. Halten sie ihn aber unschuldig, so vertheidigen sie ihn mit Muth, berufen die ganze Innung, um sich für ihn zu verwenden, und zwingen den Gegner, seiner Klage zu entsagen. Doch auf dem platten Lande findet diese Fürsprache nicht immer statt. Der Landmann kann sich zwar an seine Ayams oder den Kiaja des Dorfs wenden, den die Einwohner aus ihren Mitteln wählen, der alle Gemeinangelegenheiten, Geldsachen rc. besorgt, und sein Amt unentgeldlich verwaltet. Man beschuldigt diese Kiajas zwar mit Recht, daß sie sich mit den Bassen einverstehen, deren Expressungen begünstigen, und sich gewöhnlich auf Kosten derer bereichern, die sie vertheidigen und beschützen sollten.

Die Christen und Juden leben zwar auch in ähnlichen Verbindungen, und ihre Vorsteher ermangeln nicht ihre Klagen laut werden zu lassen, aber gemeinhin müssen sie die Abhelfung ihrer Beschwerden mit Geld erkaufen, wenn nicht ein Gesandter, ein europäischer Consul, oder ein mächtiger Türke sich der Be-

drängten annimmt. Diese Unglücklichen sind im ganzen Reiche die Kühe, welche die Türken allezeit melken, wenn sie ihrer bedürfen.

Achtzehnter Abschnitt.

Vom Großvezier, dem Divan der Pforte und dessen Gliedern. Von den Kodjakians und Vakufs.

Der Großvezier oder Vezier-Azem hat mit dem Mufti gleichen Rang, allein seine Gewalt ist weit größer und ausgedehnter. Er ist Stellvertreter des Sultans, in dessen Namen er regiert und dessen Siegel er verwahrt, er besitzt die höchste executive Gewalt, und kann allen besoldeten Staatsdienern den Kopf abschlagen lassen, wenn sie sich seinem Willen widersetzen, seiner Regierung Hindernisse in den Weg legen, seine Befehle nicht befolgen, oder nicht nach seiner Idee ausführen. Der Vezier hat das Commando der Armee, verwaltet die Finanzen und besetzt die vornehmsten Civil- und Militärbedienungen. Alles ist ihm unterworfen oder untergeordnet, die Auslegung der Gesetze ausgenommen, welche für die Ulemas gehört.

Aber je mächtiger auch der Großvezier ist, desto mehr Verantwortlichkeit hat er auf sich. Er ist sowohl

dem Grossultan als dem Volke für die Ungerechtigkeiten die er begeht, verantwortlich, als für die unglücklichen Folgen seiner Regierung, und die Betriegereyen, welche er nicht verhindern oder bestrafen kann. Ihm werden unerwartete Theurung der Lebensmittel, zu häufige Feuersbrünste in der Hauptstadt und die Niederlagen der Armeen zur Last gelegt. Das stets über seinem Haupte hängende Schwerdt trifft ihn, er mag dem Volke mißfallen oder es dem Sultan nicht recht machen.

Insgeheim von denen angegriffen, die seinen Platz zu füllen wünschen, mit ihm unzufrieden, oder wegen ihrer Dienste unbelohnt geblieben sind, überall von Fallstricken umgeben, und das beständige Ziel aller Mißvergnügten, ist es äußerst selten, daß ein Großvezier in seinem Posten alt wird, er müßte denn die schwere Kunst verstehen, sich den Großen furchtbar, bey dem Volke beliebt, und dem Sultan unentbehrlich zu machen. Allein, wie viele Veziere hat die Intrigue ihrer Stellen entsetzt, oder gar hingerichtet, und der Sultan seiner eigenen Sicherheit wegen aufgeopfert. Aber auch wie viele Veziere haben durch ihre Unwissenheit den Verfall des Reichs und ihren eigenen Fall beschleunigt.

Die übrigen Staatsminister, welche sich mit dem Großvezier besprechen und von ihm Befehle erhalten, wälzen alle Verantwortung ihrer Amtsführung wegen auf ihn, und seine eigenen Rathgeber können ihn nicht

retten, wenn sein Fall beschlossen ist. Er kann freylich ihre Rathschläge annehmen oder verwerfen, aber nachher werden von ihm keine Entschuldigungsgründe weiter angenommen. Ihm hat der Großherr alle Gewalt übergeben, und ihm muß er von seinem Verfahren Rechenschaft ablegen.

Gesetze und Gewohnheiten schränken den Großvezier gleich dem Sultan und den Pachas ein, eigenmächtig diejenigen hinrichten zu lassen, welche in Reichsbedienungen stehen. Will er einem von den Großen den Kopf abschlagen lassen, so muß er dazu eine vom Sultan eigenhändig unterschriebene Ordre haben; und will er auf diese Art mit einer Militärperson verfahren, so ist dazu die Einwilligung des Befehlshabers erforderlich.

Der Großvezier durchwandert zuweilen verkleidet, von einigen Offizianten und einem Scharfrichter begleitet, die Straßen von Constantinopel, um für Ruhe und Ordnung zu wachen, die Beschaffenheit der Lebensmittel zu untersuchen, und dahin zu sehen, daß richtige Maaß und Gewichte gebraucht werden, und diejenigen, welche die Vertheilung der Lebensmittel besorgen, keinen Unterschleif machen. Er verhaftet und bestraft die Schuldigen auf der Stelle. Läßt den Hökern die Bastonnade geben, welche schlechte Waaren verkaufen, und belegt grobe oder wiederholte Vergehen mit Lebensstrafe. Bey Feuersbrünsten läßt er den Dieb, der auf der That ertappt wird, enthaupten. In die

sem Fall hat aber das Gesetz schon bestimmt, daß dergleichen Verbrechen mit Todesstrafe belegt werden sollen. Er muß die Klagen der Privatpersonen anhören und ihnen Recht sprechen. Zuweilen mißbraucht er zwar seine Gewalt, läßt sich von treulosen Rathgebern durch Haß, Rache oder Geldgierde zu willkührlichen Handlungen verleiten, aber wehe ihm, wenn seine Ungerechtigkeiten keine Grenzen kennen; alsdenn tritt ihn das Volk mit Füßen, wenn der Sultan nicht zur rechten Zeit Gerechtigkeit ausübt.

An der Spitze der Armeen, und außer den Augen des Sultans, ist die Gewalt des Großveziers zuweilen von den Fesseln befreyt, die ihn in der Hauptstadt umgeben. Hier muß er die größte Strenge zeigen. Denn die Türken, von Natur wild und aufrührisch, können nur durch Todesstrafen in Ordnung gehalten werden. Wenn nicht von Zeit zu Zeit die Köpfe der Meutemacher, Räuber und Meuchelmörder fallen, so löst sich die ganze Armee in zerstreute Banden von Straßenräubern auf, welche mit gleicher Begierde die Provinzen des Sultans, als die feindlichen Länder verheeren.

Die Kadileskirs oder ordentlichen Richter der türkischen Truppen, ziehen nicht mit ins Feld, außer wenn der Sultan in Person den Oberbefehl führt, ernennen aber an ihrer Stelle einen Molla, wenn der Vezier oder ein Pacha das Commando hat. Bey jedem Vergehen erfolgt nach vorhergegangener Untersuchung

die Todesstrafe, und die richterliche Sentenz ist eine bloße Formalität.

Der Großvezier giebt in der Hauptstadt etliche Tage in der Woche öffentliche Audienz, hört die Klagen der Einwohner an, empfängt oder verwirft ihre Vorstellungen, und läßt sie gegen einander ihre Streitigkeiten vor den beyden Kadileskirs, dem Stambol-effendi und den Mollas der Vorstädte ausmachen, und gestrafte Justiz pflegen. Aber er entscheidet eigentlich nicht, außer in Polizeysachen, oder wenn die Kläger und Beklagten Staatsdiener sind. Der Großvezier vollstreckt nur die Urtheile, wie die Pachas in den Provinzen.

Uebernimmt der Großvezier das Kommando der Armee, so ernennt der Sultan in seiner Abwesenheit einen Kaïmakan, der seine Geschäfte besorgen muß. Er hat dieselbe Gewalt, alle Rechte des Großveziers, aber nicht dessen Einkünfte. Sein Gehalt ist bestimmt, und alle Sporteln gehören dem Großvezier, welche der Kaïmakan ihm ordentlich berechnen muß. Zu dieser Stelle wird gewöhnlich ein Pacha von drey Roßschweifen ernannt.

Sultan Selim III. hat in der bisherigen Reichsverfassung eine große Veränderung gemacht, und einem besondern Rath alle Angelegenheiten von Wichtigkeit und die Ausfertigung aller neuen Verordnungen übertragen. Auf diese Art ist sowohl die Macht, als die Verantwortlichkeit des Großveziers geschwächt worden,

Staatsunfälle und allgemeine Landplagen werden ihm nicht mehr zur Last gelegt, und wenn gleich die Vezierwürde immer ein unsicherer, wankender Posten bleibt, so ist er jetzt nicht mehr mit so viel Gefahren verbunden, als ehemals.

Der Divan des Großveziers bestand ehedem aus sechs andern Vezieren oder Pachas von drey Roßschweifen, welche wegen ihrer Weisheit und Kenntnisse in Ansehen standen. Der Vezier fragte sie um Rath, wenn er es für gut fand. Zu dieser Versammlung gehörten auch der Mufti und die beyden Kadileskirs, wenn Gesetze erklärt oder ausgelegt werden sollten.

Bald nach seiner Throngelangung errichtete Selim einen Rath von zwölf der angesehensten Personen. Der Vezier und der Mufti sind die Präsidenten desselben, und die zehn übrigen Glieder sind folgende Reichsbeamte.

Erstlich der Kiaja-Bey. Dieser ist der eigentliche Stellvertreter des Großveziers, und wenn dieser stirbt, verwaltet er dessen Aemter. Alle Geschäfte gehen durch seine Hände, ehe sie an den Vezier gelangen, alle Befehle der hohen Pforte, werden von ihm zur Ausübung gebracht, und er wird auf dem Vorschlag des Veziers vom Großherrn ernannt. Er wird gewöhnlich, wenn der Vezier in Ungnade fällt, mit darin verwickelt, verliert auch wohl mit ihm das Leben und alsdann ist sein Vermögen der größten Gefahr ausgesetzt. Er hat

keinen militärischen Rang, aber wegen der Wichtigkeit und Menge seiner Geschäfte, kann man ihn als den zweyten Civilbeamten ansehen. Ist der Sultan mit ihm zufrieden, so erhebt er ihn zum Großvezier oder Pacha von drey Roßschweifen, es ist aber selten, daß ihm nur als Pacha von zwey Roßschweifen die Regierung einer Provinz übergeben wird.

Der zweyte Staatsrath ist der Reys-effendi, oder der türkische Staatssekretär, Großkanzler und Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Er unterzeichnet alle Befehle der Pforte, bis auf diejenigen, welche die Finanzen und die Kriegsmacht betreffen. Er unterhandelt mit den fremden Gesandten in Constantinopel, und besorgt die innere Staatsverwaltung, aber er kann nichts ohne Mitwissen des Großveziers vornehmen, und muß dessen Befehlen folgen.

Nach dem Reys-effendi folgt der Tefterdar-effendi oder Finanzminister. An ihm werden die Gelder für verkaufte Aemter gezahlt, oder was die Zaims und Timarioten für ihre Lehen erlegen müssen. Er hebt die Kopfsteuer der Juden und Christen ein, den Ertrag der verpachteten Domainen, imgleichen die Zölle. Unter ihm stehen eine Menge Bureaux, welche die verschiedenen Einkünfte des Sultans in Empfang nehmen, oder die von der Pforte befohlenen Zahlungen besorgen. Zu einem jedem dieser Bureaux gehört ein Direktor und mehrere Gehülfen, die aus den Kodiakians oder Schrei-

bern und Kopisten genommen werden, wie unten gezeigt werden soll.

Man muß diesen Minister nicht mit dem Khasnévekili oder dem schwarzen Verschnittenen verwechseln, welcher Aufsicht über die Privatkasse des Sultans führt. In diese fließen die konfiscirten Schätze und Erbschaften der Großen und werden zur Unterhaltung des Serails angewandt, desgleichen die Geschenke, Kostbarkeiten und Kleinodien, welche der Sultan von fremden Mächten oder aus seinen Eroberungen erhält. Die erbeuteten Fahnen rc. stehen unter seiner Aufsicht. Noch hat der Sultan einen andern geheimen Schatz, den der Khasnadar Aga, einer von seinen Pagen, verwaltet. Dieser vermehrt sich durch Ersparunge der Sultane, den Vortheilen von der Münze, und einigen Konfiscationen.

Die Stelle eines Tchelébi-effendi war sonst nicht vorhanden, und sie ward nur unter der gegenwärtigen Regierung, bey Gelegenheit der neuen Abgaben, vom Wein, Lebensmitteln und andern Artikeln, wie Wolle, Baumwolle rc. errichtet. Der Ertrag dieser Imposten, Nizamdjedit genannt, ist den neuerrichteten Artilleristen und Füselierkorps angewiesen, auch wird derselbe zu Erbauung der neuen Kasernen, zu den Gewehrfabriken und Kanonengießereyen verwandt. Der Tchelébi-effendi ist der Generaleinnehmer dieser Taxen, auch ihm die Verwendung derselben aufgetragen.

Der Tersana-emini ist der Minister der Marine, und der Tchiaux-bachi der Staatssekretär. An diesen muß man sich wenden, wenn man den Großvezier sehen oder in seinen Divan will vorgelassen werden. Unter ihm stehen zwey Tesker edjis, die alle Schreiben, Klagen und Verantwortungen der Partheyen annehmen, und sie nach dem Befehl des Großveziers entscheiden.

Der Capudan Pacha und der Kiaja der Sultanin Valide, werden auch zu den außerordentlichen Versammlungen berufen. Ob sie gleich nicht ordentliche Mitglieder jenes Collegiums sind, haben sie doch großen Einfluß in alle wichtigen Geschäfte, der erste wegen des Kredits in dem er bey Kaiser Selim steht, und der andere wegen des Vertrauens das die Sultanin Valide auf ihn gesetzt hat. Er ist ein armer Candiote, aber ein geistvoller geschickter Mann.

Selim, bloß mit nützlichen Einrichtungen, Verbesserungen und Abänderungen beschäftigt, welche die kritische Lage des Reichs nothwendig machte, in welcher er dasselbe bey seiner Thronbesteigung fand, durfte an der Ausführung seiner Plane nicht verzweifeln, weil er dabey die mächtigsten und aufgeklärtesten Großen zu Rathe zog. Eben so mußten ihm alle Neuerungen gelingen, die er einzuführen dachte, und alle seine wohlthätigen Anordnungen große Veränderungen bewirken. Konnte er glauben, indem er das willkührliche Verfahren einschränkte, die Hinrichtungen verminderte, die tyrannische, fast unbegränzte Gewalt des Großveziers

schwächte, alle Regierungsangelegenheiten von seinem geheimen Rath prüfen und beurtheilen ließ, und kein Gesetz ausgehen ließ, welches nicht von der Mehrheit dieser Versammlung gebilligt war, konnte er glauben, daß dem unerachtet Verbrechen häufiger begangen, die Ehrsucht kühner Rebellionen schwerer gedämpft, und die Räuberhorden zahlreicher werden würden, oder daß sich der Einfluß fremder Mächte in seinem Divan vermehren, und alle seine getroffenen heilsamen Maasregeln schwächen oder vernichten würde?

Allein eben dieser Divan, oder das neuerrichtete Ministerium besteht aus Personen, die einander zuwider oder eifersüchtig aufeinander sind, und sich mehr mit ihrem eigenen Vortheil, als dem Wohl des Staats beschäftigen. Wenn diese Rathgeber mitten in der Gefahr unthätig sind, oder gar einen entgegengesetzten Weg einschlagen, als den sie wählen sollten, so muß man eher glauben, daß sie sich mehr bestreben, des Sultans Absichten zu hintertreiben, als solche zu befördern. Seit der Einrichtung dieses Staatsraths verschlimmert sich der Zustand des türkischen Reichs immer mehr, und es nähert sich einer völligen Auflösung. Die Finanzen sind erschöpft, ein Aufrührer droht einen Fremden auf den Thron zu setzen, und erwartet dazu vielleicht nur den Augenblick, daß das Volk gestimmt ist, einer so außerordentlichen Revolution die Hand zu bieten.

Die Kodjaklans, Abschreiber oder Leute von der Feder, bilden in der Hauptstadt eine zahlreiche, gelehrte

und geachtete Korporation. Sie stehen in der Mitte zwischen dem Militär und den Rechtsgelehrten, und ihr Ansehen ist gestiegen, seitdem die Ulemas weniger in Ehren gehalten werden, der Divan größtentheils aus Kodjakians besteht, und ihnen Lehne, militärische Würden und ganze Provinzen überlassen werden.

Unter dem Namen Kodja begreift man alle Minister, alle Personen, welche bey den verschiedenen Collegien, bey den Zöllen, den Moscheen ꝛc. angestellt sind, alle Secretäre, alle Schullehrer, kurz alle Schreiber vom untersten Kiatib der Bücher abschreibt oder Bittschriften, Klagen und dergleichen aufsetzt, bis zum Reiseffendi, welcher das Haupt dieser Leute ist, zu denen auch noch diejenigen gerechnet werden, die ihre Muttersprache rein und richtig schreiben.

Das Abschreiben der Bücher, vorzüglich des Korans, ist die Pflanzschule dieser Leute, und ihre Anzahl in der Hauptstadt ausnehmend groß. Junge unbemittelte Leute, die diesen Weg einschlagen wollen, schreiben, so bald sie die Schule verlassen haben, Bücher ab und verkaufen sie, hierauf fangen sie an Bittschriften und andere schriftliche Aufsätze für andere zu entwerfen. So bald sie hierin geübt genug sind, lassen sie sich bey den Gerichten oder andern Collegien anstellen, und erlangen durch Gönner, gute Aufführung, Fleiß und vorzüglich durch Geld mit der Zeit die angesehensten Ehrenämter.

Die Türken verdanken den Kodjas eine Menge geschätzter Bücher, in persischer und arabischer Sprache und in allen Theilen der Wissenschaften, auch findet man unter ihnen die gelehrtesten und gewandtesten Männer. Die Furcht, dieser großen Menge ihren Hauptnahrungszweig zu entreißen, der Widerstand aller mächtigen Kodjas in den verschiedenen Departements; die Abneigung türkischer Rechtsgelehrten, den Koran und andere Religionsbücher drucken zu lassen, auch der Abscheu gegen alles was aus fremden, vorzüglich christlichen Ländern kommt, haben es bisher verhindert, daß die Buchdruckerey unter ihnen bisher so geringe Fortschritte gemacht hat.

Man theilt die türkischen Schreiber in zwey Classen, in Kodjas und Effendis. Die letztern haben einen höhern Rang, und diesen Titel führen solche Personen, welche die höchsten Stellen bekleiden. Man beehrt auch die Mollas und die Imans bey den Moscheen mit dem Namen Effendi. Eigentlich dient er zur Unterscheidung der Rechtsgelehrten und Abschreiber von Militärpersonen, welche dagegen den Titel Aga und Bej führen. Obgleich die Kodjas nicht zu den Kriegsbeschwerden erzogen sind, so erhalten sie doch häufig Kriegslehen, so wie Minister, andere hohe Civilbeamten, Pachas von zwey oder drey Roßschweifen werden, ohne die Truppen ihrer Provinz anführen zu können. Aber da man in der Türkey nur darauf sieht, ob ein Amt irgend jemanden ansteht, als ob sich der Bewerber auch für das Amt schickt, so strebt jeder Effendi nach irgend einer erledig-

ten einträglichen Stelle, wenn sie dabey nur einen höhern Rang erhalten, ihre Macht erweitern und Reichthümer erwerben können. Die Verachtung, welche ihnen die Kriegsleute beweisen, und die Spottreden, welche sie sich in ihrer Gegenwart erlauben, hält sie keinesweges ab nach Würden zu streben, denen sie nicht vorstehen können.

Die Verwaltung der geistlichen Vermächtnisse oder der Vakufs (Vakfs) beschäftigt eine Menge Kodjas, und dies sind einträgliche und ehrenvolle Stellen. Aberglaube, Religionseifer, noch mehr das tyrannische Gesetz, den Nachlaß der Staatsdiener zum Besten des Sultans zu konfisciren, haben einen beträchtlichen Theil des Privateigenthums in Vakufs verwandelt. Ohne die großen Ländereyen zu berühren, welche zur Bestreitung der Kosten des Gottesdienstes vermacht sind, oder die Dörfer, Städte und Distrikte zu nennen, welche den Moscheen gehören, hinterlassen sehr viel Privatpersonen, ihr ganzes Vermögen oder einen Theil desselben, diesen türkischen Tempeln. Dazu werden sie aber mehr aus Interesse, als religiösen Absichten verleitet. Denn sie vermachen einer Moschee ihren Nachlaß und bedingen sich dabey eine bestimmte Summe aus, welche ihnen die Moschee jährlich zahlen muß, oder sie erlegen derselben jährlich etwas gewisses, so daß bey weitem der größte Theil der Erbschaft den rechtmäßigen Erben zufällt, und die Moschee dann erst zum völligen Besitz der ganzen Erbschaft gelangt, wenn die Erben ausgestorben sind. Dergleichen Vermächtnisse haben aber

keinen andern Zweck, als dem Sultan die Erbschaft zu entziehen, und wenigstens einen Theil seines Vermögens seinen Kindern zu hinterlassen. Bisher hat der Großherr die Legate in Ehren gehalten, allein da über kurz oder lang die Erben aussterben und die Verlassenschaft zuletzt doch der Moschee anheim fällt, so müssen endlich die Moscheen und religiösen Anstalten zum Besitz aller liegenden Gründe gelangen, wenn nicht etwa das Gesetz einmal diese Vermächtnisse einschränkt, oder die Regierung zu ihrem Vortheil an sich zieht.

Ohne Bestellung eines Mutavelli oder Administrators, und eines Nazirs oder Aufsehers, finden dergleichen Verfügungen nicht statt. Der erste muß das Geld nach dem Willen des Testators verwenden, und der andre die Rechnung darüber nachsehen und abnehmen. Aber in einem Lande, wo so leicht Niemand dem Hange widersteht, sich Gelder zuzueignen, die ihm nicht gehören, so vereinigen sich beyde leicht, so viel davon für sich zu behalten, als sie nur können, anstatt die milde Stiftung unter die Armen zu vertheilen, Ersparungen zu machen oder das Kapital zu vermehren.

Um zu verhindern, daß dergleichen Vermächtnisse nicht von gierigen fremden Administratoren verschlungen werden, bestellen viele Türken dazu ihre nächsten Verwandten. Sie müssen aber wenigstens zwey Drittel ihres Vermögens in Vakuf verwandeln, sonst laufen sie Gefahr, daß die Regierung, welche gar wohl bemerkt,

man suche ihr auf diese Weise eine Erbschaft zu entziehen, solche in Beschlag nimmt, und zum Nachtheil der Moschee an sich reißt.

Neunzehnter Abschnitt.

Ausfuhrhandel. Lebensmittel. Brenn- und Bauholz.

Das wenige Vertrauen, welches eine oft ungerechte Regierung einflößt, die geringe Sicherheit des Privatvermögens, die Gewißheit, sein Geld zu verlieren, wenn der Schuldner in Staatsdiensten stirbt, oder wegen wirklicher oder angedichteter Vergehungen hingerichtet wird, die Tyrannen der großen Gewalthaber, die Bestechlichkeit der Gerichtshöfe und die unzählige Menge falscher Zeugen, verbreiten ein solches Mißtrauen über alle türkische Handelsgeschäfte, daß Niemand sein Geld, als gegen übermäßige Zinsen verborgt, und Waaren nur zu den höchsten Preisen auf Kredit verkauft. Häufig findet kein Verkehr dieser Art statt, wofern nicht der Gläubiger außer dem durch ein Pfand gesichert ist, daß den Werth der verliehenen Summe, oder der auf Kredit verkauften Waaren weit übersteigt. Wegen des Risico sind daher die Geldzinsen sehr gestiegen. Europäer bezahlen gewöhnlich acht bis zehn proCent, türkische, griechische, armenische und jüdische Kaufleute,

funfzehn bis zwanzig, und Türken, die in Diensten des Sultans stehen, dreyßig, vierzig bis funfzig proCent. Andere Partikulier borgen wohl gegen fünf und zwanzig bis dreyßig proCent, aber in den Städten müssen sie noch ein Unterpfand lassen.

Deßwegen aber sind Treue und Glauben nicht ganz aus dem türkischen Reiche verbannt. Die fremden Kaufleute wissen, daß der Landmann sein gegebenes Versprechen pünktlich erfüllt, der Geschäftsmann ein Sklave seiner Worte ist, und der Kaufmann äußerst selten Zahlung verweigert. Da bloße Rechtschaffenheit die Triebfeder der ersten ist, so suchen dagegen die andern ihren Kredit unbefleckt zu erhalten, um ihre Geschäfte zu erweitern und ihre Unternehmungen zu erleichtern.

Mit den Pachas aber und allen übrigen Großen, muß man nicht anders als gegen baares Geld handeln, weil sie gewöhnlich ihre Gewalt mißbrauchen.

Bloß der Regierung, welche auf einer unterdrückenden Religion gegründet ist, muß man dergleichen Betriegereyen, Tyranneyen und Laster zuschreiben. Die Griechen, Armenier und Juden, des Bürgerrechts beraubt, von allen Aemtern und Bedienungen ausgeschlossen, als fremde Religionsverwandten verachtet, gezwungen ihren Kopf jährlich durch eine erniedrigende Steuer zu lösen, und in beständigender Furcht ihr Leben

und Vermögen zu verlieren, haben von Jugend auf gelernt sich zu verstellen, dem geringsten Angriff nachzugeben, und der Gewalt durch List auszuweichen.

Die Muselmänner hergegen, stolz auf ihre Uebermacht, insolent gegen ihre entwaffneten Sklaven, fanatisch, wild und ungerecht, aus Religionsgrundsätzen, würden, wie ihre Vorfahren, großmüthig und tapfer seyn, wenn sie ihre Sitten und Fanatismus erhalten hätten.

Das Gesetz, den Nachlaß aller derer einzuziehen, die vom Sultan Sold oder Gehalt ziehen, und den allgemeinen Namen Kuls oder Diener führen, erklärt alle diejenigen für Verbrecher oder straffällig, welche wegen ihrer Herkunft, Glücksfälle oder ihrer Betriebsamkeit Reichthümer besitzen. Dadurch werden alle Handelsunternehmungen gehemmt, Furcht und Besorgnisse vermehrt, und der Zinsfuß steigt zu der vorher beschriebenen Höhe.

Wenn wir einige indische Gegenden ausnehmen, so ist wohl in keinem Lande das Gold so gemein, als in der Türkey. Es ist überall im Umlauf, und jeder Reisende trägt mehr oder weniger Gold in seinem Gürtel. Fast eine jede Frau hat ihre Ketten, Halsbänder und andere Zierathen mit Zechinen geschmückt, und fast jedes Kind trägt etwas Gold auf dem Kopf. Aber das Gold, womit sich die türkischen Frauen zieren, ist dem

Handel auf immer entzogen. Denn der Mann, obgleich von seinen Gläubigern verfolgt, würde diesen Schatz nicht anrühren, und die Frau sieht zuweilen den Vater ihrer Kinder zur Bestrafung wegführen, ohne daran zu denken, das Gold zu seiner Befreyung herzugeben, das er ihr aus Schwäche oder aus Liebe schenkte.

Die Türkey ist indessen Ostindien für mehr empfangene Waaren beständig zinsbar. Das Gold, welches die Europäer jährlich den Türken wegen der großen Ausfuhr zahlen, geht größtentheils über das rothe Meer, den persischen Meerbusen und durch Persien selber nach Indien.

Die französischen Kaufleute haben oft Beschwerden geführt, daß sie bey allen Geschäften mit den Türken, sich der Juden und Armenier als Mittelspersonen bedienen müssen. Allein sie bedenken nicht, daß diese Unterhändler die Sprache und Sitten des Landes kennen, und sich in das kleinste Detail einlassen, welches für Europäer zu erniedrigend seyn würde. Würden sie wohl, wie die Juden und Armenier, ihr Geld unter die Landeinwohner zerstreuen, um den Gewinn ihrer Felder zu den niedrigsten Preisen einzukaufen. Würden sie wohl wie diese, ihr Geld zu so hohen wucherlichen Zinsen verborgen, oder die Schleichwege und Bestechungen bey den Pachas und türkischen Richtern wagen, um ihre Vorschüsse von schlechten Gläubigern wieder zu erhalten? Wenn man seinen Blick auf Marseille und die südlichen Häfen von Frankreich richtet,

wenn man die vielen Manufacturen betrachtet, welche dieser Handel in allen Theilen des Reichs beschäftigt, wie viel Hände er in Bewegung setzt, wie viel Schiffe und Matrosen dazu gebraucht werden, so überzeugt man sich leicht, welch eine unerschöpfliche Quelle des Reichthums dieser Handel für die Hauptstadt und ihre Kolonien war *). Nachdem wir endlich uns von dem convulsivischen Zustande befreyet haben, in wel-

*) Arnould, welcher in seiner lehrreichen Schrift: de la Balance du Commerce et des Relations exterieures de la France dans toutes les Parties de Globe. Paris 1791. 2. B. 8., die Geschichte und Beschaffenheit des französischen Handels überhaupt so darstellend beschrieb, hat den levantischen Handel, den Marseille fast ausschließlich treibt, ebenfalls gründlich untersucht. Nach ihm erhielt Frankreich von 1784 bis 1788 jährlich aus der Levante für 38,936,000 Livres, und versandte in eben diesem Zeitraum dahin 19,639000 Livres. Nach dieser Berechnung scheint Frankreich in diesem Handel zu verlieren. Allein die französischen Ausfuhrwaaren werden in der Levante zu viel höhern Preisen verkauft, als sie in Marseiller Verzeichnissen angegeben sind. Französische Seefahrer verdienen die Fracht der Aus- und Einfuhr, und außerdem noch ansehnliche Summen durch den weiter unten im 20sten Abschnitt beschriebenen Zwischenhandel. Ein beträchtlicher Theil der levantischen Einfuhr wird wieder an Fremde verkauft, welches wenigstens sechs Millionen Livres beträgt. Außerdem führt Frankreich aus der Levante für 27 Millionen Livres roher Produkte ein, welche eine Menge Fabriken in Bewegung setzen, so daß der Gewinn unläugbar auf Seiten der Franzosen ist. Eine genaue Specification aller zum levantischen Handel gehörenden, von Marseille aus einge-

chem sich Frankreich seit länger als zehn Jahren befand, so muß man hoffen, daß der levantische Handel, für uns sowohl, als den Türken gleich vortheilhaft, bald wieder seine alte Größe erreichen werde.

Vernachlässigten die Türken ihre eigenen Vortheile nicht, so müßte Constantinopel der erste und reichste Handelsplatz in der Welt seyn. An den Grenzen von Europa und Asien belegen, in der Mitte des mittelländischen und schwarzen Meeres, und von fruchtbaren Provinzen umgeben, würde Constantinopel die Hauptstadt eines großen Reichs, bald der allgemeine Stapelplatz aller Waaren und Produkte seyn, wenn dieser Ort einer civilisirten, fleißigen Nation gehörte. Asiatische Caravanen würden mit europäischen Schiffen ununterbrochen abwechseln, um allen Völkern die verschiedensten Produkte zuzuführen. Allein gegenwärtig ist dieser Handel sehr eingeschränkt. Die Einwohner sind bloß mit den Bedürfnissen der Stadt beschäftigt, das Land umher ist schlecht angebauet, und liefert keinen einzigen Ausfuhrartikel. Indessen sind die benachbarten Provinzen fruchtbar und ergiebig, sie versorgen die zahlreichen Einwohner der Hauptstadt mit allen Bedürfnissen, und Frankreich zieht aus ihnen so mancherley Produkte, daß die Türken damit die Hälfte der Waaren saldiren, welche Marseille ihnen zuschickt. Ein

führten Waaren, kann man in Girtanners historischen Nachrichten über die französische Revolution, Th. 1. S. 35. rc. nachsehen.

Theil dieser Produkte wird aus Constantinopel selber ausgeführt, und das übrige versenden Rodosto, Mundania, die Dardanellen und der Hafen Enos.

Hier rede ich nur von den Artikeln der Ausfuhr, weil es meine Absicht ist, die nützlichsten natürlichen Produkte der Länder darzustellen, die von mir bereiset sind, und die Waaren anzugeben, welche den europäischen Handel in Bewegung setzen. Am Ende dieser Reise werde ich eine Uebersicht der französischen Einfuhr nach der Levante geben, und in einem andern Werke, die völlig unbekannten oder noch nicht hinlänglich bekannten Gegenstände der Naturgeschichte beschreiben.

Wolle.

Der vornehmste Ausfuhrartikel von Constantinopel ist die Wolle, und zugleich der zweyte der ganzen levantischen Ausfuhr. In gewöhnlichen Jahren schätzt man den Werth der von Constantinopel und den vorher genannten Städten nach Marseille versandten Wolle, auf 1500,000 Livres, sie steigt bisweilen aber auf zwey Millionen. Sie kömmt vorzüglich aus den Provinzen, welche am Canal, dem Meere von Marmora und dem Hellespont belegen sind, auch von Romelien, Bulgarien, Bessarabien und den südlichen Küsten des schwarzen Meeres. Die Fleischbänke der Hauptstadt liefern ebenfalls eine beträchtliche Menge. Man hat im türkischen Reiche zwey Gattungen von Schaafen, die sogenannten Fettschwänze, und die mit dem gewöhnlichen Schwanz.

Die erstern sind größer, haben aber nur mittelmäßige Wolle, und der Fettschwanz wiegt zuweilen über zehn Pfund. Die beste Wolle liefern die gewöhnlichen bulgarischen und bessarabischen Schaafe. Sie geht über Varna nach Constantinopel, oder über Adrianopel nach Enos. Die Wolle aus Bosnien wird von allen levantischen Sorten für die feinste gehalten. Sie wird auf Pferden und Mauleseln nach Spalatro, Zara und Ragusa gebracht, und von dort nach Venedig verschifft. Die Wolle aus der Wallachey und dem nördlichen Servien wird meist nach Deutschland verkauft. Fast alle türkische Wolle ist von mittelmäßiger oder ganz schlechter Beschaffenheit, und taugt zu feinen einfarbigen Tüchern nicht. Wenn sie aber sortirt und mit spanischer oder Wolle von Roussillon vermengt ist, weben die Fabrikanten von Languedoc daraus Londrins von der ersten und zweyten Sorte *), welche Marseille nach allen Handelsstädten der Levante in großer Menge versendet.

Kameelhaar. (Laines de Chevron.)

In den kalten Gegenden von Klein-Asien und Persien haben die Kameele des Winters einen Ueberfluß

*) Diesen Namen führen eine Art leichter, bald grober, bald feiner Tücher, die in der Levante stark getragen werden, ursprünglich in London verfertigt, aber von den Franzosen nachgemacht wurden, so daß England diese Einfuhr größtentheils verloren hat. Marseille pflegte von diesen Londrins 47,000 Stück jährlich auszuführen.

von feiner seidenartigen Wolle, welche sie zu Anfange des Frühlings wieder verlieren. Im Handel nennt man sie sehr uneigentlich Ziegenwolle. Die beste kömmt von Persien, durch die Caravanen von Erivan, Tiflis und Tocat. Man hat davon dreyerley Gattungen, schwarze, rothe und graue. Die schwarze ist die theuerste, und der Preis der grauen beträgt halb soviel, als der rothen.

Sie wird jährlich von Aleppo, Smirna und Constantinopel nach Marseille versandt. Constantinopel liefert achtzig bis hundert Ballen, von etwa dreyhundert Pfunden. Die beyden andern Städte exportiren eine größere Quantität. Kameelhaar wird besonders in Hutmanufakturen verbraucht, und alle Nationen, welche nach der Levante schiffen, versehen sich damit, doch geht das Meiste nach Frankreich. Die Engländer erhandeln in Smirna nur eine geringe Quantität von den schwarzen Haaren. Man muß das Kameelhaar nicht mit einer langen, seidenartigen und sehr feinen Wolle verwechseln, welche Persien liefert. Diese kömmt von einer Ziege, welche in den Gebirgen von Persien sehr häufig ist, und von der ich weiter unten reden werde.

Angorische Ziegenhaare.

Auf den Hügeln und Bergen in der Nachbarschaft von Angora, einer Stadt im nördlichen Theil von Klein-Asien, weidet eine Ziegenart, die kleiner, als

die unsrige ist. Sie hat herabhängende Ohren, kurze Füße und langes, weißes, sehr feines Haar. Dieses kämmen die Einwohner ab, spinnen es sehr fein, und verarbeiten es vorzüglich zu den Zeugen, welche man unter dem Namen Serge, Kamelotte und Shauls von Angora kennt. Die Franzosen haben in Angora verschiedene Comptoirs, dieses Garn einzukaufen. Seit einiger Zeit kömmt das Meiste über Smirna, doch erhält Marseille immer einige Ballen von Constantinopel *).

Außer dem angorischen Ziegenhaar kennt man im Handel auch das von Beibazar, welcher Ort funfzehn

*) Die Angora oder Kämelziege gedeihet am besten in einer Strecke von 50 Stunden, von Osten nach Westen, von Angora, und 10 Stunden von Süden gegen Norden. Ihr Haar wird nach der Weiße und Feinheit am meisten geschätzt. Die Ziegen werden einmal im Jahre, nämlich im April geschoren, und das Haar sogleich von Weibern gesponnen. Vor dem Kriege galt die Oke von dem gröbsten Garn, in Marseille anderthalb bis fünf türkische Piaster, und des feinern 30 bis 60 Piaster. Alles Garn das auf der Stelle über 10 Piaster die Oke kostet, ist auszuführen verboten. Sonst ward mehr von den gröbern Sorten ausgeführt, nämlich alle Jahre wohl 4000 Ballen, jede zu 50 Oken, welche meist nach Marseille gingen. In Angora selbst werden aus den feinern Haaren Kamelotte von sehr verschiedenen Preisen verfertigt, von 20 — 30, von 50 bis 80, ja von 100 — 200 Piaster das Stück. Die jährliche Fabrikation steigt auf 40,000 Stück, die bloß im türkischen Reiche verkauft werden.

bis zwanzig Meilen westwärts auf dem Wege nach Prusa liegt. Es ist aber nicht so fein, biegsam, oder so leicht zu verarbeiten, als das angorische, dagegen aber weißer, weil die Einwohner von Beibazar ihr Haar, ehe es gesponnen wird, mit Seife waschen.

Die angorische Ziege, hat in Rücksicht der feinen Haare, große Aehnlichkeit mit denen von Kerman und Caschemir. Sie halten sich mit einander in hohen Gegenden auf, welche des Winters kalt und des Sommers sehr warm sind. Sie werden alle sorgfältig von ihren Schäfern gepflegt, oft gekämmt und gewaschen.

Baumwolle.

Weder bey Constantinopel, noch an den Küsten des schwarzen Meeres, wird der zu kalten Witterung halber, Baumwolle gebauet. Diese Pflanze gedeihet nur an der westlichen und südlichen Seite des Meers von Marmora, oder der Nachbarschaft des Hellesponts. Baumwolle ist die in der Levante am meisten vorhandene Waare, und Frankreich erhandelt davon den größten Theil. Die Kaufleute von Constantinopel versenden über Gallipoli, die Dardanellen und Enos, etwa hundert und funfzig Ballen, 125,000 Livres an Werth.

Baumwolle weiß gesponnen, oder in Adrianopel roth gefärbt, wird nicht in beträchtlicher Menge oder nur für etwa 40,000 Livres ausgeführt. Dagegen

versendet Smirna bloß nach Marseille, für zwey Millionen Livres, weißes und roth gefärbtes Baumwollengarn, und für 5,400,000 Livres rohe Baumwolle. Die andern levantischen Handelsörter exportiren bald mehr, bald weniger von dieser Waare.

Sonst war das rothe oder türkische Garn von Adrianopel, in großen Ruf, aber seit einiger Zeit hat das von Larissa in Macedonien, aus der Gegend von Smirna und einigen andern Städten im Innern von Klein-Asien, den Vorzug erhalten. Seit einiger Zeit versteht man auch in Frankreich, der Baumwolle eine eben so schöne und dauerhafte Farbe, als in der Türkey zu geben *). Rothes Baumwollengarn aus Griechenland, geht gar nicht nach Frankreich. Dieses wird über das adriatische Meer nach Venedig und Trieste, und von hier weiter nach Deutschland versandt.

Büffelhäute.

Büffel sind im Orient sehr häufig. Man braucht sie zum Feldbau, als Zugvieh, die Mühlen zu treiben, und das Wasser aus den Brunnen zu schöpfen. Sie sind stärker, als Ochsen, und von weit allgemeinern

*) Beaujour hat bereits in seiner Schilderung des Handels von Griechenland, III. Abschnitt S. 92., ausführlich gezeigt, daß man in Frankreich das türkische Rothfärben sehr gut nachgeahmt hat. Er hat dort zugleich das ganze Verfahren der Türken, bey dieser Färberey beschrieben.

Gebrauch. Ob diese Thiere gleich wässerigte und sumpfigte Gegenden an den Ufern der Flüsse lieben, so gedeihen sie doch überall, und werden viel größer, als die Ochsen.

Ihr Fleisch ist nicht gut zu essen, es ist zäher, auch weniger saftig, als Rindfleisch, und schmeckt wegen des Muscusgeruchs sehr unangenehm. Die Morgenländer essen es äußerst selten, und geben dem Hammelfleisch den Vorzug, welches aber auch weit schmackhafter, als in unsern Ländern ist. Die Kühe geben viele und wohlschmeckende Milch, aber die Butter hat immer einen widrigen Geschmack, woran man sich jedoch mit der Zeit gewöhnt.

Das Büffelleder ist dicker und fester, als das vom Rindvieh, eine Haut wiegt von achtzig bis hundert Pfunde und darüber. Aus Romelien, Bulgarien, Bessarabien, der Moldau und Wallachey werden eine große Menge dieser Häute nach Constantinopel gebracht, aber aus Klein-Asien nur wenige. Die Häute von Stieren haben größern Werth, als die von den Kühen, weil sie dicker, stärker und schwerer sind. In Marseille werden jährlich fünf bis sechstausend eingeführt, wovon das Stück im Durchschnitt funfzehn Livres kostet. Ancona, Livorno und Messina erhalten ebenfalls eine ansehnliche Menge. Die nach Marseille und Ancona bestimmten Häute werden eingesalzen, dahingegen die nach den andern italienischen Häfen gehenden, vorher mit Valonia, einer Art Knoppern, gegerbt werden.

Die Büffelhäute, welche Marseille aus der Levante erhält, werden in Grasse, im Departement Var, mit Myrthen und andern Substanzen gegerbt. Diese sind sehr stark, haben eine grünlichte Farbe, und werden von den Landleuten zu Sätteln gebraucht, die dauerhafter, als die vom besten Rindsleder ausfallen.

Marseille erhält auch aus Constantinopel zwey bis dreytausend Ochsen und Kuhhäute, von geringen Werth, welche vom schwarzen Meere her kommen. Eine Ochsenhaut kostet nur anderthalb, und eine Kuhhaut einen Livre.

Büffelszungen.

Diese werden vorzüglich in Romelien geräuchert, und in Constantinopel in großer Menge verzehrt. Nach Marseille gehen jährlich sieben bis achthundert Stück und noch mehr nach Italien. Sie werden vorher gesalzen und hernach langsam geräuchert.

Hasenfelle.

Der Hase ist in Klein=Asien, Romelien und Bulgarien so häufig, daß man sie nur der Felle wegen schießt. Marseille erhält aus Adrianopel, Prusa und Constantinopel drey bis vierhundert Ballen, 4 bis 500,000 Livres an Werth. Der Zoll von den ausgeführten Waaren wird in der Levante von den Verkäufern erlegt. Da aber zu einem Ballen mehrere Perso=

nen ihre Hasenfelle hergegeben haben, so würde es für den Zollbeamten mühsam gewesen seyn, von einem jeden Interessenten seinen Antheil zu erhalten. Um daher allen Streitigkeiten und Beschwerden abzuhelfen, brachte es der französische Gesandte, St. Priest dahin, daß die Käufer den Ausgangszoll bezahlen müssen, welcher einen Para von jeder Oke beträgt.

Saffian.

Die berühmtesten levantischen Saffianfabriken befinden sich in Gallipoli, den Dardanellen und einigen Städten von Klein-Asien. Sie verarbeiten die Häute der Ziegen und Böcke, die man in der Hauptstadt oder in Klein-Asien und Romelien schlachtet. Sonst wird auch Saffian in allen türkischen Städten verfertigt, weil man so sehr viel davon verbraucht. Die Türken tragen an den Füßen nur Saffian. Die Schuhe oder Pantoffeln der Juden und Armenier sind von schwarzer und violetter, bey den Griechen aber von rother Farbe. Dieser letzten Farbe bedienen sich auch die Janitscharen und geringen Leute. Die reichen Türken und ihre Frauen tragen aber Schuhe von gelben Saffian. Diese Farbe ist den Juden und andern zinspflichtigen Unterthanen aufs strengste verboten. Nur diejenigen, welche bey den Gesandten und Consuln fremder Mächte in Diensten stehen, oder ihres Schutzes genießen, dürfen sich dieser privilegirten Farbe bedienen.

Man sagt, die Türken hätten das rothe Saffianfärben von den Algierern erlernt. Sie geben ihrem Leder eine schöne rothe Farbe, und nehmen dazu Krapp, Kermes und etwas Cochenille. Ihr gelber Saffian giebt dem rothen an Schönheit nichts nach, und man wählt dazu die besten Felle.

Von dem gewöhnlichen Saffian gilt ein Fell drittehalb Livres. Nach Frankreich gehen von Constantinopel jährlich zwölf bis funfzehnhundert Stück. Die andern Europäer erhandeln nur eine kleine Anzahl. Nach der Instruction, welche wir vor unserer Abreise erhielten, sollten wir uns bemühen, das Verfahren der Türken, beym Bereiten und Färben des Saffians zu erlernen, wir boten auch Geld, um hinter dieses Geheimniß zu kommen, allein wir fanden überall unter den Türken ungewöhnlichen Widerstand. Wir haben verschiedene Mal diese Fabriken besucht, aber ohne zu erfahren, ob die Güte der Felle oder ihre Behandlung, die Schönheit des türkischen Saffians bewirkt. Wir haben nur gesehen, daß sie zum Saffian Kalk, Sumach, Galläpfel, Vallonie, Hundekoth, Färberröthe, Cochenille, Kermes, Granatenrinde, Kreuzbeeren gebrauchten, welche letztere von den Graines d'Avignon verschieden sind *).

*) Ebenderselbe Herr Beaujour ist während seines Aufenthalts in Thessalonich, glücklicher gewesen, das Geheimniß des türkischen Saffianfärbens zu erfahren, und er hat die Bereitung desselben, S. 93. ꝛc. der deutschen Uebersetzung Th. III. dieser Bibliothek, genau beschrieben.

Seide.

Vor den persischen Unruhen pflegten die Caravanen nach Constantinopel und Smirna sehr viel Seide aus Ghilan, Shirvan und Adirbeizan zu bringen. Diese ward hier von den Engländern und Franzosen eingehandelt, jetzt aber geht die Seide über das caspische Meer nach Rußland. Ein Theil davon geht wieder über die Ostsee nach England, wie ich künftig in der Schilderung des russisch-persischen Handels zeigen werde *).

Jetzt kennt man in Constantinopel keine andere Seide, als die von Brussa, Adrianopel und Bulgarien. Die erste ist die beste und in größter Menge vorhanden. Sie ist meistens weiß, sehr fein und geschmeidig. Damit werden die zahlreichen Fabriken der ersten Stadt, der Hauptstadt und der Insel Scio versehen, selbst Aleppo und Damascus kaufen diese Seide und dennoch

*) Die neuesten und zuverlässigsten Nachrichten vom russischen Handel nach Persien, den Astrakan über das caspische Meer treibt, hat Hr. Pallas, im ersten Theil seiner neuesten Reisen durch Caucasien und Taurien, gesammelt. Nach ihm bezahlt Rußland den Persern jährlich für 6 — 7000 Pud rohe Seide 855,000 Rubel. Daß Seide wieder über die Ostsee nach England ausgeführt werde, darüber enthalten die genauen Petersburger Zollregister, die ich von mehreren Jahren nachgesehen habe, nicht das mindeste, vielmehr wird persische Seide in den einheimischen Manufakturen verarbeitet.

werden jährlich für 2 bis 300,000 Livres mit europäischen Schiffen ausgeführt. Die Franzosen haben ein Handelshaus in Brussa, die Engländer schicken ihre Factore dahin, wenn sie Seide bedürfen, auch kommen Kaufleute aus Algier und Tunis in gleicher Absicht dorthin.

Die Nachbarschaft von Nicomedien, Nicäa, und die Gegend zwischen dem Olymp und dem Meer von Marmora, ist mit weißen Maulbeerbäumen ganz bedeckt, die mit Sorgfalt und Einsicht gepflegt werden. Man pflanzt meist Zwergbäume, um desto leichter die Blätter abpflücken zu können.

Die Seide von Adrianopel und Bulgarien ist ebenfalls meist von weißer Farbe, und kommt der von Brussa sehr nahe. Seit etlichen Jahren ist sie sehr häufig, vorzüglich seit dem viele Einwohner von Brussa dorthin gezogen sind, Maulbeerbäume verpflanzt, und den Seidenbau emporgebracht haben. Jenseits der Donau kömmt der Seidenbau nicht fort, aber in der Krim desto besser, daher kann man erwarten, daß diese fruchtbare Halbinsel unter einer aufgeklärten Regierung, Seide und Wein, nebst den mehresten europäischen Produkten hervorbringen werde.

Wachs.

Davon liefern die Küsten des schwarzen Meeres und der beyden Meerengen des türkischen Reichs, im-

gleichen, Romelien, Bulgarien, die Wallachey und Moldau eine solche Menge nach Constantinopel, daß die französischen Kaufleute allein jedes Jahr für 300,000 Livres Wachs von hier nach Marseille versenden, sehr viel geht auch nach Genua, Livorno und Venedig, imgleichen nach England und Holland. In den griechischen und armenischen Kirchen, von den Muselmännern zur Zeit ihres Ramadan, oder ihrer Fasten, wird auch sehr viel Wachs verbraucht. Aus dem innern von Klein-Asien geht das Wachs mit den Caravanen nach Aleppo und Smirna.

Buchsbaumholz.

Buchsbaum ist ebenfalls in großer Menge an der südlichen Küste des schwarzen Meeres vorhanden. Es kömmt auch von der kleinen Stadt Barthin an den Ufern des Keredusu (Parthenius), das beste aber aus der Nachbarschaft des kaukasischen Gebirgs. Die Schiffe, welche georgische, cirkassische und armenische Sklavinnen nach Constantinopel bringen, sind gewöhnlich auch damit befrachtet. Marseille erhält jährlich etwa für 12000 Livres von diesem Holze.

Kupfer.

Die Bergwerke bey Trebisonde, in der Nachbarschaft von Tokat (Neo-Cäsarea) und andern Gegenden von Klein-Asien, geben so ansehnliche Kupferaus-

beute, daß die Türken mit diesem Metall einen großen Theil der Waaren bezahlen können, welche sie aus Indien ziehen. Marseille erhält jährlich an Kupfer aus Constantinopel, Smirna und andern syrischen Häfen, für 12 bis 1300,000 Livres, auch geht etwas nach Italien. Die Türken verbrauchen selbst sehr viel Kupfer, sowohl für ihre Artillerie, als Küchen- und Hausgeräth. Ueberdem wird jährlich nach Marseille für 12000 Livres kupfernes Caffeegeschirr versandt, welches man in Trebisonde und der umliegenden Gegend verfertigt.

Operment.

Aus Klein-Asien wird auch viel Operment (Auripigmentum) ausgeführt. Diese mineralische Substanz, mit Bolus vermischt, dient bey den Türken dazu, um in den Bädern den Leib von allen Haaren zu befreyen. Marseille führt davon jährlich für 2000 Livres ein, aber nach Italien wird weit mehr versandt.

Hirschhorn.

Hirsche sind in den Wäldern nahe bey Constantinopel genug vorhanden. Die Hirschhornausfuhr ist nach Marseille so unbedeutend, daß der Werth derselben nur 200 Livres beträgt.

Pelzwerk.

Das beste Pelzwerk kömmt aus Rußland, auch etwas aus Cirkassien, Georgien, der Krim, Wallachey und überhaupt aus den nördlichen Ländern des schwarzen Meeres. Schwarze Fuchs- und Zobelpelze werden am meisten geschätzt. Die ersten stehen in so hohen Werth, daß Privatpersonen sie nicht kaufen können. Ein Zobelpelz kostet gemeinhin 3000 Livres. Frankreich verbraucht von diesem Artikel nicht viel, der auch nur seinen Fabriken schaden würde. Das wenige Pelzwerk, welches in Frankreich getragen wird, kömmt aus dem nördlichen Europa und Amerika. Daher aus der Levante nur für etwa 5000 Livres Marterschwänze (Zerdava) nach Marseille ausgeführt werden.

Pferdehaare.

Diese kommen meist aus Bessarabien und Bulgarien, nach Frankreich gehen jährlich etwa für 2000 Livres.

Galläpfel.

Die Eichenart, welche dieses Produkt hervorbringt, wächst zwar in der Nachbarschaft von Constantinopel, da aber Galläpfel und Knoppern (Valonia) vorzüglich aus Smirna, Aleppo und Cypern exportirt werden, so werde ich davon unten reden.

Getreide.

Die osmannische Regierung weiß so gut wie jede andere, wie gefährlich es ist, an dem ersten Bedürfniß Mangel zu leiden, daher verwendet sie alle Aufmerksamkeit auf die Verproviantirung der Hauptstadt, und opfert lieber Vortheile auf, um nur das Getreide im niedrigen Preise zu erhalten. Vor Selims Regierung galt die Oka nur drey Paras oder zwischen zehn und eilf Pfennige, seitdem aber die Regierung das Getreidemonopol an sich gerissen hat, verkauft sie die Oke zu fünf bis sechs Paras, worüber der gemeine Mann sehr aufgebracht ist.

Die Getreideprovinzen müssen der Hauptstadt auf ihre Kosten eine bestimmte Quantität Korn zuführen. Der Preis desselben oder ihre Bezahlung dafür, richtet sich nach der reichen oder mäßigen Ernte und andern Umständen.

Die Regierung schickt auch Kornhändler nach Volo, Thessalonich und andern Gegenden von Griechenland, mit ihrem Befehl versehen, der den Kornpreis festsetzt, imgleichen die Quantität, welche jeder Distrikt verkaufen muß. Dieß wird öffentlich in den Gerichtshöfen bekannt gemacht und jeder Landmann muß seinen Antheil abliefern. Er trägt aber die Magazin- und Transportkosten nicht, für diese steht der Aufkäufer der Regierung, dem sie dafür etwas gewisses bewilligt hat. Nämlich wenn er für den Kilo (Quilot) von zwey und

zwanzig Oken funfzig Asper bezahlt, so darf er dem Sultan 70 Asper anrechnen und auf diese Art nach dem höhern oder niedrigern Preise des Getreides. Die Kornhändler der Regierung erhalten das Geld immer im Voraus wenn sie Getreide auffaufen müssen.

Die Regierung verkauft den Beckern und Privatpersonen das Korn zu einem festgesetzten Preise und gewinnt bey diesem Monopol funfzig bis sechzig proCent. Man versichert, daß ihr dieser Handel jährlich zehntausend Beutel oder zehn Millionen Livres eintrage.

In Constantinopel wird dreyerley Art Brodt gebacken. Die erste heißt, pidé, fodola oder türkisches Brodt. Es ist sehr platt und schlecht ausgebacken, aber ziemlich weiß. Die andere Art Somun oder armenisches Brodt, ist höher, geründet, ganz schwarz, und noch schlechter ausgebacken, als die erste Gattung. Die dritte Art, Frangeole, ist klein, länglicht, und ungefähr von der Beschaffenheit, wie das Brodt in Frankreich. Die türkischen Becker nehmen zu dem ersten Brodt etwas Gerste, das zweyte ist ein Gemisch von Weizen, Rocken, Gerste und Hirse. Das Letzte, welches von europäischen Beckern gebacken wird, besteht selten bloß aus Weizen. Da sie ebenfalls schnell reich werden wollen, so mengen sie anderes Mehl darunter, weil sie wissen, daß diejenigen Fremden, die gutes Brodt essen wollen, doch das ihrige wählen werden, weil es weiß, gut ausgebacken und härter ist. Sie verkaufen die Oke von diesem Brodte, zu zehn, zwölf

bis vierzehn Paras. Da die Polizey annimmt, daß dieses sogenannte Franzbrodt, bloß für Ausländer gebacken wird, so bestimmt sie den Preis desselben nicht, sondern die Becker können es zu beliebigen Preisen verkaufen. Das Beste erhalten jedoch die fremden Abgesandten, weil diese Becker unter ihrem Schutze stehen.

Für das Serail des Großherrn wird noch eine vierte Art Brodt gebacken. Die Beschaffenheit desselben ist mir aber nicht bekannt. Es soll sehr weiß und gut seyn, aber mürber und weniger ausgebacken, als Francgeole. Auch Privatpersonen backen ihr eigen Brodt, bald besseres, bald schlechteres, als man von den Beckern erhält.

Das Getreide, welches Romelien, Bulgarien und die Gegenden an der Donau der Hauptstadt überlassen, hält man für das Beste im ganzen türkischen Reiche, auch steht das Korn der Krim, und welches von Taganrok eingeführt wird, in gutem Ruf. Korn von Volo, Thessalonich und Morea gehört zur zweyten Klasse, darauf folgt das von Cypern und Syrien, das egyptische aber wird für das schlechteste gehalten.

Obgleich die Kornausfuhr nach fremden Ländern verboten ist, so kann man doch in dem Canal der Dardanellen Getreide kaufen, welches von den westlichen und nördlichen Küsten des schwarzen Meeres versandt wird. Man kann auch Korn in Rodosto, Volo und

Enos, auch in Egypten, Syrien, Natolien, und hin und wieder in Morea erhandeln, man muß aber die Erlaubniß dazu bezahlen, auch gehörige Vorsichtsmaßregeln nehmen, um nicht die Einwohner und die hohe Pforte zu beleidigen.

Frankreich muß nicht vergessen, daß die Pforte, zu einer Zeit, wo die Republik von allen Seiten angegriffen, und mit einer Hungersnoth bedroht war, ihr verschiedene Schiffsladungen Getreide überließ, obgleich dasselbe in den türkischen Provinzen nicht überflüssig vorhanden war. Diese, der osmannischen Politik ganz zuwider laufende Erlaubniß beweist, so wohl die guten Gesinnungen der Pforte gegen Frankreich, als das kluge Betragen des französischen Agenten in Constantinopel.

Sonst erhält Constantinopel sehr viel Reis aus Philippopolis, der aber von geringerer Güte, als der egyptische ist. Auch Klein-Asien versendet Reis dahin, der beste aber kömmt von Damiette. Kirschen, Pflaumen, Birnen und Aepfel, werden täglich vom schwarzen Meere herbey geführt, imgleichen Kastanien und Nüsse. Ebendaher und von den Ufern des Meeres von Marmora werden Aprikosen, Pfirschen, Rosinen, Feigen, Melonen, Wassermelonen und andre Früchte, nebst Gartengewächsen hergeschafft. Die Insel Scio versieht die Hauptstadt mit Orangen, Citronen, Cedraten, Granatäpfeln, trockenen Pflaumen und eingemachten Rosen und Orangen, wovon im türkischen Reiche eine

gewaltige Consumtion ist; die besten Feigen kommen von Natolien, denn die von den griechischen Inseln sind zu trocken und von geringerer Güte, Smirna aber versendet die besten Rosinen.

Die Frucht vom Diospiros lotus wird in der Nachbarschaft von Constantinopel, Cerasunt und Sinope gezogen, und frisch gegessen, man macht auch daraus eine Marmelade, die mir nicht schmeckte, aber von den Morgenländern sehr geschätzt wird. Metelino versorgt die Hauptstadt mit eingesalzenen Oliven, welche nebst Caviar und gesalzenen Fischen ein Hauptgericht der Griechen, Armenier und Juden sind. Kichererbsen und Mahis werden als Mehl oder auch gebraten gegessen. Weiber und Kinder haben sie gewöhnlich geröstet in der Tasche.

Von allen Küsten des schwarzen Meeres werden Honig, Butter und Schmalz herbey geschafft, Honig kömmt auch aus Griechenland, den Inseln und Klein-Asien. Der Verbrauch ist sehr groß und die Pforte sorgt dafür, daß es nie daran fehlen darf. Metelino und Candien versendet sehr viel Oel, so wie Tenedos Wein zum Behuf der Europäer, Griechen und Armenier. Die Juden lassen den ihrigen bey Scutari und in der Nachbarschaft der Dardanellen keltern.

Die Mandeln, welche die Hauptstadt aus Natolien und Klein-Asien erhält, reichen für ihre Bedürfnisse nicht hin, und aus Frankreich werden daher viele

Mandeln eingeführt. Syrien und Natolien versenden gleichfalls viele Pinien, welche die Türken zu ihren Ragouts verbrauchen und daraus mit Zucker allerhand Leckerbissen verfertigen. Damascus liefert süße trockene Apricosen, welche man in Ragouts oder als Compots verbraucht. Egyptische Datteln und Pistacien von Aleppo sind zu theuer, um großen Absatz zu haben, die Letztern werden daher für die Frauen und Kinder der Reichen aufgespart. Von einigen weniger erheblichen Früchten sage ich nichts, wie von Mispeln, Cornelius-Kirschen, Eleagnus oder böhmischen Oliven, welche in der Nachbarschaft von Constantinopel und in Natolien gezogen werden.

Den besten levantischen Käse liefert Candien, nebst Bulgarien, die Wallachey und die Gegend um das Meer von Marmora. Er ist aber mehrentheils schlecht, weil von der Milch vorher die Sahne zur Butter abgenommen wird. Yuguet oder trockne saure Milch schmeckt den Fremden nicht. Es ist indessen eine gesunde Nahrung, woran man sich zuletzt gewöhnt, und mit Vergnügen verspeist. Diese Milch ist im Orient überflüssig zu haben.

Von den nördlichen Küsten des schwarzen Meeres wird der Hauptstadt eine gewaltige Menge Caviar und eingesalzener Fische zugeführt. Der Verbrauch des Caviars in der Hauptstadt und dem ganzen Reich ist ungeheuer. Er wird am meisten von den Griechen und Armeniern, während ihrer Fasten verzehrt. Auch die

Juden verbrauchen viel davon, weil es eine wohlfeile Speise ist. Die Einfuhr der gesalzenen Fische vom schwarzen Meer und der Gegend von Patras ist ebenfalls groß. Die Fische vom schwarzen Meere sind in Stücken geschnitten, gesalzen und hernach getrocknet, die andern ganz, getrocknet oder gesalzen in Fässer gepackt. Vortreffliche Fische (Mugil Cephalus) werden auch gesalzen vom Meerbusen Enos eingeführt.

Unter der Aufsicht der Pforte hat man noch in Constantinopel eine besondere Anstalt, worinn eine Menge Arbeiter arabischen Caffee brennen, und in großen marmornen Mörsern zerstoßen. Er wird hernach den Caffeeschenken und Krämern in größern und kleinern Quantitäten verkauft. Andere Privatpersonen können auch gegen eine kleine Abgabe ihren Caffee dort brennen und zerstampfen lassen, nur darf bey schwerer Strafe Moka-Caffee nicht mit westindischen vermengt werden, der zwar wohlfeiler ist, aber in geringern Rufe steht. Demungeachtet versendet Marseille allein jährlich für eine Million Livres nach der Hauptstadt. Dagegen wird in Bulgarien, Bessarabien und den Gegenden der Donau, der westindische Caffee dem arabischen vorgezogen, und erster geht über Constantinopel dorthin.

Die Karavellen des Großherrn führen jährlich über Alexandrien den Moka-Caffee ein. Zugleich kömmt aus Egypten sehr viel Zucker. Man zieht diesen dem westindischen vor, weil er wohlfeiler und süßer, aber nicht so gut rafinirt ist.

Alles Brenn- und Küchenholz, das man in den Fabriken und den vielen Bädern verbraucht, wird von den südlichen Küsten von Marmora, und den südöstlichen des schwarzen Meeres herbey geschafft. Gewöhnlich brennt man Eichenholz, indessen auch andere Holzarten. Aber desto mehr Kohlen werden aus diesen Gegenden gehohlt, weil die Türken kein Kaminfeuer kennen, sondern sich zum Erwärmen der vorher beschriebenen Tandurs und Mangals bedienen, wozu man nur Kohlen nöthig hat. Sie werden aus Eichen und Steineichen, auch aus Tannen und anderm Holze gebrannt.

Die vorher genannten Gegenden haben einen großen Ueberfluß an Buchen, Hagebuchen, Eichen, Eschen, Ulmen, Nuß, Kirschen und Birnbäumen, Fichten, Tannen, Platanen und Linden, sie können daher die Hauptstadt mit Tischler- und Zimmerholz reichlich versehen, ob man gleich die Häuser nur von Holz aufführt, und die vielen Feuersbrünste eine Menge Holz erfordern, die niedergebrannten Häuser wieder zu erbauen. Täglich sieht man eichene und tannene Balken, Schwellen von Eichen und Buchen, Planken von Kastanienholz für die Dächer, leichte Bretter von Tannen, Nußbaum, Platanen, Kirschen, Birnbaum und andern Holzarten für Fußböden, Decken und Tischlerarbeiten ferner Pumpenröhren und dergleichen einführen.

Von eben diesen Gegenden werden sehr viel Schiffholz für das Arsenal, imgleichen die trefflichsten Masten

eingeführt. Dieses erhält auch Schiffholz aus der Moldau, welches über Galaz nach Constantinopel gebracht wird. Polen und das südliche Rußland liefern eben dergleichen, und die französische Regierung machte vor der Revolution einige Versuche damit, welche gut ausfielen, ungeachtet des Geschreyes einiger Personen, deren Interesse es war, dieses Holz im Mißcredit zu bringen.

Sinope ist die Stadt des ottomannischen Reichs, in deren Nachbarschaft man alle Bedürfnisse für eine Flotte überflüssig haben kann, daher die dortigen Schiffswerfte beständige Arbeit haben. Eichen sind in der Nachbarschaft dieser Stadt in Menge vorhanden, ihr Holz zu Tischlerarbeiten vorzüglich geschickt, ist gleich brauchbar zum Schiffbau, und eben so gut als das Holz in unsern südlichen Departements.

Die Ausfuhr des für Kriegsschiffe tauglichen Holzes ist in Sinope bey schwerer Strafe verboten. Die Pforte hält hier einen Oberaufseher, der das Holz fällen, behauen und nach dem Arsenal schaffen läßt. Nur dasjenige was er verwirft oder nicht brauchen kann, dürfen Privatpersonen zu Kauffarthenschiffen benutzen.

Die südliche Küste des schwarzen Meeres erzeugt auch sehr viel Pech, Flachs und Hanf, womit die

Schiffswerfte von Sinope und Constantinopel versehen werden. Flachs und Hanf werden auch aus der Moldau und Wallachey hergeschafft.

Zwanzigster Abschnitt.

Von den Drogomannen, den Barattaren oder denen die unter dem Schutz der Gesandten stehen. Von den Heirathen der Kaufleute, den französischen Handwerkern in der Levante und der Karavane.

Die Drogomannen verdienen von Seiten der Regierung alle Aufmerksamkeit, weil auf ihre Kenntnisse und Rechtschaffenheit der Erfolg aller Unterhandlungen und der ihnen anvertrauten Geschäfte beruhet. Man hat sich lange mit ihnen beschäftigt, ohne den vorgesetzten Zweck zu erreichen. Man glaubte bisher, daß guter Unterricht alle übrigen Eigenschaften überwöge und daß zu einem guten Dollmetscher weiter nichts gehöre, als Verstand und Kenntniß der französischen, türkischen und arabischen Sprache. Man wählte vorzüglich junge Leute, die in der Türkey geboren waren, weil sie die morgenländischen Dialekte deutlicher aussprachen, auch sich überhaupt fertiger und richtiger ausdrücken konnten. Sie mußten hernach einige Zeit in Paris zubringen, um französisch und die Grundregeln der türkischen und ara-

bischen Sprache zu erlernen. Endlich endigten sie ihr Studium in einem Kapucinerkloster in Constantinopel, wurden hierauf in die levantischen Handelsplätze vertheilt, und diejenigen, welche von ihnen die meisten Fähigkeiten zeigten, bey der französischen Gesandtschaft angestellt.

Durch eine unüberdachte Nachsicht pflegte man die französischen Dollmetscher aus vier bis fünf Familien zu wählen, welche seit langer Zeit in der Levante wohnten. Diese Leute, in der Türkey von griechischen oder armenischen Müttern geboren, haben es während der Revolution bewiesen, wie wenig man ihnen und ihres gleichen trauen darf. Ob sie gleich den Franzosen ihre Erziehung und Beförderung verdankten, so traten sie dennoch in die Dienste unserer Feinde, und theilten ihnen die Kenntnisse mit, die sie bey uns erlangt hatten. Einige beschuldigt man sogar, daß sie die Kanzeleyen geplündert und wichtige Papiere entwendet hätten, kurz sie haben in dieser merkwürdigen Periode bewiesen, daß man künftig nur geborne Franzosen, als Drogomanns bey der Pforte bestellen müsse.

Man wird sich vielleicht wundern, daß ich einen in der Levante gebornen Europäer, gesellschaftlicher Tugenden weniger fähig, und zu Geschäften weniger geschickt halte, die Rechtschaffenheit und Ehre verlangen. Die Erfahrung hat uns zu häufig belehrt, daß ein im türkischen Reiche geborner und erzogener Dollmetscher sich kein Gewissen daraus macht, das Interesse einzelner

Privatpersonen oder fremder Höfe seinem eigenen Vortheile aufzuopfern. Man kann erweisen, daß der Gesandte oder fremde Kaufmann häufig den Fallstricken unterliegt, die ihm sein Drogomann stellt, ihn durch seine listigen Wendungen zum Stillschweigen bringt, oder ihn gar durch Geld, das er geschickt und zur rechten Zeit verwendet, ihn ganz für seine Absichten stimmt.

Was kann man aber auch von einem Mann erwarten, der Rechtschaffenheit und Erfüllung seiner Pflicht, bloß in Beobachtung äußerlicher Religionsceremonien setzt, der in einem Lande erzogen ist, wo man dem Herkommen gemäß, jeden Schritt, jeden Dienst bezahlen muß, wo Gerechtigkeit verkäuflich ist, der falsche Zeuge bezahlt, oder der Mörder sich loskaufen kann, kurz wo man ohne Bedenken, ohne Schaam und Gewissensbisse, den niederträchtigsten Handel treibt.

Die Gesandschaft in Constantinopel ist von der bey andern Höfen himmelweit verschieden. Bey diesen besorgt der Gesandte seine Geschäfte selber, kann seine Talente entwickeln, und alle Kräfte seines Geistes in Bewegung setzen. In Constantinopel hingegen hängt er ganz von seinem Drogomann ab. Ist dieser dumm oder ungeschickt, so erscheint der Gesandte bey der Pforte als ein Thor oder ganz gewöhnlicher Mann. Ist der Dollmetscher ein Betrieger, so wird der Gesandte bey aller Gelegenheit hinters Licht geführt, die klarste

deutlichste Sache nimmt eine verwickelte Wendung, täglich häufen sich Schwierigkeiten und der Geschäftsgang wird durch täglich neue Hindernisse verzögert, bis der Gesandte endlich bey dem ewigen Widerstande ermüdet, seinen Plan aufgiebt, und sich weiter in keine neuen einläßt.

In Marseille und nicht in Constantinopel müßten öffentliche Schulen für die griechische, türkische und arabische Sprache angelegt werden, damit junge für den levantischen Handel bestimmte Leute, Schiffer die dahin fahren wollen, diese Sprachen gründlich erlernen könnten, um nicht betrogen zu werden und ihre Geschäfte nach eigenen Gutdünken, und ohne alle Weitläuftigkeiten betreiben zu können.

Eine zweyte Schule, bloß für künftige Dollmetscher, müßte in Paris vorhanden seyn, wo man nur geborne Franzosen aufnähme. Hier würden sie in der gemeinen Volkssprache unterrichtet, aber auch zugleich in der türkischen, arabischen Büchersprache, deren man sich bey Hofe bedient, und in welcher Verordnungen der Regierung ausgefertigt werden.

Bey einem Aufenthalte von etlichen Jahren im türkischen Reiche und nach einer eben so langen Anstellung bey den Handelsagenten und Commissarien, würde der zum Dollmetscher bestimmte junge Mann gewiß die Aussprache und alle Wendungen der türkischen Sprache inne

haben, um entweder in der Hauptstadt oder den Handelsplätzen von Griechenland und Syrien gebraucht zu werden. Ueberhaupt schadet es nicht, die europäische Aussprache beyzubehalten, weil die Türken immer einen Europäer mit einiger Achtung behandeln, welche sie andern zu erweisen für unnöthig halten, die in der Türkey geboren sind, und von ihnen nur als verkleidete Sklaven angesehen werden.

Wenn die Dollmetscher zugleich als Pflanzschule für Handelsagenten in der Levante oder andere Geschäftsträger dienen könnten, so würde eine solche Anstalt die wichtigsten Vortheile gewähren. Diese Zöglinge würden mehr Eifer, Kenntnisse, Rechtschaffenheit und Zuneigung gegen das Mutterland beweisen, die Handelsgeschäfte würden besser betrieben und schneller beendigt seyn, wenn die dazu gebrauchten Personen die Landessprache inne hätten, und durch lange Erfahrung die Muselmänner oder überhaupt die Unterthanen genau hätten kennen lernen.

Vor allen aber müßte man von der Pforte zu erlangen suchen, daß die französischen Dollmetscher in europäischer Kleidung und einer besondern Uniform öffentlich erscheinen dürften, und von dem bisherigen Ceremoniel befreyet würden. Denn so lange der Drogomann sich für einen Pacha oder bloßen Schreiber der Pforte demüthigen muß, so lange er gezwungen ist, den Stock zu fürchten, für seinen Kopf zu zittern, oder

den Zipfel des Rocks der türkischen Beamten zu küssen, wie kann er die in der Levante so nöthige Festigkeit des Characters, eine eigene Meinung und Furchtlosigkeit behalten. Gewöhnliche Geschäfte, oder die von keiner Wichtigkeit sind, kann man wie bisher den eingebornen Dollmetschern überlassen; nur muß man diese durch die Schutzfreyheit (Barat) in Ordnung zu halten suchen, und ein solches Privilegium mit Vorsicht ertheilen.

Ich rede hier nicht von den Griechen und Juden, die einen Barat von irgend einem Gesandten erkaufen, um türkische Stiefeln tragen, oder nur drey proCent Zoll erlegen zu dürfen, und dadurch ihr Leben und Vermögen dem Schutz einer europäischen Macht überlassen. Es scheint mir unedel und unpolitisch, daß Gesandte für einen hohen Preis, Leuten ihren Schutz verkaufen, die sehr oft ihren Kredit untergraben, ihnen viele Zeit rauben, und dem europäischen Handel mancherley Nachtheile verursachen.

Die Barats müssen umsonst ertheilt werden, vorzüglich solchen Leuten, die sich ganz den Handelsgeschäften widmen, die keine mühsame, unangenehme Arbeit scheuen, und die arm und ohne Kredit, die besten Unterhändler der fremden Kaufleute mit den Eingebornen sind. Weil sie für den Schutz nichts bezahlt haben, kann man ihnen diesen nach Befinden der Umstände wieder nehmen, wenn sie sich schlecht betragen,

um ihnen die Vortheile zu entziehen, welche mit dem Barat verbunden sind.

Eine lange Erfahrung hatte die französische Regierung belehrt, daß es weise wäre, den Kaufleuten und Handelsagenten die Heirathen mit Griechinnen oder andern morgenländischen Christinnen zu untersagen. Dieses Gesetz, welches Gunst und Empfehlungen bisweilen durchlöcherten, muß in seiner alten Kraft wieder hergestellt werden, weil das Wohl des Staats und Handelsvortheile solches verlangen. Dies Gesetz ist desto nothwendiger, weil im türkischen Reiche die Kinder, welche aus der Ehe der Europäer mit Griechinnen und andern Unterthanen des Kaisers erzeuget werden, dem Sultan das Kopfgeld bezahlen müssen, oder als zinspflichtige Rajas behandelt werden.

Ausserdem daß eine in der Levante geborne Frau orientalische Indolenz, der Besorgung ihrer Wirthschaft vorzieht, und in Putz, Juwelen und andern Frivolitäten große Summen verschwendet, so zeigt sie weder Anhänglichkeit noch Erkenntlichkeit gegen den, welchem sie Ruhe und Wohlstand verdankt. Nach dem Beyspiel der türkischen Weiber verhindert sie vielmehr, wenn er etwas ersparen will, damit er an die Rückkehr in sein Vaterland nicht denken kann. Der Mann, der seine Gattin nie dahin bringt, ihm in seine Heimat zu folgen, dem Sofa, warmen Bädern und andern von Jugend auf gewohnten Bequemlichkeiten zu entsagen,

nimmt allmählig die Landessitten an. Er wird träge, das Alter nähert sich und fordert ihn der Tod ab, so ist seine Familie für das Vaterland verloren. Eben diese Familie würde dasselbe ganz vergessen, wenn Eigennutz sie nicht antriebe unter demselben Schutz zu leben, den der Vater oder Ehemann bisher genossen hatte.

Die bisherigen Dollmetscher aber durften heirathen, weil man sie als solche betrachtete, die ihr Vaterland auf immer verlassen hatten, dahingegen der Kaufmann, nach einer Abwesenheit von zwölf bis zwanzig Jahren, wieder nach Frankreich zurück kommen, und dort seinen Erwerb verzehren mußte, welchen ein verständiger ökonomischer Mann gewöhnlich mitzubringen pflegte. Sonst wurden junge Leute von funfzehn bis zwanzig Jahren aus Frankreich, zu Erlernung des Handels, den in der Levante etablirten Handelshäusern zugeschickt, die im fünf und zwanzigsten Jahre Buchhalter waren. In zehn Jahren konnten sie nun so viel verdienen, daß sie nach Frankreich zurückkehren und sich dort verheirathen konnten.

Ich war sehr verwundert, in den meisten levantischen Handelsplätzen so viele französische Handwerker zu treffen, welche dorthin europäische Kunst verpflanzt haben und unter dem Schutz des Gesandten, oder der übrigen Handelsagenten von ihren Arbeiten leben, ohne alle Abgaben zu bezahlen. Wären diese Künstler und Manufacturisten ausgewandert, um ein Vermögen außer Landes zu erwerben, und damit wieder heim zu kehren,

oder fügten sie nicht dem Handel und der Industrie ihres Vaterlandes beträchtlichen Schaden zu, daß sie unter den Türken bisher unbekannte Manufacturen anlegen, und ihnen Anleitung geben, manche Artikel, welche sie sonst aus Frankreich zogen, selber zu verfertigen, so verdienten sie, daß ihnen jeder Gesandte alle Freyheiten der Handelsleute ertheilte.

Allein sie haben mit diesen achtungswerthen Ausgewanderten keine Aehnlichkeit, die sich fern von ihrem Vaterlande einer beschwerlichen Arbeit unterziehen, ihre besten Jahre unter Barbaren zubringen, und sich dem Schwerdt der Mörder, Feuersbrünsten, der Pest und andern Krankheiten aussetzen. Diese haben bloß die Absicht einen vortheilhaften Tauschhandel zwischen Frankreich und den Ländern des Sultans zu unterhalten, welcher die französischen Manufacturen in Bewegung setzt, die Volksmenge vermehrt, eine große Anzahl Matrosen bildet, an einigen Orten Ueberfluß, überall aber Wohlstand verbreitet.

Der französische Handwerker hat in der Levante nur eine traurige Existenz. Sein Gewinn ist geringe und selten gelingt es ihm durch anhaltende Arbeit und strenge Sparsamkeit so viel zu erwerben, um sein Vaterland wieder zu sehen. Zuweilen geräth er in Schenken und andere schlechte Häuser und kann alle Franzosen in Constantinopel und andern Handelsplätzen in die größte Gefahr setzen, wenn er sich im Trunk oder in der Hitze vergehen sollte. Ein solcher müßte, seines eigenen

Vortheils wegen, nach Frankreich zurück geschickt werden, außer wenn man dessen längern Aufenthalt in der Levante dem Vaterlande nützlich findet. Sollte er sich weigern abzureisen, so müßte man ihm den Schutz entziehen, welchen er auf keine Weise verdient.

Die Unwissenheit der Morgenländer in der Schiffahrtskunde, und die Furcht vor malthesischen Korsaren, haben die Türken schon seit langer Zeit dahin gebracht, sich zu ihrem Zwischenhandel venetianischer, ragusischer und französischer Fahrzeuge zu bedienen. Sie befrachteten auch Landesschiffe, aber dies waren immer griechische, die von den Erzbischöfen von Naxos und Syra einen Freypaß erhalten hatten.

Die Franzosen haben immer eine Menge Fahrzeuge beschäftigt, um Waaren von einem Orte der Levante nach dem andern zu transportiren, und dabey eine gute Fracht zu verdienen. Dieser Zwischenhandel war in Frankreich unter dem Namen der Karavane bekannt, eine practische Schule für Seefahrer, und eine Quelle beträchtlicher Reichthümer für einige Städte der alten Provence. Die Seeleute dieser Provinzen kannten die levantischen Gewässer am besten, beendigten ihre Fahrten sehr geschwinde und brachten den Kaufleuten große Vortheile. Die Schiffahrt der Venetianer und Raguser war langsam, ängstlich und mit großen Gefahren verbunden, weil ihre Schiffe häufig scheiterten, wenn sie beym geringsten Anschein der Gefahr in einen Hafen einlaufen oder eine sichere Rhede aufsuchen wollten.

Außer dem Frachtgewinn, den diejenigen unter sich theilten, welche auf ihre Kosten Fahrzeuge erbauet und ausgerüstet hatten, fehlte es dem Kapitain nie an Gelegenheit, sich zu bereichern, so bald er thätig, verständig und sparsam war. Selbst Matrosen gewannen außer ihrem Gehalt sehr viel an den kleinen Packeten, die sie aus Marseille mitbrachten, oder von einem levantischen Hafen dem andern zuführten. Dieser Gewinn beträgt für ausgesuchte Waaren fünf und zwanzig proCent, und ein gescheuter Matrose, der in der Levante bekannt war, konnte immer auf einen sichern Vortheil rechnen, dieser in einem Jahre, sechs bis sieben Mal wiederhohlte Gewinn, verdoppelte oder triplirte das angelegte Kapital sehr bald. Ich habe in Marseille, Ciotat, St. Tropes und Sayne Seeleute gekannt, welche durch dies Gewerbe eine zahlreiche Familie unterhielten, und dabey noch so viel verdienten, um in ihren alten Tagen gemächlich leben zu können.

Ein jedes dieser Frachtschiffe war in vier und zwanzig Actien oder Kirats vertheilt, und jede Actie bestand wieder aus kleinern Portionen. Nach drey Jahren kam das Schiff wieder zurück. Der Gewinn ward nach der Berechnung des Kapitains unter die Actieninhaber vertheilt, nach dem man zuvor den Lohn der Mannschaft, Reparaturkosten, und andere nöthigen Ausgaben abgezogen hatte.

Seit einiger Zeit bemerkte man, daß, je reicher die Capitains zu Hause kamen, desto geringere Dividenden wurden den Actionärs berechnet. Ob nun gleich bey diesem Gewerbe Menschlichkeiten vorfielen, so machten die habsüchtigsten Capitains doch so gute Rechnung, daß die Actieninhaber ihr Vertrauen auf diese einträgliche Spekulation nicht verloren oder aufgaben. Die vorher genannten kleinen Städte haben damit sehr viel gewonnen, und die Einwohner lebten in Wohlstand, der nicht in bloßen Ackerstädten gefunden wurde.

Man berechnete über hundert Schiffe, welche sich mit diesem Frachthandel abgaben, und auf jedem dienten acht bis zehn Mann, den Capitain und Lieutenant mit gerechnet. Ueberdem brauchte Marseille für den eigentlichen levantischen Handel vier bis fünfhundert Fahrzeuge. Die Caravane muß man daher im Frieden zu ermuntern suchen, sowohl der Vortheile wegen, die solche abwirft, als auch wegen der practischen Kenntnisse, die unsere Matrosen dabey erlangen.

Zweyter Theil.

Erster Abschnitt.

Abreise von Constantinopel nach dem Hafen Mundania. Aufenthalt in Ghemlek. Türkische Schiffswerfte. Bauholz. Ackerbau. Naturgeschichte. Inseln des Propontis. Gallipoli. Lampsacus. Ankunft bey den Dardanellen.

Da die Begebenheiten, welche sich seit unsrer Abreise von Paris zugetragen hatten, uns den Hauptzweck unsrer Reise aus den Augen rückten: so schien uns gleich bey unsrer Ankunft im Morgenlande das Beste, entweder unsre Zurückberufung nach Frankreich zu verlangen, oder förmlichen Befehl, Constantinopel zu verlassen, an der südlichen Küste des schwarzen Meeres bis Armenien, Georgien und Gilan zu reisen, vom caspischen Meere, Persien, der Länge nach, zu durchstreifen, und nach Frankreich durch den persischen Meerbusen, Bassora,

Bagdad und Aleppo zurückzukehren. Seit sechs Monaten warteten wir vergeblich, daß der außerordentliche Gesandte der Republik Erlaubniß erhalten möchte, uns mit nöthigen Mitteln zur Reise zu versehen. Wir waren höchst begierig, einen der interessantesten Welttheile in Hinsicht auf Naturgeschichte, Geographie und Handel zu bereisen, als wir die Nachricht von der Gefangennehmung des Bürgers Semonville in Graubündten durch eine der feindlichen Mächte erhielten.

Die Ankunft eines Gesandten der Republik zu Constantinopel hätte die Lage der Franzosen gewiß verbessert, die Pforte vorsichtiger gemacht, und uns aus der Ungewißheit gerissen, in welcher wir seit unsrer Abreise von Paris schwebten. Der Bürger Semonville, mit welchem wir mehrmals zu Marseille gesprochen hatten, kannte die Absichten der Regierung in Hinsicht auf uns, er wußte die Absicht unsrer Sendung, und die Wichtigkeit, welche der ausübende Rath, auf unsre politischen und Handelsverbindungen mit dem ottomannischen Reiche legte, und wie sehr dieser bey den jetzigen Umständen hoffte, Vortheil von einem engern Verhältniß mit den Türken zu ziehen.

Da wir auf verschiedne Briefe an die Regierung keine Antwort erhielten, beschlossen wir den Winter in den Dardanellen oder auf den griechischen Inseln, fern von den politischen Zänkereyen der Franzosen, zuzubringen. Hierzu bewog uns die schickliche Lage dieser Orte, sowohl, um nach Frankreich zurückzukehren, als auch nach

den oben erwähnten Theilen des türkischen Reichs zu gelangen.

Der Bürger Descorches erleichterte unsre Absicht, so viel es ihm möglich war, und wir verließen Constantinopel, gegen Ende des Novembers im Jahr 2, auf einem Ragusanischen Schiffe, welches ein französischer Kaufmann befrachtet hatte. Der Capitain sollte in dem Meerbusen von Mundania ankern, um einige Ballen Seide von Brussa einzunehmen; von da sollte er nach Smirna fahren, und uns bey den Dardanellen absetzen.

Der Tag war schön, und das Meer vollkommen ruhig, und der Capitain benutzte den ersten Nordwind, um von Galata abzusegeln, und wir legten des Abends bey dem Dorfe Prinkipos bey. Da wir uns der Windstille wegen, zwey Tage aufhalten mußten, beschäftigten wir uns damit, Taucher, Schnepfen und Rebhühner zu schießen, und Gräser und andre Pflanzen zu sammeln. Den 9ten kamen wir eine halbe Meile von dem Dorfe Ghemlek vor Anker.

Das Dorf Ghemlek, welches die Griechen Kios nennen, liegt nördlich am Ende des Meerbusens. Es ist auf den Ruinen des alten Cius erbaut, und hat etwa 2000 Einwohner; sie bestehen größtentheils aus Griechen, und beschäftigen sich mit Ackerbau, und einige wenige mit der Schiffahrt. Einige müssen auf den türkischen Schiffswerften arbeiten. Bey unserer Ankunft war ein Fahrzeug von 24 Kanonen, unter der

Aufsicht eines französischen Baumeisters, beynahe vollendet.

Die Türken bauen einen Theil ihrer Schiffe an diesem Ort, weil sie mit Leichtigkeit Bauholz in der Nähe des Olymps, von den Bergen zwischen Mandania und Nicomedien und südlich vom See Ascanius erhalten können. Man gebraucht zwey Arten Eichen und zwey Arten Fichten dazu, die ersten dienen zum Kiel, zu den Balken, und der äußern Bekleidung; die Fichten so wohl zu den Balken als zu den innern Theilen.

Die beyden Eichenarten, welche man zum Schiffsbau benutzt, sind die Quercus crinita, und racemosa. Die erste, welche Quercus cerris des Linnée zu seyn scheint, wächst häufig an der Küste von Tocat, Sinope und Trapezunt. Es ist dieselbe Art, welche man in Constantinopel zum Schiffsbau und zu Tischlerarbeiten gebraucht. Man findet sie auch in einem großen Theil von Syrien und Klein-Asien; sie wächst zu einer großen Höhe und liefert vortreffliches Holz. Die Blätter sind tief gekerbt, glatt, oben dunkelgrün, und auf der untern Seite weißlich. Die Cupula ist mit langen spitz zulaufenden Fäden besetzt (quercus orientalis, latifolia, foliis ad costam pulchre incisis, glande maxima, cupula crinita. Tournefort. Coroll. pag. 40.)

Die Quercus racemosa (orientalis. Tournefort. ibidem.) oder die Eiche mit langstieligen Eicheln ist noch häufiger bey Mundania und Constantinopel; sie wird

sehr hoch, gerade und hat sehr hartes Holz, die Blätter unterscheiden sich wenig von denen der Zürneiche, zeichnet sich aber durch die drey Zoll langen, sehr dünnen Stiele der Eicheln aus.

Man bedient sich gewöhnlich der Pinus pinea und einer Art, welche dem corsischen Laricio nahe kommt. Die erste wächst häufig an den Küsten von Klein-Asien und Syrien, so wie auch in ganz Griechenland, sie erreicht eine beträchtliche Höhe, und das harte harzige Holz wird zu Mundania, den Dardanellen, Metelin und Rhodus häufig zum Schiffsbau benutzt.

Die zweyte Fichtenart, welche häufig um den Olymp und im Innern von Klein-Asien wächst, hat einen geraden Stamm und erreicht eine beträchtliche Höhe und Dicke. Die Saamen, welche ich nach Paris gebracht habe, sind in dem Garten des Bürgers Cels, Mitglied des Nationalinstituts, sehr gut fortgekommen.

Der Golfo von Mundania ist tief, enge und mit hohen Bergen umgeben, die auf der Nordseite sind größtentheils Kalk, zum Theil Schiefer und zum Theil Sandstein. Die Südküste besteht ganz aus harten Porphyr und Granitfelsen. Am Ende des Meerbusens ist eine sandige Ebne, und weiter hinter eine fruchtbare Gegend, welche vom Kios und dem Hylas bewässert wird. In dieser Gegend werden verschiedne Gemüse gebaut, wie die Aubergine, die Ketmie, Wassermelo-

nen und verschiedne Obstbäume, worunter wir den Granatenbaum und eine Art länglichter Aepfel bemerkten. Wir verschafften uns mehrere junge Apfelbäume und schickten sie nach Constantinopel in den Garten des Gesandten, um sie nachher nach Frankreich selbst zu schicken.

Ohne Zweifel wird dieser Apfelbaum im südlichen Frankreich fortkommen, denn das Klima von Ghemlek ist wenigstens eben so heiß, als in den südlichen Departements, wo bekanntlich die Apfelbäume schlecht fortkommen.

Die Granaten von Ghemlek werden so gesucht, daß die Griechen dieses Dorfs ihre Kopfsteuer in diesen Früchten bezahlen müssen, welche sie nach Constantinopel für den Harem des Großherrn schicken.

Obgleich der Oehlbaum häufig genug an diesen Küsten wächst, pflegen die Einwohner doch kein Oehl daraus zu pressen. Sie sammeln lieber ganz reife Oliven im November und December, um sie einzusalzen und nach der Hauptstadt zu schicken, wo die Griechen, Armenier und Juden das ganze Jahr hindurch eine ungeheure Menge verzehren. Die Zubereitung besteht darinn, daß man Seesalz darauf wirft, und sie umrührt, bis sie davon durchdrungen sind. Man legt sie darauf einige Tage lang in Körbe, und drückt sie sanft, damit die wäßrigen Theile ablaufen, worauf man sie in irdenen Gefäßen aufbewahrt.

Man ißt diese Oliven ohne andre Zubereitung, zuweilen auch mit Salz, Oehl und Essig; mitunter werden sie auch mit Auberginen, Pimento, Sellery, in Essig gelegten Fenchel, Sardellen und andern gesalzenen Fischen zubereitet.

Man bauet in Ghemlek, so wie in der Gegend von Prusa, sehr häufig den weißen Maulbeerbaum zum Behuf der Seidenwürmer; aber man läßt ihn hier nicht so hoch wachsen, wie bey uns: man läßt ihn klein, und schneidet jedes Jahr die Aeste ab, um sie, mit den Blättern, den Seidenwürmern zu geben. Nach diesem Beschneiden treibt der Baum neue Zweige, welche im künftigen Jahre wieder abgeschnitten werden.

Man pflanzt diese Bäume, nach der Beschaffenheit des Bodens, drey bis vier Fuß von einander; sie werden nicht gepfropft, weil man, ohne Zweifel, bemerkt hat, daß die kleinen süßen Blätter des wilden Maulbeerbaums besser, als die großen und saftigen sind. Gewöhnlich werden sie nicht gedüngt, zuweilen begossen, aber bey allen wird zweymal die Erde umgegraben, einmal, wenn er anfängt auszuschlagen, und das andre Mal zu Ende des Sommers. Auf diese Art dauert der Baum sehr lange. Er macht einen Hauptnahrungszweig der Gegend von Prusa aus, und versorgt viele Seidenfabriken in dieser Stadt, welche für den Orient arbeiten.

Ein Feld mit ausgewachsnen Maulbeerbäumen bepflanzt, würde ohne Zweifel mehr Blätter liefern, als eins mit kleinen Stämmen, obgleich diese letztern einander näher stehen; wenn man aber die Leichtigkeit, sich alles Laub durch Abbrechung der Zweige zu verschaffen, und den großen Vortheil, sie durch eine Wand oder Hecke vor dem Nordwind schützen zu können, in Betracht zieht: so wird man diese Bauart nicht tadeln können.

Die Griechen sind große Liebhaber von Schnecken; sie verstehen aber nicht, sie durch eine ausgesuchte Nahrung fett zu machen, wie die Römer. Sie begnügen sich damit sie aufzusuchen, und einige Tage in Töpfen mit Erde angefüllt aufzubewahren, damit sie alle Nahrungsmittel, die sie verzehrt haben von sich geben mögen. Sie lassen sie mehrere Stunden hindurch in Salzwasser kochen, worauf sie sie mit einer Brühe von Knoblauch, Petersilie und Gewürze essen. Die Griechen in Constantinopel und Ghemlek essen fast alle Arten europäischer Schnecken; vorzüglich aber die Helix castanea.

Sie ist dicker als die Pomatia oder Weinbergsschnecke; aber die Oeffnung ist kleiner. Die ganze Schnecke ist kastanienbraun und gelb gestreift, und der oberste Streifen weiß.

Unter den Muscheln, welche wir in der Gegend von Ghemlek fanden, wollen wir zwey Sorten Buli-

mus anführen, welche bis jetzt noch unbekannt zu seyn scheinen.

Bulimus zebra ist glatt, weißlich und der Länge nach röthlich gestreift: die zwölf Windungen sind ein wenig convex, die Spitze ist abgestumpft, und die Rima umbilicalis sehr stark; die Oeffnung ist weiß, und hat drey Zähne, welche in einem Dreyeck einander gegenüber stehen.

Bulimus ovularis ist weißlich, und gegen die Mündung zu glänzend weiß. Sie besteht aus sechs convexen und glatten Windungen. Die Gestalt ist ein kurzes und abgestumpftes Elysoid. Die Rima umbilicalis ist sehr klein, die Oeffnung länglich rund, schief, und auf jeder Seite mit drey Zähnen besetzt. Sie bekommt hierdurch mit dem Bulimus scarapeus Aehnlichkeit; aber sie ist nicht eingedrückt, und nur drey bis viertehalb Linien lang.

Den zehnten December fühlten wir zum erstenmale empfindliche Kälte, und es fiel fünf bis sechs Zoll hoher Schnee, wodurch eine große Menge Schnepfen und Enten, auf die Ebne und die beyden kleinen Flüsse kamen. Das rothe Rebhuhn und Hasen waren überall häufig und von vorzüglichen Geschmack. Da der Capitain ein leidenschaftlicher Jäger war, und einen vortrefflichen Hund hatte, lebten wir mit geringen Kosten zu Ghemlek sehr angenehm.

Der Bürger Toussaint, welcher als Baumeister in diesem Dorfe ansässig war, gab sich alle Mühe, uns den Aufenthalt angenehm zu machen. Wir erfuhren mit Mißvergnügen, daß sein Eifer im Dienste der Pforte ihn mehrmals der Gefahr ausgesetzt hatte, von den Türken ermordet zu werden; indem sie ihn beschuldigten, daß er die Ursache der vielen Arbeit wäre, womit die Regierung sie wegen Fällung und des Transports des Schiffbauholzes beschwerte.

Diese Elenden, welche entweder der Schatzmeister, der einen so rechtschaffnen Aufseher haßte oder die, über den Vorzug eines Fremden, eifersüchtigen Griechen aufgehetzt hatten, kamen eines Tages funfzig an der Zahl, ihn zu ermorden. Der Bürger Toussaint, der stark und muthig ist, entwischte ihnen bey dem Schiffswerfte, verschloß sich in sein Haus, setzte sechs kleine Kanonen vor den Eingang, bewaffnete seine Frau und seine Bedienten, nahm selbst eine Doppelflinte, zwey Pistolen und einen Säbel, setzte ein Faß mit Pulver mitten ins Haus, und rief den wilden Menschen zu, daß er sich mit ihnen allen zugleich unter den Trümmern seines Hauses begraben würde, wenn sie herein kämen. Einige versuchten durch die Fenster zu steigen, aber überall fanden sie einen Menschen, der ihnen den Tod drohete. Die Einwohner des Dorfs kamen aus Mitleiden oder Eigennutz (da die türkische Regierung im Fall einer Mordthat eine starke Geldstrafe von den übrigen Bewohnern eines Orts fordert,) dem Bürger Toussaint zu Hülfe, und entwaffneten durch ihre Bitten die Leute,

die sein Muth schon erschüttert hatte, da sie es denn auch für klüger hielten, sich zurückzuziehen, als ihr Leben aufs Spiel zu setzen.

Obgleich die Jahreszeit dem Botanisiren nicht günstig war, fanden wir doch einige merkwürdige Pflanzen. Die Clematis cirrhosa blühete auf allen Hecken, und am Ufer sahen wir die Daphne collina, die wir nachher im Innern von Klein-Asien und Syrien wieder fanden, und welche Tournefort in Creta entdeckt hat. Auf den Hügeln fanden wir eine neue Gattung Spartium, welche im Nationalgarten sehr gut fortgekommen ist.

In den Wäldern fanden wir überall die Andrachne, und den Erdbeerbaum voll Blüthen und Früchte; da erstere die Kälte noch weniger, als der letztere verträgt: so wächst er nicht bey Constantinopel, aber häufig am Hellespont, dem Archipelagus und Syrien. Zuweilen erhebt er sich zu der Höhe eines Baums, aber gewöhnlich ist er nur ein Strauch. Sein Stamm, welcher, so bald der Bast vom vorigen Jahre abgefallen, glatt und roth ist, die schönen Blätter, seine Blüthenbüschel und glänzend rothen Früchte machen ihn zu einer der schönsten Stauden des Morgenlandes. Der Erdbeerbaum ist nicht so schön, aber seine Früchte sind angenehmer; die Früchte der Andrachne sind klein und sauer, hingegen die letztern süß.

Von den Bergen sieht man den See Ascanius und die fruchtbare Ebne von Nicäa, welche noch in der Folge erwähnt werden soll. Man rechnet zwey bis drey Stunden von Ghemlek bis zum See, und sieben bis acht bis Nicäa: Prusa oder Brussa ist ohngefähr eben so weit.

Die Fahrzeuge, welche den Handel mit Prusa betreiben, begeben sich fast alle nach der kleinen Stadt Mundania, welche mitten im Meerbusen auf den Ruinen von Myrlea oder Apamea liegt; selten ankern sie bey Ghemlek, weil der Ankergrund bey Mundania besser und der Weg nach Prusa kürzer und bequemer ist.

Am 21sten December begaben wir uns unter Seegel, fuhren in der Nacht bey dem alten Besbicos, jetzt Calo-Limno oder der Pabstinsel vorbey. Um drey oder vier Uhr des Morgens befanden wir uns am Eingange des Canals, und legten an der Insel Marmara bey, um nicht im Dunkeln hinein zu fahren.

Marmara hat seinen Namen von einer Art weißen Marmor, mit grauen und blauen Adern, welcher daselbst in großer Menge gebrochen wird; ob er gleich weder fein, noch schön gefärbt ist, so brauchten ihn doch die Griechen sonst sehr häufig. Sie nannten ihn Marmor von Cyzicus, weil diese Halbinsel dieselbe Art lieferte, oder die Stadt gleiches Namens zum Magazin diente. Man findet Stücke davon unter den Trümmern aller alten Städte, und Säulen in den Moscheen zu

Constantinopel. Jetzt wird er nur zu Grabsteinen für Türken, Armenier und Europäer, aber selten zum Bauen gebraucht.

Die Insel hat etwa zwölf Meilen im Umfange, ist bergig, fruchtbar und hat mehrere gut bevölkerte Dörfer: sie hat zwey ziemlich enge Häfen gegen Süden, worinn die Schiffe, welche ein starker Nordwind überfällt, zuweilen Schutz suchen. Die Einwohner haben Schafheerden und bauen Wein, Oehl, Baumwolle und Korn.

Marmara hieß ehedem Nevris, Elaphonnesus, oder Proconnesus wegen der vielen Hirsche, welche sich darauf fanden. Ich zweifle, ob sie jetzt noch vorhanden seyn mögen, da die Berge fast ganz kahl und die Wälder ausgerottet sind.

Beym Eintritt in den Kanal hefteten wir unsre Blicke mit Vergnügen auf die europäische Küste, wo wir einen, mit dem Meerufer gleichlaufenden, Berg und ein fruchtbares gut bebauetes Land sahen. Die Küste von Asien reitzte unsre Aufmerksamkeit noch mehr, sie ist flach, sumpfig bis zum Granicus und an den nicht überschwemmten Stellen äußerst fruchtbar. Die Berge in der Ferne sind sehr waldig und höher wie die europäischen. Wir betrachteten lange den Olympus, welcher ganz mit Schnee bedeckt war, und nahmen Abschied von Constantinopel, dem Propontis und Cyzicus.

Die Gegenstände, welche sich, auf beyden Seiten des Canals, unserm Auge darboten, verschwanden mit der größten Schnelligkeit; wir fuhren mit vollem Winde, und der Strom des Wassers beschleunigte unsern Lauf: so daß wir um zehn Uhr Morgens vor Gallipoli ankamen. Diese Stadt, welche jetzt die ansehnlichste am Hellespont ist, kam unter Johannes Paläologus Regierung in die Hände der Türken, und wurde vom Soliman dem Sohne des Orchan erobert. Sie zählt ohngefähr 15 bis 16,000 Griechen, Türken und Juden als Einwohner und liegt auf einer Felsenbank, welche das Meer ausgehöhlt hat. Diese bildet eine Art Vorgebirge, an dessen Spitze ein Leuchtthurm für die Schiffe steht, welche des Nachts in den Canal einfahren. Fast gerade gegenüber ist, zu demselben Zweck, auf der asiatischen Küste ein zweyter erbauet. Der Canal verengt sich plötzlich bey Gallipoli, so, daß er nur eine Meile breit ist, und bildet südlich von der Stadt einen kleinen Hafen.

Das obenerwähnte Gebirge hat sich hier in nackte und unbebaute Hügel verwandelt; die Berge in Asien hingegen sind hier der Küste näher, und zeigen ein sehr fruchtbares und schönes Land.

Lampsacus, wo wir beynahe zu gleicher Zeit ankamen, liegt gleichfalls in einer sehr fruchtbaren Gegend. Diese Stadt, ehedem beträchtlicher als Gallipoli, war wegen seiner Gärten, Weinberge und vorzüglich durch

den Dienst des Priapus berühmt. Jetzt ist es nur ein elendes Dorf, welches einige Griechen und Türken bewohnen. An den benachbarten Küsten giebt es Weinberge, aber die schönen Gärten sind verschwunden, und auf den Trümmern der Tempel steht eine Moschee.

Bis zur Spitze Nagara, wo man noch die Ruinen von Abydos sieht, zeigt der Hellespont nichts Merkwürdiges, als die grünen und fruchtbaren Hügel längs den Küsten. Obgleich Abydos von Lampsacus funfzehn Meilen entfernt ist, kamen wir doch schon um ein Uhr Nachmittags bey diesem Cap vor Anker; wir eilten, unsre Sachen auszuschiffen, und uns nach der, zwey Meilen entfernten, Stadt zu begeben. Der französische Vice-Consul Bermond erwartete uns seit einigen Tagen: er hatte uns eine Wohnung im Consularhause bereitet, und versäumte nichts, uns unsern Aufenthalt in den Dardanellen angenehm und nützlich zu machen.

Zweyter Abschnitt.

Aufenthalt in den Dardanellen. Beschreibung des Hellespontes und der Küstenstädte. Produkte und Handel dieser Gegend.

Der Hellespont ist heutiges Tages mehr unter dem Namen Canal der Dardanellen bekannt; weil die neue Stadt, wo wir eben angekommen waren, von den Europäern die Dardanellen genannt wird, welchen Namen man ihr nach dem alten Dardana, Dardania oder Dardanus gegeben hat, welches einige Meilen weiter hin lag. Der Fluß Rhodius, an welchem die neue Stadt erbaut ist, floß in der Mitte, zwischen Abydos und Dardanus.

Diese Stadt hat höchstens 4,000 Einwohner, welche aus Türken, Griechen und Juden bestehen. Ihre Lage ist sehr angenehm, und der Boden fruchtbar. Nördlich liegen Weinberge, und südlich eine Ebne, welche durch einen niedrigen Berg begrenzt wird. Diese Ebne bildet gegen Osten ein sehr fruchtbares Thal, welches der Rhodius bewässert. Am Ende des Thals sieht man Spuren von Vulkanen, und ungeheure Granit-Blöcke, in denen der Quarz fast ganz verglaset ist. Weiterhin ist eine kleine Vertiefung, welche von waldigen Bergen eingeschlossen wird.

Man bauet um die Dardanellen, Baumwolle, Sesam, verschiedne Gemüse, Wein, Oliven und Obstbäume. Der Pomeranzen-Baum wächst hier in freyer Luft. Getreide wird in Menge gewonnen, und die benachbarten Berge liefern Galläpfel und Knoppern für den Handel. Der Hellespont strömt sehr stark gegen die Festung am Ende der Stadt: so daß das Wasser in den Hafen am obern Ende zurück getrieben wird, wo die Handelsschiffe, und zuweilen auch Kriegsschiffe ankern. Die letztern ziehen indessen den Hafen bey Nagara vor, wo sie mehr vor dem Nordwinde gedeckt sind, und bessern Ankergrund haben. Der Hellespont ähnelt, auf dem ersten Anblick, einem majestätischen Strom, der sich in den Ocean ergießt; aber niemals übertritt er die Grenzen, welche die Natur ihm bestimmte, und man sieht nicht die zerstörenden Ueberschwemmungen, welchen so oft Länder an großen Flüssen ausgesetzt sind. Eben so wenig trifft man verpestende Sümpfe, die man gewöhnlich an den Mündungen der Flüsse findet; sondern das Land ist bis zur Wasserfläche angebaut; und wenn auch das Wasser des Hellesponts keinen fruchtbaren Schlamm absetzt: so ist doch die Verbindung, die er zwischen dem schwarzen und mittelländischen Meere hervorbringt, und die Bequemlichkeit des Transports für Handel und Ackerbau vielleicht von mehreren Nutzen, als die Nachbarschaft eines großen Flusses.

Der Rhodius entspringt nordöstlich vom Ida. Er nimmt einige Bäche von den benachbarten Bergen auf,

und nachdem er eine Fläche von zwölf bis funfzehn Meilen durchströmt hat, ergießt er sich, neben dem Dardanellen-Schloß, in den Hellespont. Im Sommer wird sein weniges Wasser zum Begießen der Felder angewandt; aber im Winter setzen ihn die häufigen Regen in den Stand, den Namen eines Flusses zu verdienen. Nicht weit von der Mündung haben die Einwohner der Dardanellen eine Brücke über ihn geschlagen, um zu den Feldern auf dem linken Ufer gelangen zu können. Hinter dem Schloß, zwischen der Stadt und dem Flusse, ist ein weiter, von hohen Platanen beschatteter, Spaziergang. Obgleich es an diesem Orte sehr kühl und angenehm ist, findet man doch niemals Einwohner der Stadt hier, sondern nur Europäer, welche der Handel oder die Neugier in diese Gegend geführt hat.

Drey Meilen von den Dardanellen findet man gegen Norden, auf einer dreyeckigten Ebne einige Spuren von dem alten Abydos. Der Boden ist mit Schutthaufen bedeckt, unter denen man Ziegelsteine, gebrannten Thon, Stücken Granit und Marmor von allen Arten findet. Man bemerkt eine unförmliche Mauer längs der Südwestseite, und, bey dem benachbarten Hügel, einen tief ausgehöhlten Weg, auf welchem sich die Einwohner von Abydos nach einer fruchtbaren Ebne gegen Osten begeben. Die Stadt nahm den südlichen Theil des obenerwähnten Dreyecks ein, und erstreckte sich bis zu dem Hügel dem Canal gegenüber.

Es giebt auf den Ufern des Hellesponts keine glücklichere Lage für eine Stadt: denn die Aussicht über den ganzen Canal und selbst bis Tenedos, und die Leichtigkeit, die Stadt zu befestigen, ungerechnet, ist der Ankergrund ohne Zweifel hier der sicherste im ganzen Hellespont, und wenn die Türken die Einfahrt in den Propontis am wirksamsten hätten vertheidigen wollen, so würde die Spitze von Nagara gewiß der schicklichste Ort für eine Batterie seyn; denn die Schiffe müssen jedesmal dicht an dieser Spitze vorbeyfahren, und der Canal ist hier beynahe eben so schmal, als bey den Dardanellen.

Zwey Meilen südöstlich von Abydos sieht man den Silleis, einen kleinen Bach, den ich nicht erwähnen würde, wenn er nicht die Lage von Arisba bestimmte, bey welcher Stadt sich die Armee des Alexanders lagerte, während dieser große Eroberer die Ruinen Troja's besuchte.

Die Geographen sind über die Lage des alten Dardanus nicht einig: einige setzen es auf das Vorgebirge Trapezium und andre am Fuße des Berges Ida. Ich habe in der Gegend des Vorgebirges, welches gewöhnlich die Barbierspitze genannt wird, nicht die geringste Spur einer Stadt gefunden, und weder Schutt, noch Ziegel oder Bausteine bemerkt. Der Boden selbst ist uneben, bergig, unfruchtbar und ohne Wasser: so daß er zu der Lage einer beträchtlichen Stadt wenig geschickt wäre. Ich vermuthe daher, daß sie tiefer im Innern

lag, da man in jenen Zeiten die Vortheile des Seehandels noch nicht so schätzen konnte, und sich oft absichtlich vom Ufer entfernte, um vor den Seeräubern sicher zu seyn.

Hinter dem Cap ist die Küste weiß und kreidigt, weßwegen die Matrosen diesen Ort die weißen Flecken nennen. Hier ankern gewöhnlich die Schiffe, welche einen günstigen Wind zur Hinauffahrt durch den Hellespont erwarten. Nicht glücklicher sind wir in der Auffindung von Ophrynium gewesen, welches man zwischen Dardanus und Rhoetium setzt. Wahrscheinlich lag es zwischen dem Vorgebirge dieses Namens und dem Grabmale des Ajax, nach den Bruchstücken von Backsteinen zu schließen, welche man daselbst findet; denn bekanntlich ist dieses die sicherste Anzeige von der Lage alter Städte. Die Denkmäler zerfallen, die Steine werden weggeführt, und der Pflug ebnet das Erdreich, aber nur Ziegel und Scherben widerstehen der Zeit und der Menschen Hand.

Wenn man bey dem Grabe des Ajax, welches auf einem Hügel liegt, vorüber ist, sieht man bis hinter den Simois eine flache, in der Nähe des Meeres sandige Ebne, die aber, tiefer ins Land hinein, immer fruchbarer wird. Aber ehe wir Troas durchstreifen, und die Orte welche durch die Geschichte so berühmt sind, besuchen, wollen wir zum Hellespont zurück gehen, und uns an die europäische Küste versetzen.

Nach den Dichtern und den mehresten griechischen Geschichtschreibern lag Sestos gegenüber Abydos, an dem engsten Theile des Canals, und die Liebe Leanders zur Hero hat diese Orte berühmt gemacht. Procopius setzt Sestos in den Hafen, welcher Abydos am nächsten liegt, und fügt sogar hinzu, daß der Kaiser Justinian eine Citadelle bey der Stadt hätte aufbauen lassen, wovon man die Spuren noch am Ufer sieht. Man unterscheidet den ersten Absatz des Mauerwerks von Quadersteinen, worauf die Mauer stand. Die Mauer steht funfzehn Zoll weiter zurück. Der Thurm liegt am Ende der Citadelle, ist rund und größtentheils zerstört. Man bemerkt die Ueberbleibsel eines Schwibbogens, welcher das erste Stockwerk ausmachte. Die Mauern bestehen, wie die der Citadelle, aus verschiednen Absätzen von Bruchsteinen, und mehrern Absätzen von Ziegelsteinen, welche mit der breiten Fläche aufeinander liegen. Man findet innerhalb der Mauern Haufen Steine, worunter man Ziegel, Scherben, Granit und Marmor unterscheidet. Wahrscheinlich hat man diese Trümmer zusammengehäuft, um jenes Erdreich, worauf sie lagen, urbar zu machen, und auf diese Art die Monumente, die sich vielleicht noch vorfanden, zerstört.

Vier Meilen von Sestos trifft man einen andern Hafen, wo man ein einfaches Derwischen-Kloster erblickt, welches drey bis vier türkische Mönche bewohnen. Diese Bucht ist eine der besten des Canals, aber wenig bekannt, weil die meisten Schiffer mit Recht Nagara

vorziehen, wo sie Maita und den Dardanellen, den Orten der Verproviantirung näher sind.

Eine kleine Meile südwestlich von Sestos sieht man im Grunde einer Bucht das Dorf Maita, welches auf den Ruinen von Madytos erbauet ist. Man findet noch Spuren von einer alten Mauer auf einem kleinen Berge, welcher das Dorf bestreicht. Nahe bey Madytos lag ehedem Celos-portus, eine kleine Stadt, bey welcher das Seetreffen zwischen den Athenern und Spartanern vorfiel, worinn letztere besiegt und genöthigt wurden, der Herrschaft über den Hellespont zu entsagen.

Das Gebiet von Maita ist zwar nicht sehr fruchtbar, aber liefert doch Früchte, etwas Korn, Wein und vorzüglich Baumwolle. Die mehresten Einwohner sind Schiffer; die übrigen beschäftigen sich mit Ackerbau und Verfertigung von Segeltuch, wozu sie ihre Baumwolle benützen, und die, welche sie zu Gallipoli oder den Dardanellen kaufen.

Zwey kleine Meilen von Maita, den Dardanellen gegenüber, liegt an der schmalsten Stelle des Canals ein unbeträchtliches Dorf, welches unter dem Namen: des zweyten Schlosses von Europa bekannt ist. Die Citadelle, welche unten, am Meeres-Ufer liegt, und welche Tournefort abgezeichnet hat, ist eben so wenig zur Vertheidigung des Canals geschickt, wie die in Asien. Beyde würden sich, im Fall eines Angriffes,

nur kurze Zeit gegen Kriegsschiffe halten können. Ihre ungeheuren Kanonen, ohne Lavetten, mit Kugeln von Marmor oder Granit, von zwey Fuß Durchmesser, geladen, würden bald von den Artilleristen verlassen werden, welche sie weder richten noch mit Bequemlichkeit laden können.

Dieses Dorf, welches am Fuße eines Hügels liegt, bietet den Bewohnern der Dardanellen eine sehr angenehme Aussicht dar, welche durch das beständige Vorbeysegeln der Schiffe verschönert wird.

Die Bewohner desselben sind weniger betriebsam, als die von Malta. Die meisten sind Türken, welche zum Dienst der Citadelle gehören, oder sich damit beschäftigen, Reisende von einer Stadt zur andern in Kähnen zu fahren. Die Griechen machen vorzüglich den Ackerbau zu ihrer Beschäftigung. Hier sahe ich zum erstenmal Bienenkörbe, welche nach der Menge der Bienen, in größern oder kleinern Häusern standen. Man verschließt sie in steinernen Gebäuden, um sie im Winter vor der Kälte, vor der Hitze im Sommer, und zu jeder Zeit vor Dieberey zu verwahren.

Eine Meile von dem zweyten Schloß in Europa liegt ein andres Kloster, welches einige türkische Mönche bewohnen, deren Beschäftigung darin besteht, die Schiffe und Kriegsschiffe, welche den Canal passiren, zu begrüßen, und von Zeit zu Zeit die türkische Flagge wehen zu lassen. Von hier bis zum ersten Schloß von

Europa ist die Küste unbebaut, und zeigt nichts merkwürdiges, als ein Grabmal, welches man für das der Hecuba hält, und eine Wasserleitung, welche wahrscheinlich das nöthige Wasser nach dem alten Eloeus führte.

Auf den Ruinen von Eloeus steht heutiges Tages ein türkisches Dorf, welches Elbahar-Kalessi heißt, und unter welchen das erste Schloß von Europa liegt. Westlich von diesem Schlosse sieht man noch das Grabmal des Protesilaus, Königs von Thessalien, welchen Hector erschlug, und einige Spuren des Tempels, den er sich durch seine Aufopferung erwarb. Er war der erste der griechischen Helden, welche Asien betraten; obgleich das Orakel dreymal verkündigt hatte, daß der des Todes seyn würde, welcher zuerst in Troas landete.

Von hier bis Critia, einem griechischen Dorfe gegen Norden, sind etwa zwey Stunden. Man weiß, daß ehedem eine Stadt gleiches Namens im Thracischen Chersones lag, und wahrscheinlich befindet sich das jetzige Dorf an demselben Ort. Man gelangt durch ein unebnes Erdreich und eine kleine kreidigte Ebne dahin.

Nirgend sahen wir das rothe Rebhuhn so häufig, als auf dieser Ebne und in den Fichtenwäldern umher. Die Hasen sind eben so häufig und von gutem Geschmack. Während des Winters findet man in den unbebaueten, schattigten und feuchten Thälern viele Schnepfen. Das wilde Schwein ist auch nicht selten: und da es den Feld-

früchten großen Schaden thut, und vorzüglich auf den Wein erpicht ist, so tödten die Griechen zuweilen eine große Anzahl davon. Aber am häufigsten in diesen Gegenden ist der Schakal, von dem ich noch öfter Gelegenheit, zu sprechen haben werde.

Ich war eines Tages in der Gegend der Dardanellen Zeuge von der Art, wie die Griechen die Rebhühner jagen, weniger, um sich ein leckeres Wildpret zu verschaffen, als um diese Feinde ihrer Erndte zu vermindern. Die Jagd besteht darin, daß man ein Gewehr und eine aufgewickelte Fahne mitnimmt, welche so bunt wie eine Harlekinsjacke bemahlt ist, sobald man von fern ein Volk Rebhühner bemerkt, wird die Fahne aufgewickelt, und man nähert sich ihnen nach und nach bis auf einen Büchsenschuß. Der Jäger pflanzt darauf die Fahne in die Erde, und zielt darauf durch eine angebrachte Oefnung nach den Rebhühnern, welche so erschrocken sind, daß sie sich niederducken, und eins nach dem andern tödten lassen, ehe sie auffliegen. Am schwierigsten ist es hierbey, sie zu entdecken; der Jäger muß daher, immer hinter der Fahne versteckt, rund um sie herum gehen, und so bald er eins entdeckt, schießen, bis er den ganzen Haufen erlegt hat. Man sieht, daß diese Jagd nur auf bebaueten, nicht mit Büschen bewachsenen Gegenden, anzuwenden ist.

Das Stück Land, zwischen dem Hellespont und dem Saronischen Meerbusen, welches der Thracische Chersones genannt wird, hält nur drey bis vier Meilen in

seiner größten Breite, und etwa zwanzig von der Süd-spitze bis zur langen Mauer, Macrontichos, welche die Halbinsel vom festen Lande trennt. Am Ende dieser Mauer, auf der Seite des Propontis, war die Stadt gleiches Namens, von welcher nur einige Häuser sich, des Hafens wegen, erhalten haben. Im Innern liegt die Stadt Hexamila, welche noch den Namen führt, der ihr wegen der Entfernung eines Meeres vom andren gegeben ward.

Der Boden dieser Halbinsel ist ungleich, bergigt, und nicht so gut, wie die Küste von Asien; einige Thäler und Ebnen sind indessen ziemlich fruchtbar. Die Erde ist kreidigt, und die Hügel durchgängig kalkig. Man findet darin versteinerte Muscheln, die es in den europäischen Meeren nicht giebt. In der Gegend um Maita findet man am Fuße der Hügel einen reinen Kies-sand, und in dem Meerbusen von Sestos eine zwanzig Fuß über das Meer erhabene Sandbank, deren Muschelarten sämmtlich ins mittelländische Meer gehören. Diese Bank hing ohne Zweifel ehedem mit Asien zusammen; denn auf der Ebne hinter Abydos findet man dieselben Muschelgattungen, wie hier.

Mehrere Franzosen, Italiener und Engländer haben versucht, Handelshäuser in den Dardanellen zu errichten; aber es ist nie gelungen. Sie haben wahrscheinlich nicht bemerkt, daß die Kaufleute zu Constantinopel, wo die Consumtion so beträchtlich ist, sowohl die Artikel, welche die Städte am Hellespont bedürfen,

als auch die Waaren zum Verkauf, leicht herbey schaffen können. Die jüdischen, griechischen und armenischen Kaufleute, durch deren Hände auf jedem Fall, alles geht, sind sehr darauf bedacht, die Verbindungen mit den Handelshäusern in Constantinopel zu unterhalten, deren Waaren sie für besser, und die Zahlung für sicherer halten.

Die Ausfuhr-Artikel, welche die Städte am Hellespont liefern, sind folgende:

Zwey bis dreyhundert Ballen Seide von verschiedner Güte.

Zweyhundert Centner grobes Baumwollengarn.

Eine beträchtliche Menge grober baumwollner Zeuge.

Drey bis vierhundert Ballen grobe Wolle.

Sehr viel Saffian, welcher in den Dardanellen und Gallipoli bereitet wird.

Drey bis vierhundert Centner Galläpfel.

Eine noch beträchtlichere Menge Knoppern.

Zwölf bis funfzehn tausend Hasenfelle.

Eine geringe Quantität Färberröthe.

Malta und die Dardanellen liefern etwas Wein für die Hauptstadt, und verkaufen auch etwas davon an die Schiffe, welche in ihren Häfen ankern. Diese

finden zu jeder Zeit in den Dardanellen Zwieback, frisches Brodt, Geflügel, Eyer, Gemüse und andern Vorrath, dessen sie auf ihrer Reise bedürfen.

Man verfertigt in den Dardanellen sehr viel grobe Töpferwaaren, die größtentheils nach Constantinopel gehen. Da sie von sehr guter Beschaffenheit sind, und die Glasur gut hält: so ist es desto auffallender, daß die Blumen und andere Zierathen sich größtentheils mit der Zeit verwischen, und also nicht mit der Glasur zusammenhängen.

Die Republik Venedig war ehedem die einzige Macht, welche einen Consul in den Dardanellen unterhielt. Frankreich, England, Teutschland, Rußland und die übrigen Seemächte hatten bloß eingeborne Agenten, Juden oder Griechen, welche die Verrichtungen eines Consuls, wenn auch nicht klug oder treu, doch wenigstens mit dem größten Eifer übernahmen, und vermittelst eines Dollmetschers sich unter den unmittelbaren Schutz eines Gesandten begaben, wodurch sie alle Gerechtsame der Europäer genossen. Aber seit einigen Jahren hat die französische Regierung ein Vice-Consulat daselbst errichtet; indem sie hoffte, daß ein Beamter von ihrer Nation die hier ankernden Schiffe wirksamer beschützen, und die Kriegsschiffe, welche bey den weißen Flecken ankern, besser unterstützen könnte, so wie auch, daß ihn seine Lage in den Stand setze, dem Gesandten alle erforderlichen Nachrichten mitzutheilen.

Die Kriegsschiffe der freundschaftlichen Mächte können ohne Hinderniß in den Canal fahren, und bey den weißen Flecken, oder der Barbierspitze, ankern, aber die Dardanellen können sie nur auf besondre Erlaubniß des Großherrn vorbey segeln. Kauffahrtheyschiffe können gerade durchfahren, und in Constantinopel oder irgend einem Hafen des Propontis anlegen; aber auf der Rückkehr müssen sie bey Nagara oder den Dardanellen anhalten, um sich visitiren zu lassen. Gewöhnlich werden sie den Tag nach ihrer Ankunft durchsucht, um zu sehen, ob alle Abgaben in der Hauptstadt entrichtet, ob keine verbotne Waaren geladen sind, und ob entlaufene Sklaven oder ungläubige (d. h. nicht muselmännische) Unterthanen, welche ihr Vaterland verlassen wollen, sich am Bord befinden.

Dritter Abschnitt.

Excursion nach Troas. Beschreibung dieses Landes. Bevölkerung. Produkte. Eichenarten, welche Galläpfel und Knoppern liefern.

Nachdem wir, mit dem Senkbley in der Hand, fast alle Küsten des Hellesponts untersucht und an mehrerern Gegenden das Innere des Landes, seiner Produkte wegen, durchstrichen hatten, eilten wir nach Troas, um unsre Blicke auf die Orte zu wenden, welche der Geist der Griechen und Römer so verherrlicht hat. Wir verließen den 29sten Januar die Dardanellen auf einem türkischen Fahrzeuge, und kamen in zwey Stunden vor dem ersten Schloß in Asien an. Wir ließen sogleich unser Gepäck und Vorrath nach dem griechischen Dorfe auf dem Vorgebirge Sigeum bringen, wo wir mit mehr Ruhe und Leichtigkeit unsere Beobachtungen, fern von den argwöhnischen Blicken der Türken, anzustellen hofften.

Wir wurden sehr angenehm überrascht, als wir Troas, mit der Iliade in der einen und Le Chevaliers Charte in der andern Hand, durchstrichen, die größte Uebereinstimmung mit Homers Gemählden zu finden. Man trifft zwar fast keine Spur von den Städten an, welche in dieser Gegend lagen, die Bewohner selbst sind verschwunden; aber der Lauf des Simois und des Scamander hat sich nicht verändert. Am Ufer dieses letz-

tern sieht man noch die Sümpfe, welche Homer erwähnt: die Zeit hat die Erdhügel nicht zerstören können, unter denen die Asche der Helden ruht, deren Namen bis zu uns gelangt sind: das Meer hat keine merkliche Veränderung an der Küste hervorgebracht; das Land ist noch immer fruchtbar, und im Stande, eine Menge Bewohner zu ernähren, und noch ist der Ida und alle Berge östlich von Troas, mit Fichten und Eichen bedeckt.

Einige Gelehrte haben beweisen wollen, daß der Krieg, welchen Homer beschreibt, sich nicht zugetragen, daß Troja nie existirt habe, und die ganze Iliade ein Roman sey. Der Gegenstand unsrer Beobachtungen war keinesweges um zu erforschen: ob dieser lange und grausame Krieg, den alle griechische Fürsten mit den Trojanern um eine geraubte Prinzessin führten, wo von beyden Seiten so viele Krieger und Helden fielen, und an dem alle Götter des Olymps so lebhaft Theil nahmen, eine dichterische Fabel oder eine historische Begebenheit gewesen sey. Die Täuschung, welche die Schriften des Vaters der Dichtkunst bey uns hervor brachte, war zu angenehm, als daß wir sie durch scharfsinnige Bemerkungen hätten zerstören sollen.

Es machte uns soviel Vergnügen, das Lager der Griechen zu messen, den Ort ihrer Landung zu sehen, die Ufer des Simois und Scamander, der Zeugen so großer Thaten, zu verfolgen, den Feigenhügel, den Gegenstand von Andromaches Unruhe zu suchen, die Spu-

ren von Ilion und Pergamos aufzufinden, und die Hügel, unter denen griechische und trojanische Helden ruhen, zu betrachten, daß wir damals jedem das Ohr verschlossen hätten, welcher uns beweisen wollte, daß keiner dieser Oerter den Reitz der Erinnerung gewähren könne.

Allein, welche Meinung man auch über den trojanischen Krieg und die Existenz von Troja annehmen mag: so kann man seit Le Chevaliers interessanter Reise nach Troas und seinen vortrefflichen Bemerkungen über den Homer nicht daran zweifeln, der Dichter der Iliade habe die genaueste Kenntniß dieser Gegend gehabt, die an seinen Aufenthalt grenzte, und daß er sie vor der Anlage seines Werks durchwanderte. In diesem Fall gewährt Troas und die Iliade allen Reitz der Wahrheit.

Die Dardanellen sind von dem ersten Schloß in Asien, Kum-kalessi, vier Meilen entfernt; von hier ist es eine halbe Meile bis zum Vorgebirge Sigeum, auf welchem das Dorf Jenitscher-keui liegt. Das Erdreich erhebt sich von hier an, und man trifft zwey Grabhügel, welche man für die des Achilles und Patroclus hält. Die Stadt, hinter dem Schloß am linken Ufer des Simois, liegt auf einer sandigen Ebne, und ist weder so groß noch so bevölkert, als die Dardanellen. Die Luft ist auch nicht so gesund, wegen der Sümpfe am gegenseitigen Ufer, deren faule Dünste im Sommer durch den unausgesetzten Nord-Nord-Ostwind auf die

Stadt geführt werden. Die Sümpfe in der Ebne, südlich von der Stadt, tragen auch dazu bey, gegen den Herbst, wenn der Südwind weht, Fieber zu verursachen. Der erste Morast, welcher ehedem Palus-stoma hieß, wird durch das Meerwasser hervorgebracht, der letzte durch das Gewässer des Scamanders, welches sich über die flachen Ufer verbreitet.

Neben dem ersten Sumpf ist ein kleiner Meerbusen, welchen man für den hält, wo die Griechen bey der Belagerung von Troja landeten; die Türken nennen ihn Karamlik-limani.

Der Thymbrius entspringt nordwestlich vom Ida, durchläuft eine fruchtbare, fast ganz bebauete Ebne, und ergießt sich nahe am Meere, in den Simois. Wenn man diesem Bach, welcher von Osten nach Westen fließt, nachgeht, so trifft man, nahe bey seinem linken Ufer, den Ort, welchen Constantin gewählt hatte, um die Hauptstadt des orientalischen Reichs zu bauen, und noch eine halbe Stunde weiter sieht man am rechten Ufer ein kleines Dorf, Haléli-keui genannt, in dessen Nähe, gegen Nordosten, die Ruinen eines Tempels liegen, welchen man für den des Apollo Thymbraeus hält. Eine kleine Meile weiter hin liegt, gleichfalls dicht am Bache, das Dorf Thumbrek-keui, welches wahrscheinlich auf den Ruinen von Thymbra, einer alten Stadt in der Nähe von Dardanus, gebauet ist.

In der Ebne von Thymbra traf, nach einigen Schriftstellern, den Achilles der tödtliche Pfeil, welchen Paris nach ihm warf.

Wir überlassen den Alterthumskennern, auszumachen, ob die Stadt und Ebne ihren Namen von dem Saturey, einer wohlriechenden Pflanze, welche auf Griechisch Thymbra heißt, oder nach dem Thymbrios, einem Freunde des Dardanus, welcher jene Stadt erbauete, erhalten hat, und bemerken bloß, daß der Saturey (satureja) in dieser Ebne und auf allen benachbarten Hügeln sehr häufig wächst.

Als wir dieses Dorf verließen, wandten wir uns gegen Süden, indem wir die erste Kette des Ida links liegen ließen. Nachdem wir zwey Stunden über eine unebne, bergige, fast ganz unbebauete Gegend gegangen waren, kamen wir zu einem andern Dorfe, Namens Alch-keui: der Simois fließt eine Viertelmeile davon. Wir begegneten mehreren Herden Schafe mit Fettschwänzen, und fragten die Schäfer, ob es auf den benachbarten Gebirgen keine wilden Thiere, als: Hyänen, Unzen, Wölfe und Schackale gäbe, welche ihre Herden anfielen: sie versicherten, daß dieses selten geschähe, indem sie gute Wache hielten. Wir erfuhren, daß sich auf diesen Bergen Bären, Eber und Schackale aufhielten, aber wir konnten uns nie verständlich machen, wenn wir von der Hyäne und Unze sprachen, welche wir in Syrien, Egypten und Persien so häufig antrafen. Es scheint auch, als ob sich wenige Wölfe in

dieser Gegend aufhielten, aber desto mehr Schackale, welche bekanntlich nicht sehr reißend, und nicht viel stärker als ein Fuchs sind. Der Schackal ist dem Vieh nur gefährlich, wenn er in zahlreiche Herden kommt.

Mitten im Frühling, wenn die grüne Bekleidung der Ebnen vor den heißen Sonnenstrahlen verschwindet, suchen die Schäfer dieser Gegenden, wie die im mittäglichen Frankreich und Spanien, in den Thälern und Bergen des Innern, Weiden, welche die Kühle und Feuchtigkeit in dieser Jahreszeit dort unterhält. Erst, wenn die ersten Herbstregengüsse die Vegetation wieder beleben, kehren sie in die Nachbarschaft des Meeres zurück.

Der Simois entspringt auf der Südwestseite des Cotylus, er läuft fast gerade nach Westen, durchströmt einen Strich von zwölf bis funfzehn Meilen, nimmt den Andrius bey Ine-keui und einige andre Bäche auf, und ergießt sich, eine halbe Meile nordöstlich von dem Vorgebirge Sigeum, in den Hellespont. Er ist nicht beträchtlich genug, um den Namen eines Flusses zu verdienen; sondern ist mehr ein Waldstrom, den die Regengüsse im Winter und Frühling, und das schnelle Schmelzen des Schnees, der zuweilen im Januar und Februar auf den Ida und Cotylus fällt, anschwellen. Sein Bett ist groß genug, aber selten enthält er hinlängliches Wasser; und im Sommer ist er beynahe

trocken, seitdem ein Pacha den Scamander in das Aegeische Meer geleitet hat.

Der Scamander entspringt, am Ende der trojanischen Ebne, aus fünf bis sechs Quellen, wovon sich eine durch ihr etwas laues Wasser auszeichnete. Nachdem er sechs bis sieben Meilen durchflossen hat, ergießt er sich in den Simois, eine Meile vom Meere. Er zeigt keine merkliche Veränderung in seinem Bette, seine Ufer sind fast zu allen Jahreszeiten mit Blumen bedeckt, und an mehrern Gegenden so niedrig, daß das Wasser Sümpfe verursacht, in denen Schilf, Binsen und Sumpfpflanzen wachsen. In der Regenzeit ist der Scamander kleiner als der Simois, aber dafür hat er fast immer dieselbe Menge Wasser, welches Fruchtbarkeit in seine Ebne bringt.

Ich habe dem Simois seinen Namen bis zur Mündung gelassen, obgleich alle Alten ihm denselben nach seiner Vereinigung mit dem Scamander genommen haben; aber der Simois hat nicht allein ein weit größeres Bett, und einen längern Lauf als jener, sondern der Scamander läuft auch heutiges Tages anders. Da der Capudan-Pacha Hassan, unter der Regierung des Abdulhamid, einige Mühlen bauen, und seine Ländereyen am Cap von Troja bewässern wollte, ließ er einen Canal, westlich vom Dorfe Erkessi-keui, graben, und leitete den Scamander hinein: er ergießt sich seitdem in das Aegeische Meer, eine halbe Meile südlich vom Cap Troja.

Die Küste ist niedrig und sumpfig an der neuen Mündung des Scamanders. Sie erhebt sich unmerklich vom Cap bis zum Dorfe Jeni-keui, und ist steil beym Vorgebirge Sigeum. Man geht auf einer erhabnen Bühne, wo man, ohne Hinderniß, die ganze Gegend übersehen kann: im Grunde sieht man den Hügel, worauf das alte Troja lag; daneben den Ida, in Gestalt eines Amphitheaters. Nördlich erblickt man den Hellespont und den Thracischen Chersones, westlich das Aegeische Meer mit einigen seiner Inseln, Tenedos zeichnet sich durch seinen pyramidalischen Berg, durch seine, mit Reben bedeckten, Hügel und Felder aus. Die kleine Kaninchen-Insel hat nie die Aufmerksamkeit der Geographen und Geschichtschreiber erregt. Man unterscheidet undeutlich das vulkanische Lemnos, wo, nach der Fabellehre, Vulkanus seine Werkstätte hatte. Nordwestlich fließen die hohen Inseln, Imbros und Samothrace, mit dem festen Lande zusammen.

Jenitscher-keui, welches auf den Ruinen von Sigeum erbaut ist, zeigt noch einige Spuren der alten Stadt. Die Neugierigen bewundern einen Marmorblock, von acht bis neun Fuß Länge, neben einer Kirchthüre; er hat eine griechische Inschrift, welche fast ganz verloschen und brstrophedon geschrieben ist, d. h. die erste Linie läuft von der Linken zur Rechten, die zweyte kommt von der Rechten zur Linken zurück, und so bis zu Ende.

An der andern Seite der Thür sieht man ein ziemlich gut gearbeitetes Basrelief von Marmor: es stellt eine sitzende Frau vor, welcher andre Weiber eingewickelte Kinder darzubieten scheinen; hinter diesen sieht man eine andre Frau, welche eine Schachtel in einer und eine Vase in der andern Hand trägt. Der Graf Choiseul, Gesandter zu Constantinopel, verlangte diese beyden Marmorblöcke wegnehmen zu dürfen, und erhielt auch von der Pforte die Erlaubniß; da er aber die Hindernisse, welche ihm die Eingebornen entgegensetzten, nicht überwinden konnte, begnügte er sich, das letztere abzeichnen zu lassen.

Nördlich vom Dorfe liegen zehn bis zwölf Windmühlen, welche den Matrosen zu Zeichen dienen: eine halbe Meile weiter südlich richten sie sich nach dem Grabmal des Antilochus, welches auf der oben erwähnten erhabnen Stelle der Küste liegt. Antilochus, der Sohn des weisen Nestor kam bey der Belagerung von Troja um, indem er den Hieb, den Memnon nach seinem Vater that, abwenden wollte. Eine Meile weiter südwärts nach dem Cap von Troja, findet man das Grabmal des Peneleus, eines Anführers der Thebaner: das Grab des Aësiëtes ist eine Meile vom Meer, östlich von der neuen Mündung des Scamanders. Auf dem Gipfel dieses Grabmals wagte Polites, der Sohn des Priamus, die Bewegungen der Griechen auszuspähen; indem er sich auf die Schnelligkeit seiner Füße verließ. Dieses Grabmal ist zwey Meilen von Troja entfernt,

und drey bis zu der Stelle am Hellespont, wo die Griechen landeten.

Indem wir an dem Scamander hinanfgehen wollten, kamen wir mehrmals in Sümpfe, aus denen wir uns mit Schwierigkeit heraus wanden, und wir waren genöthigt, den Weg zu nehmen, welcher nach Bunarbaschi führt; eine Viertelmeile rechts lag das Dorf Bos-keui. Am Ende der Ebne entsprang die erste Quelle des Scamanders: der Erineos, oder Hügel der wilden Feigen, lag auf der andern Seite. Wir glaubten die Ueberreste einer alten Mauer am Hügel zu bemerken; aber das, was wir für ein Gemäuer hielten, war bloß der Kalkfelsen selbst, der durch einen steinigen, rothen, festen Kitt zusammenhing.

Am Wege fanden wir mehrere Quellen; wir suchten vorzüglich die, welche Homer erwähnt, auch im Winter heiß ist und raucht: sie ist die nächste am Dorfe, die ein Bassin von Marmor und Granit hat. Wir steckten die Hand, im Märzmonat, hinein, da wir mit Ferregeaù, Pampelone und andern Franzosen das Land noch einmal durchreisen wollten. Wir fanden damals das Wasser nur ein wenig lau; aber im Winter war es so, wie es Homer beschreibt: sehr warm, geschmacklos, und ohne merklichen Niederschlag. Nachdem es einige Gärten gewässert, und ein kothiges Land durchflossen hatte, wo Weiden, Ulmen, Binsen und Schilf wuchsen, vereinigten sich alle Quellen in ein gemeinschaftliches Bett, dessen Breite zwölf, funfzehn

bis höchstens zwanzig Fuß betrug, und zwey bis drey in der Tiefe hatte. Dies ist der berühmte Scamander, den ich erwähnt habe.

Bunar-baschi liegt nordöstlich von der lauen Quelle, auf einem sanft abhängigem Erdreich: dieses Dorf hat, ohngeachtet des Ueberflusses seiner Weiden und seiner fruchtbaren Lage, höchstens zweyhundert Einwohner. Wir eilten, den Hügel zu besteigen, worauf, nach Homer, das alte Troja erbaut war: schon hatten wir auf einem steinigen Grunde zwey Grabhügel gefunden, ohne eine Spur von der alten Stadt zu entdecken, und kamen auf eine erhabne Gegend, neben welcher der Simois floß. Nahe vor uns hatten wir die erste Bergkette des Ida: vor uns floß in einem engen und fruchtbaren Thale der Simois zwischen Kalkbergen, und wir sahen nördlich den Hellespont bis zum Vorgebirge Sigeum; so wie westlich die ganze Ebne. Wir verfolgten den Lauf beyder Flüsse, und unterschieden die Grabhügel des Aësiëtes und Antilochus; wir waren, mit einem Wort, auf der Citadelle und dem Schloß des Priamus, und suchten noch Troja. Nach einer genauen Forschung entdeckten wir einige, kaum bemerkbare, Spuren von Mauern und Scherben: aber man muß gestehen, daß wir ohne die Iliade nicht die geringste Spur der berühmten Stadt gefunden hätten, welche zehn Jahre hindurch der vereinten Macht von ganz Griechenland widerstand.

Le Chevalier glaubt, daß die Stadt den ganzen Raum zwischen Bunar-baschi und dem Abhange, an dessen Fuße sich der Simois schlängelt, einnahm: er setzt die Citadelle zwischen diesem Abhange und dem Scaeischen Thore,° oder dem östlichen Thor des Dorfes; er bezeichnet den unbebaueten Hügel gegen Südwesten, auf welchen man noch wilde Feigen und Mandeln trifft, als den Erineos, oder den Feigenhügel, und seine Beweise sind nicht zu widerlegen, wenn der Scaman der unter der Stadt entsprang, und Troja am Simois lag.

Eine halbe Meile gegen Süden sieht man einen waldigen Berg, den die Türken Kara-daag nennen: hinter diesem Berge liegt Ine-keui, ein kleines Dorf an dem Bache, welchen man für den Andrius der Alten hält: eine Meile weiter sieht man Eski-skuptschu, welches Le Chevalier für das alte Scepsis hält.

Diese Vermuthung scheint uns nicht unwahrscheinlich; denn das türkische Wort Skuptschu hat nicht allein viel Aehnlichkeit mit dem griechischen Scepsis, und dieses lag, nach Strabo, an der höchsten Stelle des Ida, oder gegen Osten; sondern derselbe Schriftsteller erwähnt noch eine andre Stadt auch unter dem Namen Scepsis, vierzig Stadien von der erstern, und dies trifft ganz genau mit der wirklichen Lage von Skuptschu überein.

Diese Stadt war das Vaterland von Demetrius, dem Grammatiker, und mehrern berühmten Männern. Sie hatte mehrere Büchersammlungen, und war wegen ihrer vortrefflichen Weiden bekannt. Artaxerxes, der König von Persien, beschenkte den Themistocles mit Scepsis, wegen seiner Kleiderfabriken, Lampsacus wegen des Weins, Magnesia am Meander wegen des Brodts, und Myontes wegen seines Fleisches.

Hinter dem Andrius kommt man in ein sehr fruchtbares Thal, in dessen Mitte der Simois fließt. In diesem Thal, welches vier bis fünf Meilen lang, und höchstens anderthalb breit ist, liegt gegen Osten das Dorf Baira-mitsche, welches fast ganz von Türken bewohnt wird.

Der Cotylus, welcher drey Meilen hinter diesem Dorfe liegt, ist das höchste von allen Gebirgen gegen Osten von Troas. Seine Höhe über der Meeresfläche beträgt beynahe 775 Toisen.

Nach der Anzahl der Dörfer, welche die Landcharte dieses schönen und fruchtbaren Landes angiebt, sollte man glauben, daß dieses Land sehr bevölkert sey; aber, wenn man bedenkt daß keiner dieser Flecken über 300 Einwohner hat, (ausgenommen Baira-mitsche, welches über 600 zählt) so wird man sich nicht wundern, wenn ich die ganze Volksmenge in dieser Gegend nicht über 7 bis 8000 anschlage: ich nehme nicht einmal bey dieser

Schätzung das erste Schloß von Asien aus, welches allein ein Drittel dieser Zahl enthält.

Die Bewohner von Troas sind nicht sehr betriebsam; sie begnügen sich damit etwas Korn, Gerste, Baumwolle und Sesam zu ihrem Bedürfniß zu bauen, einige Herden zu ziehen, und auf den benachbarten Bergen Galläpfel und Knoppern zu sammlen.

Die Eiche, welche diese Galläpfel liefert, ist dem Botaniker nicht bekannt. Sie ist in ganz Klein-Asien vom Bosphorus bis Syrien, von den Küsten des Archipelagus bis zu den Grenzen von Persien verbreitet. Ihr Stamm ist krumm; sie erreicht selten die Höhe von sechs Fuß, und zeigt sich häufiger unter der Gestalt eines Busches als unter der Gestalt eines Baums.

Die Blätter sind klebrigt, auf beyden Seiten hellgrün, und sitzen an einem kurzen Stiel: sie sind gezähnt, und jeder Zahn ziemlich spitz. Sie fallen jährlich gegen das Ende des Herbstes ab. Die Eichel ist länglich glatt, und zwey bis dreymal so lang als der Kelch: diese sitzt fest, ist mit kurzer Wolle bedeckt, und mit Schuppen befestigt (Quercus infectoria foliis ovato-oblongis, sinuato-dentatis, glaberrimis, deciduis; fructibus sessilibus, longissimis.)

Der Gallapfel ist hart, holzig und schwer. Er wächst auf den Stielen der kleinsten Zweige, und erreicht vier bis zwölf Linien im Durchmesser. Gewöhn-

lich ist er rund, und voll Unebenheiten, die zum Theil spitz zulaufen.

Dieser Gallapfel wird höher geschätzt, wenn er vor seiner Reife, oder vor der Entfernung des Insektes, das ihn hervorgebracht hat, gesammelt wird. Die Galläpfel, welche durchbohrt sind, oder aus denen das Thier heraus gekrochen ist, sind leichter und von hellerer Farbe.

Die Einwohner des Morgenlandes wenden viel Aufmerksamkeit darauf, die Galläpfel gerade zur günstigsten Zeit zu sammeln, d. h. dann, wenn dieser Auswuchs am größten und schwersten ist. Wenn sie mit der Einsammlung zögern wollten, so würde die Larve, welche im Innern lebt, sich verwandeln, die Frucht durchbohren, und unter der Gestalt eines geflügelten Insekts erscheinen. Der Gallapfel würde vertrocknen, wenn er die Säfte, die zum Wachsthum des Thieres nöthig sind, verlieren sollte, und seine Brauchbarkeit zu färben einbüßen.

Die Agas sorgen dafür, daß die Bauern im Julius die mit Eichen bedeckten Berge und Hügel durchstreichen; es ist nämlich ihr Vortheil, wenn die Galläpfel von guter Beschaffenheit sind, weil sie eine Abgabe davon erhalten. Die ersten Galläpfel werden abgesondert: sie heißen im Orient Jerli, und im Handel grüne oder schwarze Galläpfel; die, welche bey der ersten Einsammlung übergangen sind, und die etwas später gesammlet

werden, heißen weiße Galläpfel, und sind von weit schlechterer Beschaffenheit.

Die Galläpfel aus der Gegend von Mossul und Tocat, und überhaupt aus der östlichsten Gegend der Türkey, sind weniger geschätzt, als die von Aleppo, Smirna, Magnesia, Karahissar, Diarbekir, und im Innern von Anatolien. Von den erstern kostet in Smirna und Aleppo der Centner zwey bis drey Piaster weniger, als die letztern.

Man versäumt fast überall, die Eicheln aufzulesen, welche den Schweinen und Ziegen zur Fütterung dienen. Diese tragen viel dazu bey, die Eichen zu verkrüppeln, indem sie außer den Früchten auch die Blätter und jungen Zweige abnagen. Die Diplolepis, welche die Galläpfel verursacht, hat einen gelben Leib, dunkle Fühlhörner und einen glänzend braunen Rücken. Unter dieser Gestalt findet man sie zuweilen in den undurchbohrten Galläpfeln (diplolepis gallae tinctoriae).

Auf derselben Eiche findet man eine Menge andre Auswüchse, welche, weil sie nicht zum Färben dienen, nicht gesammelt werden. Er zeichnet sich durch seine Größe aus, ist schwammig, leicht, braunroth, und an der dicksten Stelle mit Höckern besetzt. Eben derselbe unterscheidet sich, wie man sieht, von der Tausineiche und dem Insekt, welches die Auswüchse hervorbringt. Bey dieser ist es eine Diplolepis von schwarzgelber Farbe mit bräunlichen Fühlhörnern und Füßen.

Die Eiche, welche die Knoppern liefert, wird von den Griechen Velani (von βαλανος) und von den Botanikern Quercus aegylops genannt. Sie wächst auf der Westküste von Anatolien, auf den Inseln des Archipelagus, Corfu, Cephalonien und ganz Griechenland. Sie ist kaum so groß, wie unsre Zirneichen: das Holz wird nicht so geschätzt, und man benutzt es höchstens zu Tischlerarbeit. Die Blätter sind hellgrün, und unten etwas gewunden; ihre Gestalt ist länglich rund, mit spitzen Zacken. Die Eichel ist dick, kurz, und an der Spitze etwas eingedrückt. Der Kelch ist sehr groß, und mit langen Blättchen besetzt.

Diese Kelche benutzen die Morgenländer, Italiener und Engländer eben so, wie die Galläpfel zum Färben. Die Franzosen führen sie nur nach Marseille, um sie weiter nach Genua oder Livorno zu senden. In unsern Färbereyen hat man sich ihrer bisher noch nicht bedient.

Troas liefert wenig Wein; obgleich die Berge und Hügel sehr dazu geeignet sind. Die Trauben benutzt man zu Weinbeermuß, welches auf türkisch Petmés heißt, wovon die Orientalen das ganze Jahr über sehr viel verzehren. Sie gebrauchen es bey ihren Ragouts, und anstatt Honig oder Zucker zu ihren leckersten Gerichten, und mit Sesam machen sie eine Art Gebacknes daraus, welches man auch in Europa nicht verschmähen würde. Ich habe es in Constantinopel, den Dardanellen und den meisten türkischen Städten häufig gesehen.

Man mischt diese beyden Substanzen in Kesseln an mäßigem Feuer, und rührt sie mit einem hölzernen Löffel um, bis die Mischung sich zu einem dicken Teig vereinigt. Man gießt diesen über große Marmor- oder Kupferplatten, und erhält, nach der Abkühlung, Kuchen von anderthalb Zoll Dicke. Im Einzelnen wird das Pfund für fünf bis sechs Sous verkauft.

Im Winter wimmeln die Sümpfe und Flüsse von Troas von einer ungeheuern Menge Enten, Reiher, Schnepfen, Regenpfeifer und andern Wasservögeln. Wir sahen auch viele wilde Schwäne, Pupinen (macreuses) und Wasserhühner. Die Seeschwalben und Meven halten sich gewöhnlich am Canal auf.

Im May sammelten wir eine ansehnliche Menge Pflanzen und Insekten: wir erstaunten dabey über die große Anzahl von Schlangen, die wir antrafen. Da das Gras hoch und buschigt war, gingen wir mit vieler Vorsicht, weil wir befürchteten, daß diese Amphibien giftig seyn könnten. Wahrscheinlich war es die Zeit ihrer Begattung; denn wir fanden stets zwey und zwey beysammen; ohngeachtet ihrer Dicke, ihres Zischens und ihrer funkelnden Augen, welche Virgil erwähnt. Diese flohen bey unsrer Annäherung, und schienen keinesweges geneigt zu seyn, uns zu überfallen und uns den Tod des Laocoon und seiner Söhne zu verursachen.

Vierter Abschnitt.

Bemerkungen über Alexandria-Troas und die umliegenden Gegenden. Ankunft zu Tenedos, Beschreibung dieser Insel, Produkte und Sitten der Bewohner.

Wenn auch gleich Troja keine Spuren seiner Existenz mehr zeigt, wenn Priamus-Burg, die Citadelle, die Tempel und Stadtmauern bis auf den Grund zerstört, wenn die Ruinen einer so beträchtlichen Stadt auch gänzlich verschwunden sind: so ist doch an der Stadt, welche nach vielen Jahrhunderten Troja ersetzen sollte, ob sie gleich zerstört ist, noch der alte Glanz sichtbar. Man sieht an der Länge ihrer Mauern ihre Größe, und an den Ruinen ihre Pracht: die ungeheure Menge zerbrochner Säulen, Capitäle und Gesimse, die man zerstreut findet, zeugen von dem Luxus und dem Reichthum der Einwohner.

Sechs Meilen südlich, vom Vorgebirge Sigeum, trifft man auf die Ueberbleibsel der Stadt, welche Alexander zum Gedächtniß Trojens erbauen ließ. Antigonus, einer seiner Generale, dem nach Alexanders Tode Klein-Asien zu Theil wurde, gründete sie zu gleicher Zeit, als er Smirna wieder bauete, und die unter den Lydiern zerstreuten Einwohner sammelte. Antigonus gab seiner erbaueten Stadt seinen Namen; aber Lysimachus, der sie nach ihm besaß, nannte sie nach dem Er-

oberer, welcher zuerst den Plan dazu entwarf; er verschönerte und erweiterte sie. Nachdem sie in die Hände der Römer gefallen war, wurde sie unter August eine der schönsten Städte des Orients. Unter dem Hadrian ließ Herodes Atticus, Statthalter der freyen Städte in Asien, eine prächtige Wasserleitung bauen, von der man noch einige Ueberreste sieht. Wahrscheinlich führte diese Wasserleitung einen Theil des Scamanders nach der Stadt; denn es ist kein andrer Fluß in der Nähe, welcher zu dem Bedürfniß einer großen Stadt reichhaltig genug wäre.

Ich will die Ruinen von Alexandria-Troas nicht beschreiben; man mag hierüber frühere Reisende, als Pocock, Wheeler, Chandler, Le Chevalier und andre nachlesen.

Die Mauern der Stadt, der Häuser, der Tempel und andrer Gebäude waren von einem harten Muschelstein erbaut. Parischer Marmor und von Marmara sind gleichfalls häufig, so wie einige Arten von Granit. Man sieht noch neben dem Hafen zwey große Marmorsäulen, welche die Türken haben einschiffen wollen; sie sind die letzten von denen, welche die Sultane nach und nach, zum Bau der Moschéen in Constantinopel, abgeholt haben; die eine ist beym Transport zerbrochen.

Südlich von der Stadt fließt ein unbedeutender Bach, und neben diesem sind zwey heiße Quellen, deren sich die Türken und Griechen dieser Gegend ohne Ein-

sicht und auch fast immer ohne Erfolg bedienen. Im Frühling nämlich kommen sie zu ganzen Schaaren von Tenedos und Troas, um sich darin zu baden; theils um künftigen Krankheiten vorzubauen, theils um sich von schweren Uebeln zu heilen, vorzüglich empfiehlt man sie bey Hautkrankheiten, Aussatz und venerischen Uebeln.

Der Hafen ist sehr eng, und der Eingang fast ganz durch den Sand verstopft, welchen der Strom des Hellesponts, und das Wogen des Meers nach und nach an die Küste von Troas gespült haben. Jetzt würde dieser Hafen zu einem, nur einigermaßen beträchtlichen, Seehandel nicht hinreichen; aber in einer Zeit, wo der Handel beschränkt, und die Schiffe kaum so groß als unsre Kähne waren, auch die Schiffahrt durch keine Jahreszeit gehindert ward, konnte eine kleine Anzahl Schiffe die Ausfuhr einer Ackerbau treibenden Stadt, und die Einfuhr der Artikel des Luxus bestreiten.

Der Hafen bildete eine Art von halbrunden Becken, welches durch eine Landzunge vom Meere getrennt wird; durch das Vorgebirge Tuzelik und eine Reihe Felsen an seinem Eingange ist es vor den Nord- und Nordwestwinden gedeckt.

Die Geschichte erwähnt nicht, in welcher Zeit diese Stadt zerstört ward: als die Türken dieses Land einnahmen, existirte sie nicht mehr; denn, nach Leunclavius, ging Solimann, der Sohn des Orchon, ehe er Gallipoli belagerte, lange auf den Ruinen von Troja

umher, und bewunderte die zerstörten Mauern und Ueberbleibsel der ungeheuern Gebäude.

Die Gegenden um Alexandria-Troas sind fruchtbare Ebnen, auf denen die Velani-Eiche wild und häufig wächst: sie wird von der trojanischen Ebne durch einige Hügel getrennt. Ein Gebirge, welches auf den Ida folgt, zeigt sich zwey bis drey Meilen östlich, und erstreckt sich gegen Süden: von hier bis zum Cap Baba scheint der Boden uneben und von abwechselnder Fruchtbarkeit zu seyn, im Innern aber bergigt und waldicht. Doch ehe wir uns südlich wenden, wollen wir einen Blick auf das Merkwürdigste und Interessanteste von Tenedos werfen.

Den vierten Februar verließen wir Alexandria-Troas auf einem zerbrechlichen Fahrzeuge, welches wir vom ersten Schloß von Asien hatten kommen lassen, und da das Wetter schön und die Temperatur gelinde war, fuhren wir an der Küste Kum-burnu, oder dem Sand-Cap, mit Vergnügen herunter, und stiegen von Zeit zu Zeit ans Land. Wir fanden auf diesem ganzen Striche nichts Merkwürdiges, und suchten vergeblich Spuren von alten Städten, vorzüglich von Larissa, welches die Geographen hieher setzen. Die Küste ist niedrig und sandig; die Ebne fruchtbar, aber unbebaut, und von dem Bach Sudlu-su bewässert, den zuweilen das Regenwasser im Winter anschwillt: gegen seine Mündung wieder breiter, und bildet einige Sümpfe. Ich bin nicht im Stande, zu bestimmen, wie er ehedem geheißen

haben mag. Wir reisten Nachmittags von diesem Vorgebirge ab, und kamen durch Rudern sehr geschwind in den Hafen von Tenedos.

Die Entfernung dieser Insel von der Küste beträgt nur anderthalb Meilen, und fünf bis zum Eingange in den Hellespont. Der Hafen ist klein, und kann nur Kauffahrtheyschiffe fassen: er wird durch einen Damm, welcher mit der Wasserfläche gleich steht, und von einer Landzunge gebildet, auf welcher die Citadelle liegt, welche den Eingang beschützt und die Stadt vor dem Ueberfall eines Seeräubers deckt. Die Stadt liegt im Halbkreise in einem Thal und auf einem Hügel. Sie hat fünf bis sechstausend Einwohner, deren Anzahl man nach der Kopfsteuer angeben kann.

Man zählt zu Tenedos eben so viele Türken, als Griechen, die sich fast alle mit dem Ackerbau beschäftigen, nur wenige sind Matrosen, die erstern gehören größtentheils zur Besatzung der Citadelle.

Es ist hier ein Waiwode oder Statthalter, ein Aga oder Befehlshaber der Citadelle unter dem Waiwod, und ein Cadi oder Richter. Die Janitscharen, zwey bis dreyhundert an der Zahl, müssen im Fall eines Angriffs, den Ort vertheidigen, und täglich auf die Wache ziehen, welches aber lange nicht geschehen ist. Man sieht in der Citadelle noch einige venetianische Kanonen ohne Lavetten, welche nur dort zu seyn scheinen,

um daran zu erinnern, daß diese Insel vor Ankunft der Türken, jener Handelsnation gehörte.

Diese wenig bevölkerte und schlecht vertheidigte Insel kam früh unter ottomannische Herrschaft. Während der Minderjährigkeit Mahomed des Vierten, eroberten die Venetianer sie wieder, nachdem der Admiral Mocenigo die türkische Flotte im Jahr 1656 in der Meerenge aufs Haupt geschlagen hatte; als aber der Admiral das Jahr hierauf in einem zweyten Treffen umkam, zog sich die venetianische Flotte zurück, und die Insel fiel von neuem unter die Herrschaft der Türken, welche sie bis jetzt ununterbrochen besessen haben.

Die Stadt wird von einem nicht sehr hohen, pyramidenförmigen Berge bestrichen, welcher durch vulkanische Ausbrüche, von denen man Spuren auf dem ganzen nördlichen Theil der Insel antrifft, gebildet zu seyn scheint. Man findet in der Gegend umher Granit, welcher sich durch kleinere oder größere Stücke krystallisirten Feldspath auszeichnet.

Wenn man aus der Stadt gehet, und sich nach Westen wendet, bleibt dieser Berg rechts liegen, und man kommt in eine sandige, nicht sehr fruchtbare Ebne, welche fast ganz mit Weinstöcken bepflanzt ist. Die Hügel sind größtentheils kahl, dürre und keiner Kultur fähig; südlich von der Stadt bestehen sie aus Kalk, die Felsen sind mehr oder weniger kreidig, und mit Seemuscheln bedeckt. Wir fanden wenige Obstbäume; die

Fichte von Aleppo und die Velani-Eiche sind auch nicht sehr häufig. Wir erlegten einige Kaninchen an den Hügeln; aber dieses Wildpret ist hier sehr selten; häufiger trifft man rothe Rebhühner und Hasen. Die Schnepfen und Wachteln ruhen auf ihrer Wanderung mehr in Troas und den übrigen Inseln des Archipelagus.

Tenedos liefert wenig Korn, Früchte und Gemüse; eben so wenig Baumwolle und Sesam. Der Weinstock ist der einzige Reichthum dieses Landes, und seine Behandlung die Hauptbeschäftigung der Einwohner; er gedeihet in dem leichten, sandigen Erdreich der Ebne, und kommt auch am Fuß der Anhöhen gut fort. Die Weinstöcke werden in gleichen Entfernungen, welche nach der Güte des Bodens verschieden sind, neben einander gepflanzt; man gräbt das Land zweymal um, des Winters und im Frühling, beschneidet den Wein vor Ende des Winters, wie bey uns in südlichen Provinzen, und sammelt in der Mitte des Augusts die Früchte; aber dann sind die Trauben schon so reif und süß, daß die Gährung zu langsam vor sich gehen würde, wenn man ihren Saft nicht mit etwas Wasser vermischte. Die Einwohner gießen ein Viertel Wasser zu, wenn die Trauben in die Kufe gelegt werden.

Ohngeachtet diese Gewohnheit fehlerhaft ist, wird der Wein doch feurig und sehr gut. Wir haben bey einigen reichen Privatpersonen davon getrunken, und würden ihn, wenn man uns nicht anders berichtet

hätte, für vortrefflichen Porto-Wein getrunken haben. Er war indeß sorgfältiger, als der gewöhnliche Handelswein bereitet, und hatte nur ein Sechstel Wasser Zusatz erhalten: ferner war er alt und in Bouteillen aufbewahrt. Wir haben auch bey dem griechischen Bischof vortrefflichen weißen und rothen Muscatwein getrunken, welcher dem besten Frontignac nichts nachgab. Unter diesen wird kein Wasser gemischt: man beert die Trauben ab, preßt sie, so schnell wie möglich aus, und läßt sie ohne Trester gähren. Mitten im Winter füllt man ihn auf Tonnen oder Krüge, von da wird er in irdene gefirnißte Töpfe gegossen, die man sorgfältig zustopft.

Die Bereitung des Muscatweins läßt vermuthen, daß man den Wein, eher um ihn zu vermehren, als um Gährung zu befördern, mit Wasser versetzt. Die Habsucht veranlaßt die mehresten Einwohner, das richtige Verhältniß zu überschreiten; sie gießen zu viel Wasser darunter, wodurch der Wein, ehe sie Gelegenheit haben, ihn zu verkaufen, sauer wird.

Dieses Getränk zahlt dem Staate zwey Paras von der Ocke, welche Abgabe von dem Verkäufer erhoben wird. Der Generalpächter dieser Auflage begiebt sich unmittelbar nach der Weinlese in die Häuser und Niederlagen der Privatpersonen, um die Menge des vorhandnen Weins zu taxiren, und zu bestimmen, wie viel sie davon trinken und verkaufen dürfen. Er läßt sich die Abgabe nach Verhältniß des Verkaufpreises bezahlen,

und oft fordert er sie voraus, indem er sicher ist, daß ihn ein eben so ungerechter Waiwode oder Cadi unterstützen werde.

Es werden jährlich über 600,000 Ocken Wein von Tenedos ausgeführt, welche dem Pächter über 30,000 Piaster einbringen. Der Wein geht nach Constantinopel, Smirna und Rußland, man zieht ihn dem Wein von Rodosto und der Insel Thasos vor, welche nordwestlich von Tenedos, ohnfern dem festen Lande, liegen.

Obgleich die Türken Weinberge besitzen, erlauben sie sich doch nicht, den Wein selbst zu bereiten; da die Gesetze sowohl des Staats als auch der Religion es verbieten; sie verkaufen die Trauben an griechische Kaufleute, nachdem sie den Theil, den sie für den Winter zu Weinbeermuß bestimmen, zurückgelegt haben. Es wird auch eine geringe Quantität Branntwein davon ausgeführt, wovon die Ocke vier Paras abzugeben hat.

Das Klima von Tenedos ist noch gelinder, als bey den Dardanellen; starken Frost empfindet man nie. Es friert selten, und die Hitze im Sommer wird durch den Nordostwind gemäßigt, welcher unausgesetzt den Tag über weht. Die Häuser haben statt der Dächer Terrassen, und obgleich die meisten massiv sind, so vermißt man doch die Zierlichkeit und Dauerhaftigkeit der Häuser von Scios, und der größern Inseln des Archipelags

gus, welche die Genueser oder ehedem Venetianer besaßen.

Den Griechen von Tenedos mangelt jene Fröhlichkeit, welche man bey den Griechen der übrigen Inseln bemerkt; auf den Straßen sind sie stumm und traurig, und wagen es kaum, sich in ihren Häusern zu erholen. Sie vermeiden rauschende Vergnügungen, welche ohne Zweifel die Aufmerksamkeit der Türken erregen, und ihre Habsucht wecken würden; aber sobald sie ganz sicher sind, überlassen sie sich einer Art von Taumel und Ausgelassenheit. Die Küste von Troja ist oft der Schauplatz ihrer Feste, und der Ort ihrer Vergnügungen: hieher begeben sie sich zur Zeit einer Hochzeit und eines Schmauses, und bringen unter einem Platanus oder einer Eiche den ganzen Tag mit Tanzen, Singen, Essen und Trinken zu.

Der Grieche, bey dem wir wohnten, glaubte, als Agent der Republik, uns vor unserer Abreise ein Gastmal geben zu müssen, wozu er die vornehmsten Einwohner der Stadt einlud. Eine große Anzahl Frauenspersonen von jedem Alter war zugegen, der Wein wurde nicht gespart, die Musikanten waren zahlreich, und der Tanz, welcher anfangs feyerlich und abgemessen war, wurde, unter den Männern, so wild und lebhaft nachher, daß die Decke zum Theil einfiel; da aber niemand Schaden nahm, ward er in einem andern Zimmer fortgesetzt, und dauerte bis tief in die Nacht. Auf Gesänge der Liebe, folgten bacchische Lieder, und diese ver-

wandelten sich nach Ausleerung einer ansehnlichen Menge Flaschen in Gebrüll.

Die Frauen waren zwar lustig, aber nicht ausgelassen; sondern es herrschte unter ihnen der größte Anstand. Ihr Tanz war beständig sittsam, ihr Gesang sanft und angenehm: sie mischten sich nicht unter die Männer, und nahmen weder Theil an ihrer Trunkenheit, noch an ihrer Ausgelassenheit. Die jüngern waren fast alle hübsch. Einige fielen uns durch ihre Schönheit auf; sie konnten an Wuchs und Gesichtszügen den schönsten Mustern des Alterthums an die Seite gestellt werden.

Wir hatten Lust nach Lemnos, Imbros und Samothrace zu fahren, um auf der erstern die vulkanischen Spuren, worauf die Fabel anzuspielen scheint, und ihre großen Häfen zu sehen. Die beyden andern, die uns schon lange vor Augen lagen, reitzten uns durch ihre waldigen Gebirge, und durch das, was man uns von den griechischen Stämmen erzählt, welche sie bewohnen. Da wir aber kein, nach dieser Insel bestimmtes, Fahrzeug in dem Hafen von Tenedos fanden, und uns mitten im Winter keiner Caique anvertrauen mochten, beschlossen wir, ein großes bedecktes Fahrzeug, welches nach Mitylene segelte, zu benutzen.

Fünfter Abschnitt.

Ankunft zu Lesbos. Beschreibung dieser Insel, Bevölkerung und Handel.

Wir verließen Tenedos am 24sten Februar, um acht Uhr Morgens, unter einem sanften Nordwinde, und fuhren an der Küste von Asien herunter, so, daß wir uns gegen Mittag dem Cap Baba, ehedem Lectos, gegenüber befanden. Unser Schiffscapitain würde uns vergönnt haben, bey der Stadt östlich vom Cap auszusteigen, wenn er nicht befürchtet hätte, er möchte vor Nachts den Hafen Petra nicht erreichen; er willigte indessen ein, einige Zeit hindurch längs der Küste, welche wir beobachten wollten, hinzufahren.

Die Stadt liegt am Ufer auf einem abhängigem Boden und hat einen kleinen Hafen für Kähne: die Schiffe, welche widrigen Nordwind haben, ankern zuweilen zwey bis drey Taulängen vom Hafen, bis der Wind sich umsetzt. Es lagen eben zwey Schiffe, ein Venetianisches und ein Ragusanisches, hier, welche seit vierzehn Tagen an der Spitze des Caps den Südwind erwarteten, um durch den Hellespont nach Constantinopel gelangen zu können.

Baba schien eine sehr kleine Stadt zu seyn; sie ist in der Türkey wegen der Säbel und Messer, welche hier

für den Orient verfertigt werden, sehr berühmt. Man sagte uns, daß sie halb von Türken und halb von Griechen bewohnt würde: der Boden ist ziemlich fruchtbar, und liefert dieselben Produkte, als Troas.

Die Küste hatte vom Cap bis zu dem Ort, wo wir sie verließen, oder zwey bis drey Meilen weit, ein vulkanisches Ansehen: sie ist hoch, steil und röthlich von Farbe. Das Innre des Landes ist bergig und mit Wald bewachsen. Als wir uns von der Küste entfernten, bemerkten wir bebaute Stellen, und Herden, welche Bewohner der Ruinen von Assos und der umliegenden Gegenden anzeigten.

Nach Sonnenuntergang eilten wir, nach Petra zu kommen, wo wir auch vor dem Anbruch der Nacht die Anker auswerfen konnten. Dieser Hafen oder vielmehr diese Rhede liegt auf der Nordseite von Lesbos; sie ist an der Nordwestseite offen, weswegen das Meer unruhig war. Die Schiffe können indeß vor allen Winden sicher darinn liegen, weil die Wellen sich beym Eingange an einigen Klippen brechen, und weil die Küste von Asien, welche nur zwey bis drey Meilen entfernt liegt, die starke Bewegung des Canals durch Nord- und Nordwestwinde verhindert.

Es befanden sich zwey Janitscharen am Bord, welche uns ein reicher Türke auf Tenedos empfohlen hatte. Diese landeten zu Petra, in der Absicht, zu Lande nach

Mitylene zu gehen, da sie befürchteten zu Wasser aufgehalten zu werden. Ich ergriff sogleich diese Gelegenheit, und bot mich an, sie zu begleiten. Ich nahm einen Bedienten mit: Bruguiére blieb mit einem andern am Bord, um auf unsre Sachen Acht zu haben, welche wir weder der verdächtigen Treue griechischer Bedienten, noch unbekannten Seeleuten derselben Nation anvertrauen mochten.

Das Dorf Petra, welches von einem großen, einzeln stehenden Granitfelsen, den man in seiner Mitte sieht, den Namen hat, liegt auf einer Ebne an der Seeküste: es hat 2 bis 300 Türken und Griechen zu Einwohnern, welche fast alle Ackerbau treiben. Es ist von vulkanischen Bergen umgeben, und stößt an die Ebne von Molivo. Die griechischen Weiber dieses Dorfs tragen einen sehr hohen Kopfputz, welcher einer Bischofsmütze ähnelt.

Da wir keine Pferde zu Petra antrafen, schlugen mir die Janitscharen vor, das Nachtlager in dem eine Meile entfernten Molivo zu halten. Dieses Dorf liegt östlich von Petra, auf einem Hügel, nahe am Meer: es ist auf Basaltfelsen, genau an der Stelle des alten Methymna, gegründet. Ein fast zerstörtes Schloß, welches die Genueser erbauet haben, bestreicht den Ort: man sieht daselbst einige zerbrochne und unbrauchbare Kanonen zerstreut liegen.

Die Bevölkerung von Molivo mag 2 bis 3000 Türken und Griechen betragen. Die Gegend ist eine kleine sehr fruchtbare, von vulkanischen Bergen umgebne Ebne. Die Produkte bestehen vorzüglich in Oehl, Korn und Gerste. Es giebt hier wenig Wein, und verschiedne Obstarten, auch baut man etwas Baumwolle und mehrere Gemüse.

Molivo hat noch, wie ehedem, ausgezeichnete Musiker. Um die Langeweile bey Tische den Janitscharen zu vertreiben, brachte man unter andern einen jungen Griechen zu uns, Namens Petraki-tangros, welcher mit Recht für den besten Sänger und geschicktesten Spieler gehalten wurde. Dieser junge Mann, den eine gute Erziehung noch mehr empfahl, hatte eine einnehmende Gestalt, eine schöne Stimme, Lebhaftigkeit des Geistes und eine aufgeweckte Gemüthsart. Er hatte sich mehrmals als Dichter und Virtuose in der Hauptstadt Mitylene hören lassen, und sollte sich in einigen Tagen nach Smirna begeben, wohin ihn ein Tonkünstler, dessen Schüler und Verwandter er war, berufen hatte. Ich glaubte in ihm einen Abkömmling des Arion zu erkennen, dieses berühmten lyrischen Dichters, den Methymna erzeugt hat, oder des Terpanders, welcher die Leier vervollkommte, und durch seinen Gesang einen Aufruhr dämpfte.

Wir wohnten bey einem Muselmanne, welcher um eine geringe Summe, Leute von seiner Religion, welche

der Zufall nach Malivo führte, zu bewirthen pflegte. Er setzte uns zum Abendessen Pillau und Oliven vor: ein schlechter Sofa diente uns allen zum Bette, und meine Kleider zur Decke, weil die, welche er mir anbot, zu zerrissen und schmutzig war.

Unser Fahrzeug begab sich den folgenden Tag um dieselbe Zeit unter Segel, als man uns Maulthiere brachte, welche ziemlich gut aussahen, und mit denen wir zufrieden seyn konnten. Ohngeachtet des Ansehens und der Bemühung meiner beyden Reisegefährten, war ich nicht im Stande, einen Sattel zu erhalten, sondern mußte mich mit einem Saumsattel begnügen, welchen man über eine Decke legte. Die Eingebornen reisen freylich niemals anders, und es giebt nur einige Agas, welche Sättel haben, die sie aber an niemand, vorzüglich nicht an Ungläubige, verleihen. Wir kamen wieder über Petra, ritten über mehrere ganz vulkanische Berge, und gelangten nach einem starken Ritt von sechs Stunden, zu einem kleinen Dorf in der Ebne, welches dicht am Hafen Caloni liegt. Diese Ebene ist zwey Meilen breit: die Hauptprodukte bestehen in Korn, Baumwolle und Oliven: man pflanzt aber auch Feigen, Melonen, Wassermelonen, Kürbisse und verschiedne Gemüse. Man sieht mehrere Dörfer, aber die Bevölkerung steht mit der Fruchtbarkeit und der Größe des urbaren Landes in keinem Verhältniß. Die Luft ist überall so ungesund, daß in manchen Jahren eine große Anzahl Menschen stirbt; man hat mich versichert, daß es Dörfer gäbe, wo alle Bewohner Aussätzige wären;

in andern zeigt die Gestalt aller Einwohner deutlich, daß sie intermittirenden oder Faulfiebern, und überhaupt allen Krankheiten, welche durch Moräste erzeugt werden, ausgesetzt sind. In allen diesen ungesunden Dörfern wohnen nur arme griechische Bauern: die Türken, welche Ländereyen besitzen, ziehen den Aufenthalt von Mitylene, Moliso und der übrigen besser gelegenen Orte vor.

Der Hafen Caloni liegt mitten auf der Südseite von Lesbos: er ist sehr geräumig und sicher; aber wenig besucht. Nur die vom widrigen Winde, oder von Stürmen verschlagenen Schiffe legen hier vor Anker; aber niemals um eine Ladung einzunehmen oder zu löschen.

Unser Mittagsmahl war geschwind beendigt. Eine Stunde, nachdem wir von unsern Mauleseln abgestiegen waren, ritten wir weiter. Wir ritten drey Stunden über neue vulkanische Berge, bis wir auf die Ebne vor dem Yero oder Olivenhafen gelangten, welcher seinen Namen von der großen Menge dieser Bäume hat, welche auf der Ebne und den sie umgebenden Bergen und Hügeln gepflanzt sind. An der Ostseite des Hafens liegen einige Kalkhügel, welche das vulkanische Feuer nicht angegriffen hat. Man findet hier nahe am Meer eine heiße, mineralische Quelle, welche ziemlich viel Wasser enthält, und von den Einwohnern zu Mitylene sehr gerühmt wird.

Man hält dieses Wasser hier für eröffnend, und trinkt es, oder badet sich darin, um die Absonderung des Urins zu befördern, und zur Linderung in den meisten chronischen Krankheiten. Es soll, wenn man viel davon trinkt, gelinde abführen; ich halte es für salpeterhaltig, nach seiner Wirkung, und dem wenigen Geschmack zu urtheilen. Hussein, der Capudan-Pacha hat ein Becken bauen lassen, welches zehn bis zwölf Personen faßt, und das Gebäude wieder aufgerichtet, welches der Türke bewohnt, der die Badegäste aufnimmt.

Der Olivenhafen, welchen Choiseul in seiner malerischen Reise sehr richtig gezeichnet hat, ist einer der sichersten und geräumigsten des Archipelagus. Er liegt an der äußersten Südostspitze der Insel, und soll Ueberfluß an Muscheln und Fischen haben: man fischt unter andern vortreffliche Austern, welche nach Scios und Smirna gebracht werden. Er wird das ganze Jahr hindurch von Schiffen besucht, welche das in dieser Gegend gewonnene Oel ausführen.

Von der mineralischen Quelle hat man noch zwey Meilen bis Mitylene; wir kamen über einen vulkanischen Berg, und gelangten auf einem sehr steilen Wege zur Stadt. Aber ehe wir ankamen genossen wir von der Höhe dieses Berges einen Anblick, dessen wir nicht satt werden konnten. Mitylene und die umliegende Gegend lag vor uns, wir sahen deutlich seine beyden Häfen, die Kähne, Galeeren und Schiffe, welche darin

vor Anker lagen. Wir maßen die Breite des Canals, welcher Lesbos vom festen Lande trennt, mit den Augen, wir erblickten die zahlreichen Inseln längs der Küste von Asien, weiterhin das feste Land, seine hohen waldigen Gebirge, und seine fruchtbaren, bebaueten Thäler: alles dieses bildete ein Gemälde, dessen Schönheit die Strahlen der untergehenden Sonne, welche sich hinter uns in Wolken verlor, erhöheten.

Unser Fahrzeug war mit günstigem Winde bey guter Zeit angekommen, und ankerte im südlichen Hafen, Bruguière hatte unsre Sachen ausladen lassen, und eine Wohnung in dem Kloster der griechischen Mönche aufgefunden.

Die beyden Häfen von Mitylene sind durch eine Landzunge getrennt, auf welcher die Genueser eine Citadelle erbauet hatten, die bis jetzt noch von den Türken erhalten ist. Der obere oder nördliche Hafen wird vor dem Nordostwind durch einen Damm gedeckt, dessen Ursprung man bey den alten Griechen sucht, der südliche Hafen ist nach Südosten zu offen: er ist nicht ganz so groß und so tief, wie der erstere; nur die einheimischen Kähne können darin ankern; der nördliche Hafen hingegen kann kleine Kauffahrtheyschiffe aufnehmen. Die Kriegsschiffe und europäischen Fahrzeuge, welche der Handel nach Mitylene führt, ankern im Sommer vor den südlichen Hafen; sie wagen es aber nicht im Winter, weil der Nordostwind dann zuweilen heftige Stöße giebt, wodurch sie untergehen oder sich genöthigt sehen

könnten, die Ankertaue zu kappen und schnell unter Segel zu gehen.

Die beyden Häfen waren ehedem durch einen Canal verbunden, welcher die Erdzunge, die ich erwähnt habe, zu einer Insel machte, auf die ein Theil der Stadt gebaut war. Die Zeit hat diesen Canal ausgefüllt; sie hat aber nicht den Damm zerstören können, welcher von der kleinen Insel ausgeht und den nördlichen Hafen vor den heftigsten Stürmen sichert.

Mitylene, welches heutiges Tages Castro oder Metelin heißt, enthält zwey bis dreytausend Griechen, drey bis viertausend Türken und dreyßig bis vierzig jüdische Familien. Die Citadelle ist groß, die Kanonen in gutem Zustande, und die Stadt wird von 5 bis 600 Janitscharen, die fast alle verheirathet und ansässig sind vertheidigt. Inwendig liegen zwey Moscheen, und eine große Menge Häuser, welche von dieser Besatzung bewohnt werden. Die neue Stadt liegt im Halbkreise um den nördlichen Hafen herum, und zum Theil auf dem Flecke, welchen die alte Stadt einnahm. Die Stücken von Säulen, die man in den Gebäuden findet, die Capitäler, Marmor- und Granit-Trümmer, welche man überall erblickt, zeigen ihre ehemalige Größe und Wichtigkeit. Man bemerkt noch einige Inschriften, welche die Reisenden uns überliefert haben. In dem Hofe des griechischen Klosters, wo wir wohnten, befin-

det sich ein Stuhl von weißen Marmor, auf welchem man die Worte lieset:

ΠΟΤΑΜΩΝΟΣ

ΛΕΣΒΟΝΑΚΤΟΣ

ΠΡΟΕΔΡΙΑ

Sitz des Potamon, des Sohnes des Lesbonax.

Dieser Potamon von Mitylene gebürtig war ein berühmter Rhetor, welcher zu Rom unter dem Kaiser Tiberius lebte. Als er in sein Vaterland zurückgehen, und eine Schule der Beredsamkeit daselbst errichten wollte, erhielt er vom Tiberius einen Brief, in welchem ausdrücklich gesagt war: daß jeder, welcher den Potamonon beleidigte, den Kaiser selbst in seiner Person beleidigen würde.

Lesbos hat lange unter verschiednen Tyrannen geseufzt, und nur zuweilen die Freyheit genossen. Die Insel gerieth nach und nach unter die Herrschaft der Perser, der Griechen und Römer, die Kreuzfahrer setzten sich kurze Zeit darin fest, und die Genueser waren Meister davon, als das östliche Kaiserthum in die Hände der Türken fiel.

Indessen die Griechen sich über so thörichte als unverständliche, religiöse Dogmen stritten, und die Ehr-

geitzigen in der Hauptstadt und den Provinzen, um schneller zum Throne zu gelangen, Bewegungen erregten, bemächtigten sich die Türken von einer Seite der schönsten Provinzen Asiens, und bedroheten Constantinopel; und zwey schifffahrende Nationen setzten sich auf der andern Seite nach und nach in den Inseln des Archipelagus, den Seestädten am schwarzen Meer, dem Bosphorus, und selbst in Galata, einer Vorstadt von Constantinopel, fest. Die Meere der Levante waren von ihren Fahrzeugen bedeckt, und die Produkte des Orients giengen nur durch ihre Hände.

Lesbos stand unter der Herrschaft der Genueser, als Mahomed der Zweyte, zehn Jahre nach der Eroberung von Constantinopel, eine ansehnliche Flotte ausrüstete, sich seiner zu bemächtigen. Mitylene, Methymna und die meisten Städte dieser Insel waren gut befestigt; die Ritter von Rhodus hatten Zeit gehabt, ihnen zu Hülfe zu kommen, und die Einwohner, denen die türkische Grausamkeit bey Constantinopels Eroberung bekannt war, waren entschlossen, sich gut zu vertheidigen. Die ottomannische Macht wäre ohne Zweifel an ihrem Muthe gescheitert, wenn der Fürst Gattilusio den Muth seiner Soldaten besessen und nicht seinem Vetter Lucco Gattilusio getraut hätte, der aus falschem Ehrgeitz dem schriftlichen Versprechen Mahomeds glaubte, die Oberherrschaft der Insel zu erhalten, wenn er sie ihm übergäbe.

Nachdem Lucco dem Feinde ein Thor geöffnet hatte, bewog er seinen schwachen Vetter, eine schimpfliche Capitulation zu unterschreiben, aus dem falschen Wahne, für dieses Opfer entschädigt zu werden; aber Mahomed ließ beyde, zum Lohn der Verrätherey des einen und der Feigheit des andern grausam hinrichten: eine schreckliche Warnung, welche Verräther und Feige stets vor Augen haben sollten.

Lesbos hat mehrere große Männer hervorgebracht, unter welche vorzüglich folgende gehören: Alcaeus, der lyrische Dichter, welcher so lange wider die Tyranney redete; Sappho, welche die Alten unter die Musen versetzten, und welche eine unglückliche Liebe bewog, sich von den Leucadischen Felsen zu stürzen. Theophrast, der Schüler des Plato und Aristoteles, dessen Beredsamkeit so eindringend, und seine Philosophie so liebenswürdig war. Pittacus endlich, den Griechenland unter die sieben Weisen zählte, und der das seltne Beyspiel eines Mannes gab, der mehr auf seinen Ruhm als auf seine Macht, und mehr auf das Glück seiner Unterthanen, als sein eignes sah, der auch den Plan entwarf und ausführte, sich der obersten Gewalt zu bemächtigen, um seinem Vaterlande die Freyheit zu geben.

Aus den neuern Zeiten könnte ich die Gebrüder Barbarussa, die Söhne eines Töpfers anführen, welche aus gemeinen Matrosen berühmte Seeräuber und beyde nach einander Herren von Algier wurden; der jüngere,

welchen Soliman der Erste zum Groß-Admiral ernannte, ist in der türkischen Geschichte bekannter als sein Bruder.

Obgleich die Insel im Winter heftigen Ost- und Nordostwinden ausgesetzt ist, welche von den asiatischen Bergen kommen, so wie dem Nordwind, welcher den ganzen Archipelagus bestreicht, so ist das Clima doch schön, und die Temperatur der Luft ziemlich gelinde. Es friert sehr selten in dieser Jahreszeit; aber die Hitze ist im Sommer sehr heftig auf der Südseite, und die Luft gewöhnlich ungesunder, als gn den übrigen Theilen der Insel.

Man zählt auf Lesbos ungefähr 8000 Griechen, welche die Kopfsteuer vom siebenten Jahre bis an ihren Tod bezahlen; hiernach kann man ihre Bevölkerung, mit Weibern und Kindern von diesem Alter, auf 20,000 schätzen. Es sollen ohngefähr eben soviel Türken als Griechen auf der Insel seyn, welches zusammen 40,000 Einwohner gäbe. Die Juden sind nicht zahlreich genug, um in Anschlag gebracht zu werden.

Die Insel ist in Herrschaften vertheilt; aber anstatt, daß der Aga in andern Ländern sich, wenn er dazu aufgefordert wird, zur Landarmee begeben muß, ist er zu Lesbos zum Seedienst verpflichtet, wovon er sich aber gewöhnlich durch eine Geldsumme befreyen kann.

Nach einem, ohne Zweifel sehr alten, Gebrauch erbte nur die älteste Tochter auf dieser Insel das Vermögen des Vaters und der Mutter, mit Ausschluß der Söhne und übrigen Töchter. Dieser Gebrauch, welchen die Länge der Zeit zum Gesetz gestempelt hatte, wurde geehrt, und genau befolgt; obgleich jedem Kinde das Recht zustand, sich an die türkische Justiz zu wenden, und sich auf das Naturrecht zu berufen. Seit einiger Zeit haben der Patriarch von Constantinopel, der Erzbischof und die ganze Geistlichkeit von Mitylene dieses Gesetz etwas verändert, indem sie alle Töchter, nach folgendem Verhältniß, zur Erbschaft zulassen. Die Erstgeborne erhält ein Drittel der Erbschaft, die folgende erhält ein Drittel von dem, was ihre Schwester übrig gelassen hat, die Dritte eben so das Drittel, und sofort bis zur letzten.

Die Berge der Insel, welche ich erstiegen habe, sind waldicht. Die Fichte von Aleppo wächst hier häufig, und erreicht eine beträchtliche Höhe. Die Pinie und einige Eichen mit langstieligen Eicheln trifft man gleichfalls an. Der Erdbeerbaum, die Andrachne, der Mastixbaum, der Terpentinbaum, der Agnus castus, einige Sträucher mit Hülsenfrüchten und mehrere Cistusarten, unter welchen sich die auszeichnet, welche Ladanum liefert, sind sehr häufig. Die Velani-Eiche findet man mehr auf Hügeln und Ebnen als Bergen. Die Esche wächst in den niedrigen und feuchten Gegenden, und der Platanus nur an dem Ufer der Bäche und Waldströme. Die Einwohner bereiten, vermittelst des Feuers,

aus der Fichte eine ansehnliche Menge schwarzes Pech, für das Schiffswerft am südlichen Hafen, oder zum Kalfatern der Fahrzeuge, welche deswegen nach Mitylene kommen. Das beste Zimmerholz erhält man von der Küste von Asien. Es wächst hier sehr häufig, da aber der Transport mühsam und kostspielig ist, so beschränkt man sich auf die Bäume, welche nahe am Meere stehen. Man rechnet über 50,000 Centner Oel, welches in gewöhnlichen Jahren von dieser Insel ausgeführt wird: es geht fast alles nach Constantinopel. Die Franzosen erhielten ehedem vieles davon, und hielten einen Viceconsul in Mitylene; diese Stelle ist aber eingegangen, seitdem sich die Kaufleute auf das Oel von Candia und Morea beschränkt haben, welches wohlfeiler ist.

Dieses Oel ist gewöhnlich von mittelmäßiger Güte, weil die Einwohner, denen es an Mühlen fehlt, genöthigt sind, die Oliven nach und nach zu sammeln. Diejenigen, welche abfallen, und einige Zeit liegen bleiben, verderben mehr oder weniger, nachdem das Wetter feucht ist; überdem hat man den Gebrauch, die Oliven, ehe sie zur Mühle geschickt werden, dicht aufeinander zu häufen, und eine Menge Seesalz darauf zu werfen, um die Fäulniß soviel wie möglich zu verhindern.

Italien erhält von Mitylene 8000 Centnern Knoppern, wovon ein Theil von der asiatischen Küste kommt; trockne Feigen und Wolle sind nur ein unbedeutender Handelsartikel.

Man erhält in geringer Quantität, Baumwolle, Sesam, Seide, Honig, Wachs und Getreide; da dieses letztere aber für die Einwohner nicht hinreicht, wird von Asien viel Korn und Gerste eingeführt. Dorther kommen auch Ochsen, Pferde und Maulesel zum Ackerbau und Fuhrwerk, und Schlachthammel.

Der Wein ist jetzt selten; weil eine große Menge Trauben zu Weinbeermuß von den Türken verbraucht wird, und die Griechen aus dem übrigen Branntwein abziehen. Wir mußten uns, um welchen zu erhalten, an die reichsten Griechen wenden, und dieser bestätigte sehr schlecht den alten Ruhm des Lesbischen Weins; er war süßlich und von schlechtem Geschmack; wie fast alle Weine auf den Inseln des Archipelagus.

Es giebt keine Flüsse auf Lesbos: einige nicht sehr große Regenbäche führen im Winter das Regenwasser ins Meer; aber es giebt eine große Menge Quellen, deren Wasser trinkbar, und hinlänglich ist, die Ebnen zu bewässern, und fruchtbar zu machen.

Sechster Abschnitt.

Ankunft zu Scios. Beschreibung der Insel. Sitten und Industrie der Einwohner. Privilegien. Alterthümer. Naturgeschichte. Produkte und Handel.

Den 16ten Februar schifften wir uns, mit einem schwachen Ostwinde, bey heiterm Himmel und ruhigem Meer um sieben Uhr Morgens, auf einem großen bedeckten Kahne nach Scios ein. Wir umfuhren bald das Vorgebirge Malea und sahen Scios schon sehr deutlich, als sich der Wind plötzlich umsetzte: so, daß wir erst am folgenden Tage mit Sonnen-Aufgang den Hafen, in der Mitte der Ostküste der Insel erreichten.

Der Hafen von Scios, dessen Einfahrt durch zwey Leuchtthürme sichtbar wird, wird von der Südseite durch einen Damm, welcher beynahe mit der Wasserfläche gleich ist, verschlossen. Ob er gleich ehedem groß genug für den Handel der Insel mit dem ganzen Archipelagus war, so versandet er doch jetzt zusehends, ohne daß die Türken, um ihn zu reinigen und zu unterhalten, die geringsten Kosten daran wendeten.

Die von den Genuesern erbaute Citadelle vertheidigt den Hafen; ein breiter Platz trennt ihn von der Stadt, und ein rings umher laufender Graben ist dazu

bestimmt, im Fall einer Belagerung mit Meerwasser angefüllt zu werden.

Die Festungswerke sind alt, aber regelmäßig. Sie sind hier und da eingefallen, und die Kanonen fast alle ohne Lavetten, die ausgenommen, auf der Batterie am Eingange. Das Innre der Citadelle ist voll Wohnhäuser, welche die sieben bis achthundert Janitscharen, die einzige Besatzung der Insel bequem fassen könnten; aber sie sind theils verfallen, und theils sind die Türken größere Freunde vom Zerstören als vom Aufbauen.

Die Stadt ist groß und wohlgebaut, die Straßen enge und ziemlich gut gepflastert, die Häuser sind hoch, alle massiv und größtentheils von Quadern, wozu man sich der Sand- oder Kalksteine bedient. Man erhält von einigen Orten der Insel, einen harten, röthlichen, sehr feinkörnigen Sandstein, dessen man sich mit Vortheil zur Einfassung der Thüren und Fenster, zu Fußboden des untern Stocks, und zu den Vorderseiten der Kirchen bedient. Dieser Stein ist es ohne Zweifel, welchen man bey den Alten Jaspis nannte, und welchen Strabo, Plinius und Cicero erwähnen.

Man hat in Scios die Gewohnheit, im Mittelpunkt des Hauses ein geräumiges, sehr hohes Zimmer anzubringen, welches man des Sommers während der heißen Stunden bewohnt. Des Morgens und Abends schöpft man frische Luft auf der Terrasse der Häuser,

und genießt zu gleicher Zeit die Aussicht über die Insel und das Meer.

Scios ist etwas kleiner als Lesbos. Die Länge der Insel von Norden nach Süden beträgt etwa 50 Meilen, und die Breite ist wegen der vielen Krümmungen der Küste sehr verschieden. An dem südlichen Ende beträgt sie etwa zwölf, und am nördlichen funfzehn Meilen. Die Insel ist von Asien durch einen acht bis neun Meilen breiten Canal getrennt.

Die Stadt ist gegen Abend und Mitternacht von Granit- und Schieferhügeln umgeben, welche ihrer Dürre ohngeachtet doch einiger Cultur fähig sind. Nordwestlich von diesen Hügeln sieht man nichts als kahle Kalkberge, zwischen denen nur sehr wenig urbares Land liegt. Südlich von der Stadt läßt man das Auge mit Vergnügen auf einer, zwey Meilen breiten, fruchtbaren Ebne verweilen, welche mit schönen Landhäusern besäet, und kleinen und großen Gärten geschmückt ist, worin man fast alle europäische Gemüse und Früchte antrifft.

Pomeranzen, Citronen, süße Limonen und Cedrat wachsen im Ueberfluß und in ungekünstelten Gruppen, Feigen, Granaten und Pflaumen sind etwas weniger häufig. Man erblickt auch Pfirsichen, Aprikosen, Mandeln und schwarze Maulbeerbäume; Rosenstöcke werden überall angepflanzt. Auberginen, Ketmie, Melonen,

Gurken und Wassermelonen füllen die nicht mit Bäumen besetzten Flecke aus.

Diese Gärten werden durch Quellen von benachbarten Bergen, oder aus Brunnen bewässert, aus denen man das Wasser, mittelst eines Rades und zwey Stricken herauszieht, an welche eine Menge Töpfe hinter einander gebunden sind.

Hinter dieser Ebne, und fast durch den ganzen mittäglichen Theil der Insel, ist der Boden überall der Cultur fähig, aber nur von mittelmäßiger Beschaffenheit. Das Erdreich ist weniger bergicht, als gegen Norden, und die Bevölkerung größer.

Nach den Regierungsregistern kann man die Bevölkerung von Scios auf 100,000 Seelen schätzen; man rechnet hiervon 30,000 auf die Hauptstadt; nämlich 3,500 Türken, 1,500 katholische Griechen, 25,000 schismatische Griechen und etwa 100 Juden. Es giebt 68 Dörfer auf der Insel, welche alle von Griechen bewohnt sind. Die 24 Dörfer, welche den Mastix liefern, sind die bevölkertsten und reichsten. Pirchi gegen Westen ist das größte unter allen; Ninita, Calamoti und Callimatia gegen Süden sind nach diesem die beträchtlichsten. Volisso am Meeresufer, der Insel Psera gegenüber, zeichnet sich durch das rohe, beynahe wilde, Wesen seiner Bewohner aus. Alle übrigen Dörfer, ohne Rücksicht auf Größe oder Lage, sind gut gebaut, und haben

fast alle eine Mauer, welche im Stande ist, sie vor dem plötzlichen Anfall eines Seeräubers zu schützen.

Der Gesetzgeber, welcher den Einfluß der Verfassung und Gesetze auf Charakter, Sitten und Industrie beobachten will, muß seine Blicke vorzüglich auf ein Volk wenden, welches unter dem nämlichen Himmelsstrich, auf demselben Boden, derselben Religion zugethan, demohngeachtet so unter sich verschieden ist, daß man es kaum wieder erkennt. Ich glaubte hier in ein ganz andres Land, in ein andres Clima zu kommen. Ich hatte den Griechen unter den fürchterlichsten Despotismus gebeugt gesehen, und er war betriegerisch, roh, furchtsam, unwissend, abergläubisch und arm; hier genießt er einen Schatten von Freyheit, und ist rechtschaffen, höflich, dreist, fleißig, lebhaft, gebildet und reich. Ich fand hier nicht jene Mischung von Stolz und Niederträchtigkeit, welche die Griechen von Constantinopel und einem großen Theil der Levante charakterisirt. Diese Furchtsamkeit, welche eine beständige Scheu oder Schüchternheit verursacht, diese Bigotterie, welche kein Verbrechen hindert. Was die Einwohner von Scios von den übrigen Griechen unterscheidet, ist ein entschiedner Hang zum Handel, ein lebhafter Geschmack für Künste, und ein unternehmender Geist. Ihr lustiger, epigrammatischer Sinn, ihre komische und zuweilen närrische Fröhlichkeit hat zu dem Sprichwort Veranlassung gegeben: daß es leichter sey, ein grünes Pferd als einen verständigen Scioten zu finden.

So wahr auch dieses Sprichwort, in Rücksicht einiger Bewohner von Scios seyn mag, so giebt es doch eine weit größere Anzahl, welche die vorsichtigste Klugheit mit der liebenswürdigsten Lebhaftigkeit zu verbinden weiß. Keine Stadt in der ganzen Levante zeigt soviel Bildung, keine andre besitzt soviel vorurtheilsfreye Menschen von gesunder Vernunft und gutem Kopf.

Man kann indessen mehrerern von ihnen einen lächerlichen Stolz und schädlichen Fanatismus vorwerfen; wir haben Thoren gesehen, welche auf ein kostbares Taschenbuch, ein schönes Haus oder eine zahlreiche Bedienung eitel waren. Der Unwissende, welcher keine persönlichen Verdienste in der Gesellschaft geltend machen konnte, glaubte mit denen seiner Vorfahren prahlen zu dürfen. Der Streit zwischen den beyden Kirchen hat oft zu anstößigen Auftritten Veranlassung gegeben, von welchen die Türken allein Vortheil zogen, und der Einfluß der Priester ist vielleicht zu groß für ein Land, welches Handel und Ackerbau treibt.

Ohngeachtet der grotesken Kleidung der Weiber sind sie doch liebenswürdiger als zu Constantinopel, weil sie freundlicher, lebhafter und geistreicher sind. Man sieht sie ohne Zwang in Gegenwart ihrer Eltern, und sie genießen mehr, als anderswo, Freyheit, ohne sie jemals zu mißbrauchen. Sie bringen in jeder Jahreszeit einen Theil des Tages singend und arbeitend, oder spielend und scherzend vor ihren Häusern zu. Sie necken

die Vorübergehenden, reden sie oft an, ohne sie zu kennen, rufen ihnen einen Einfall, oder ein Epigramm zu, wenn sie ihnen nicht gefallen, oder wissen ihnen ein feines, geistreiches Compliment zu sagen; wenn sie eine einnehmende Gestalt, einen guten Anstand haben; antwortet man ihnen in dem nämlichen Ton: so wird die Unterhaltung laut fortgeführt, man wechselt Einfälle und Galanterien, lacht, und trennt sich zufrieden.

Geht man auf die Esplanade, in die Gärten, so trifft man an Sonn- und Festtagen Haufen junger Mädchen, welche einen oft aufhalten, tausenderley Muthwillen treiben, Geld fordern, Blumen und Zuckerwerk anbieten; man kann sie anreden und mit ihnen scherzen.

Aber in diesem Lande bleibt dennoch der Wohlstand unverletzt, und die Weiber sind zurückhaltender, als man wohl auf dem ersten Blick glauben sollte. Scios ist indessen den meisten Städten von Europa darin nicht unähnlich, so daß es darin keine häufigen Liebeshändel geben sollte; doch wird wenigstens der Anstoß vermieden. Die öffentlichen Mädchen verbergen sich, und überall herrscht Sittlichkeit.

Die Türken werden von ihnen aus Vorsicht nicht angeredet, und erhalten auch auf ihre Fragen keine Antwort: sie wissen, daß sie sich dadurch Grobheiten oder wenigstens ungeziemenden Vorschlägen aussetzen würden; aber sie behalten doch in ihrer Gegenwart je-

nes freye Wesen, jene ruhige Fassung, welche selbst die Frauen der Hauptstadt nicht haben.

Ob die Lebhaftigkeit und Fröhlichkeit mit dem schönen Clima sich vereinigt, den Frauen angenehme Formen, regelmäßige Züge und lebhafte Farben zu geben, oder, ob die Griechen hier weniger als anderswo, von ihrer alten Schönheit ausgeartet sind, so ist es doch gewiß, daß man in keiner andern Gegend so schöne Weiber, wie zu Scios findet, ohngeachtet sie von einem schlechten Geschmack tyrannisirt werden.

Sie brauchen zuviel rothe, weiße und schwarze Schminke, welche, anstatt die Reitze zu vermehren, die zarte Gesichtsfarbe verbirgt, und das frische Ansehn zerstört, welches die Weiber überall so angenehm und verführerisch macht.

Sie besuchen weit seltner die Bäder, als die Griechen von Smirna und Constantinopel, und dies ist vielleicht der Grund, warum sich ihre Schönheit länger erhält. Die Weiße ihrer Zähne glauben sie dem beständigen Kauen des Mastix zu verdanken; aber vielleicht ist die Abneigung vor dem Tabackrauchen, woran die übrigen ein so großes Vergnügen finden, daran Schuld.

Bey ihrer Sparsamkeit hat die reichste, wie die ärmste, einen großen Hang zum Gewinn, die dürftigsten verfertigen Strümpfe, Mützen und Geldbeutel, wel-

che sie den Vorübergehenden verkaufen, oder den Käufern ins Haus bringen, die reichen sticken Tücher und Zeuge zum Gebrauch der Orientalen. Einige haben Weberstühle, auf denen sie seidne und baumwollene Zeuge verfertigen. Die Zuckerwaaren, die Confituren von Rosen und Orangen, so wie der Syrup von Limonen und Cedrat beschäftigen eine große Menge Weiber von jedem Alter und Stande. Das Aufziehen der Seidenwürmer und Spinnen der Baumwolle wird gewöhnlich auf dem Lande betrieben.

Diejenigen, welche sich vorzüglich auf das Sticken legen, färben die Seide, die sie gebrauchen, selbst: so erhalten sie unter andern eine goldgelbe Farbe von den Aesten des Micoculier, oder den Blättern der Henna; ein Hellgelb von den Blüthen des Ginststrauchs und den Stengeln der Daphne tartonraira. Die Wurzeln des Apfelbaums geben ihnen Rosenroth, und das Holz des Quittenbaums eine Fleischfarbe. Aus den Aesten des Pfirsichbaums machen sie ein helles und aus den Blättern ein dunkles Grün.

Sie schneiden die holzigen Theile in kleine Stücken, weichen sie zwey Tage im kalten Wasser ein, lassen sie am dritten bis auf die Hälfte einkochen, gießen den Saft durch ein Tuch, und setzen ihn mit etwas Alaune wieder ans Feuer. Sobald das Wasser siedet, tauchen sie die Seide kürzere oder längere Zeit hinein, nachdem die Farbe hell oder dunkel werden soll.

Die rothen Zwiebelschaalen geben ihnen Orangengelb; sie erweichen sie vier oder fünf Tage im Wasser, und kochen sie mit etwas Alaune vermischt. Wenn sie ein schönes Roth erhalten wollen, thun sie einen Löffel Cochenille oder Kermes hinzu.

Die äußern Schaalen der noch unreifen Nüsse, die man beym Einmachen der Früchte abschneidet, geben ihnen ein Hell- oder Dunkelgrün.

Sie bedienen sich auch der Galläpfel, der Knoppern, des Krapps und aller in Europa gebräuchlichen Färbemittel.

Auf keiner Insel des ganzen Archipelagus und überhaupt in keiner Provinz des ganzen türkischen Reichs haben wir das Land so gut bebaut, den Handel so lebhaft getrieben, und Industrie so groß gefunden, wie in Scios. Das trockenste und steinigste Erdreich verbessert sich nach und nach unter der Hand des Scioten, und wird für Sämereyen, oder nützliche Bäume empfänglich. Kein Handelszweig ist ihm fremd, keine Spekulation zu gewagt. Niemand ist hier müßig: die Priester ausgenommen, ist jeder Handelsmann, Manufakturist, Künstler, Seefahrer oder Ackersmann.

Wenn Ackerbau und Kunstfleiß dieser Insel fast nichts zu wünschen übrig lassen, so genießt auch kein Theil des ottomannischen Reichs einen wirksamern Schutz, und wird mehr von der Regierung begünstigt.

Durch ein glückliches Zusammentreffen von Umständen, kommt hier das Privatinteresse mit dem des Staats überein, als Apanage einer Sultanin steht die Insel unter ihrem besondern Schutz. Ein Naib verwaltet die Gerechtigkeit für den Molla von Constantinopel; dieser hat Interesse dabey, auf seinen Substituten Acht zu haben, und ihn zurück zu rufen, wenn die, gegen ihn erhobenen, Klagen gegründet sind.

Der Sultan hat dem volkreichsten Theil der Insel, allen den Dörfern, deren Bewohner den Mastix für das Serail bereiten, Privilegien verstattet: er hat sie einem Mutselim unterworfen, und ihnen einen Aga gegeben, welcher Pächter dieses kostbaren Artikels ist. Die Stadt hat gleichfalls eine Menge Vorrechte, von denen ich weiter unten reden werde. Endlich bemüht sich der Gouverneur, welcher zu gleicher Zeit Pächter des Zolls und der Auflagen ist, den einen durch seinen Schutz und die Begünstigung der Handelsleute und Landbauer geltend zu machen, und erlaubt sich in Rücksicht der andern keine Bedrückungen und Erpressungen, welche so oft das Vermögen der Unterthanen in andern Städten verzehren. Hier haben Arme und Reiche, Gutsbesitzer und Handelsleute, Bauern und Städter gleiche Rechte. Alle können ihre Klagen gleich laut werden lassen, und die Absetzung desjenigen, welcher seine Macht mißbraucht, verlangen und erhalten.

Der Zoll ist auf fünf pro Cent, sowohl bey Griechen als Muselmännern, festgesetzt, und nach einem

Ueberschlage, den man bey den verarbeiteten Stoffen dieses Landes gemacht hat, zeigt es sich, daß diese kaum drey pro Cent Abgabe für die Ausfahr erlegen.

Die Auflagen werden bey den Städtern von den Häuptern der Gemeinde vertheilt; der Yeronta oder Vorsteher jedes Dorfs setzt sie bey den Bauern seines Distrikts fest. Die erste dieser Auflagen haftet auf dem Eigenthume und dem Erwerb; sie sollte ein Fünftel pro Cent betragen; wenn man die Anordnung des Sultan Solimans befolgte; aber der lange Aufenthalt einiger Befehlshaber der Pforte, der asiatischen Truppen, der türkischen und barbarischen Geschwader, und hundert andre Gelegenheiten haben zum Vorwande gedient, die Auflage von Zeit zu Zeit bis auf vier Piaster von fünfhundert zu vermehren.

Die Insel ist ferner, so wie alle des Archipelagus, der Steuer unterworfen, welche der Capudan-Pacha jährlich von ihnen erhebt. Scios bezahlte ehedem 24 Beutel; aber heutiges Tages beynahe 48 Beutel türkischer Piaster, jeder Beutel zu 500 Piaster gerechnet.

Alle auf der Insel verfertigte Zeuge müssen vor ihrer Ausfuhr bey Strafe der Confiscation von dem Mutselim gestempelt werden. Sie bezahlen dafür sechs Asper für die Elle, wenn sie in Gold oder Silber gearbeitet sind: die gemeinen seidnen Zeuge bezahlen nur zwey Asper, und die baumwollenen noch weniger.

Der Karatsch, oder die Kopfsteuer, welcher alle Nichtmuselmänner im ganzen Reiche unterworfen sind, ward nach der Eroberung der Insel in den Dörfern nach ihrer damaligen Bevölkerung festgesetzt. Die Taxe hat sich seitdem nicht verändert, ob gleich die Bevölkerung in einigen Dörfern zugenommen, und in andern beträchtlich abgenommen hat. Diejenigen, welche Mastix bauen, bezahlen das Kopfgeld in diesem Artikel.

In der Stadt sind alle Mannspersonen von dem Alter der Mannbarkeit und durch einen Mißbrauch, vom zehnten bis zwölften Jahre an, in ein Register eingetragen, und in drey Classen vertheilt. Die von der ersten Classe bezahlen eilf Piaster, die von der zweyten fünf und einen halben, und die der dritten zwey und drey Viertel Piaster; die Weiber sind von dieser Abgabe befreyt, und können nicht wegen ihrer Männer und abwesenden Kinder in Anspruch genommen werden. Man sieht leicht, daß die Habsucht der Einsammler des Kopfgeldes sie dazu bewegen könne, alle steuerbaren zu vermengen, und so viel wie möglich die erste und zweyte Classe zu vermehren, wenn die Gemeindevorsteher nicht das Recht hätten, die Klagen der Bedrückten anzubringen, und ernstlich Gerechtigkeit zu verlangen.

Außer diesen rechtmäßigen Abgaben, welche der Gouverneur als Muhassil oder Pächter fordern darf, erhebt er als Mutselim willkührliche und unrechtmäßige Steuern, welche für jeden Einzelnen nicht sehr drückend sind, aber im Ganzen eine ansehnliche Summe betragen.

Diese Taxen, welche die Accidenzien seines Amtes ausmachen, werden von den meisten Lebensmitteln und vorzüglich vom Fleisch gehoben, welches zu Scios immer sehr theuer ist, unter dem Vorwande, daß die Unternehmer das Vieh von der asiatischen Küste holen lassen müßten. Jedermann ist indessen überzeugt, daß das ausschließende Privilegium, Fleischbänke zu halten, vom Mutselim theuer erkauft sey, und daß der Naib und Janitscharen-Aga sich ihr Stillschweigen gleichfalls bezahlen lassen.

Die Privatleute, welche vom Mutselim Stellen, Aufträge, Monopolien und kleine Pächte erhalten, müssen ihm gleichfalls jedes Jahr eine Abgabe, nach Verhältniß der Einträglichkeit und der Concurrenz, an der es niemals fehlt, entrichten.

Der Subaschi, dem die Polizey der Stadt und des platten Landes (mit Ausnahme der Mastix-Dörfer) übertragen ist, findet tausend Gelegenheiten, die Unglücklichen, welche sich einen Augenblick vergessen, zu quälen. Anstatt die öffentlichen Weibspersonen zu verfolgen, schreibt er ihre Namen auf, belegt sie mit einer Abgabe, und wird ihr Beschützer. Alle Wirthshäuser bezahlen ihm gleichfalls eine Steuer, von welcher er dem Mutselim Rechnung ablegt. Händel, Streitigkeiten, Prozesse, und die geringsten Vergehungen sind Gelegenheit, welche die Habsucht des Subaschi nicht vorbeygehen läßt. Schuldige und Unschuldige werden in die Gefängnisse seines Herrn gesteckt, und nicht eher entlassen, als

nachdem sie sich gerechtfertigt, oder eine Summe Geldes bezahlt haben.

Im ganzen ottomannischen Reiche sind die Geldstrafen eine unerschöpfliche Quelle für einen geschickten und gewissenlosen Gouverneur; aber hier muß er mit Recht die Klagen des Gemeindevorstehers, und die Ahndung der, die Insel beschützenden, Sultanin fürchten. Man hat mehr als einmal die Mutselim zurückgerufen, und auf die Klagen der Vorsteher bestraft. Diese, wenn gleich seltnen Beyspiele, sind hinreichend, daß sich alle sorgfältig in Acht nehmen, und nicht zu sehr ihre Pflicht vernachlässigen.

Fast alle türkischen Provinzen sind, wie ich schon erwähnt habe, zu einer jährlichen Abgabe an die Aga's verpflichtet; nur Scios hat durch eine besondre Gunst Solimans des Ersten, fast alle Privilegien behalten, welche es unter der Herrschaft der Genueser besaß. Die Einwohner der Dörfer, welche den Mastix liefern, erkennen nur den Aga, welcher dieses Produkt gepachtet hat, für ihr Oberhaupt, sie sind von allen Frohndiensten befreyt, und nur verbunden, den Mastix nach der Stadt zu bringen, und dem Aga Pferde und Lastthiere zu verschaffen, wenn er die Dörfer durchreist, um den Mastix einzusammlen.

Wir hatten Gelegenheit, den Aga auf seinem Zuge zu sehen: vorauf zog eine kriegerische Musik, mehrere Tschocadare folgten, und eine große Menge Landleute

umgab ihn, voll Eifer, ihm zu dienen, so, daß wir ihn eher für einen kriegerischen Befehlshaber, als für einen bloßen Pächter gehalten hätten, wären wir nicht davon im voraus unterrichtet worden. Als Gesandte der Republik nahm er uns sehr höflich auf, beschenkte uns mit einigen Pfunden des schönsten Mastix, den er hatte, und gab uns Briefe an die Aufseher der Dörfer, welche wir besuchen wollten, durch diese Briefe erhielten wir überall bequeme Wohnungen, alle Lebensmittel, und die nöthigen Thiere zum Reiten.

Eins der schönsten Vorrechte der Scioten, welches die gerichtlichen Ungerechtigkeiten der Türken verhindert, ist die Befugniß, Notare von ihrer Religion zu haben, deren Acten, in griechischer Sprache, in den türkischen Gerichtshöfen als gültige Dokumente angenommen werden. Die Katholiken haben nur einen, welcher sich einen apostolischen Notarius nennt; die weit zahlreichern Griechen haben mehrere.

Nach diesem Privilegium ist das größte, fünf bis sechs Vorsteher aus ihrer Mitte zu ernennen, deren Verrichtung darin besteht, die Rechtskraft dieser Acten zu vertheidigen, und in allen Civilsachen zu entscheiden. Die Criminalsachen gehören nicht vor ihr Gericht; da sie indessen die öffentliche Rüge haben, hören sie den Kläger an, liefern den Schuldigen der Regierung aus, und vermitteln das Urtheil bey dem türkischen Tribunal.

Die Vertheilung und Einforderung der Auflagen ist ihrer Sorgfalt überlassen, sie liefern den Betrag in die Kasse des Muhatsil, ohne andre Bezahlung als die Besoldung der Einsammler. Sie werden nur auf ein Jahr durch die Stimmenmehrheit in einer allgemeinen Versammlung, erwählt; drey von ihnen werden aus den Griechen, und zwey von den Katholiken genommen.

Man ernennt sogleich die Protomastosi, eine Art Richter, deren Geschäft darin besteht, alle Streitigkeiten über Kauf und Verkauf, über Manufakturen, und überhaupt was sich auf den äußern und innern Handel bezieht, zu untersuchen. Sie verhindern Betriegereyen und Contrebande, und bestrafen die, welche das Siegel des Gouverneurs nicht haben auf die auszuführenden Stoffe setzen lassen, um den Stempelbetrag zu ersparen. In allen Fällen ist ihr Ausspruch ohne Appellation rechtskräftig; aber in dem letztern bestraft der Muhatsil den Uebertreter, außer der Confiskation der ungestempelten Waare, noch um eine Summe Geldes nach Proportion des Werths der untergeschlagenen Waaren.

Dieses Municipal-Gericht, welches die Türken sehr verehren, besteht aus drey Griechen, und einem Katholiken. Das Amt ist auf ein, öfters noch auf zwey Jahr, und wird Niemanden anders, als einsichtsvollen Handelsleuten von anerkannter Rechtschaffenheit übertragen.

Die Einwohner von Sclos haben auch das Recht, jährlich zwey Sanitätsbeamte zu erwählen, deren Zahl im Fall der Pest vermehrt wird. Ihre Gewalt erstreckt sich auf Alles, was die Insel bewohnt, oder dort vor Anker liegt, ausgenommen die Türken und Franken. Sie können einem Dorfe, worin die Pest herrscht, alle Verbindung mit der Stadt untersagen, wobey sie ihm indessen Lebensmittel, und alle Hülfe, welche Menschlichkeit gebietet, zukommen lassen; aber wehe dem Bauer, welcher des Gewinnstes oder einer andern Ursache wegen, die zum Wohl des Ganzen festgesetzten Grenzen überschritte, er würde verhaftet werden, und eine schreckliche Bastonnade aushalten müssen.

Diese Aufseher lassen kein verdächtiges Fahrzeug in den Hafen, sondern es muß auf der Rhede bleiben: sie erkundigen sich fleißig nach dem Gesundheitspaß und des Schiffsvolks Befinden, und wenn ein Matrose von der Pest befallen wird, lassen sie ihn ins Lazareth bringen. Einer von ihnen geht mit einem Stocke vorauf, womit er jedem, welcher sich nicht auf das laut gerufene Wort: Alarga! entfernt, einen Schlag giebt.

Das Lazareth, welches wir zu einer Zeit, wo nicht die geringste Gefahr der Pest vorhanden war, besahen, liegt, in einer großen Ringmauer am Ufer des Meeres, nördlich von der Stadt. Man gelangt dahin auf einem bedeckten Gange, welcher mit bunten Kieseln bestreut ist. Es sind verschiedne Wohnungen darin, welche von ein-

ander getrennt, und theils für die Kranken, theils für die Genesenen bestimmt sind.

Wenn die Pest in der Stadt ist, machen die Aufseher abwechselnd die Runde, setzen Wachen bey den angesteckten Häusern, um alle Verbindung mit der Stadt zu hindern, versehen die vermögenden Kranken mit Leuten zur Wartung und bringen die Aermern mit allen ihren Sachen, die sich durch Räuchern reinigen lassen ins Lazareth.

Ohngeachtet der Vorsorge, welche die Griechen und selbst die einheimischen Türken wider diese Krankheit brauchen, schleicht sie sich doch manchmal unter sie ein, wegen des großen Zuflusses der fremden Türken, den man nicht hindern kann, der häufigen Ankunft der Kriegsschiffe, vielleicht auch wegen der Nachlässigkeit, mit der man die Schiffe visitirt, welche täglich unentbehrliche Nahrungsmittel aus Asien bringen. Die Pest von 1788, während welcher in kurzer Zeit 14,000 Menschen starben, wird noch lange als eine der traurigsten Begebenheiten in diesem Lande erwähnt werden.

Diese Aufseher haben zugleich die Besorgung des Hospitals der Aussätzigen, welches, in einiger Entfernung von der Stadt, in einem engen Thale liegt. Jeder Kranke hat eine kleine Wohnung und ein ganz kleines Gärtchen, welches er bebaut. Ich habe mit Bedauern gesehen, daß man die Aussätzigen im ganzen Morgenlande für Unheilbare ansieht, und deshalb kei-

nem die Hülfe, wodurch er vielleicht wieder herzustellen wäre, angedeihen läßt. Ich bitte jeden europäischen Arzt, der nach Scios kommen sollte, sich auf diesen interessanten Gegenstand einzulassen. Die Gemeindevorsteher, die Sanitäts-Beamten und die Vornehmern der Stadt werden ihnen die Beobachtungen und Versuche gern erleichtern.

Die türkische Toleranz, welche den Scioten die Freyheit einer eignen Polizey, eigne Gerichtshöfe, und Richter gelassen hat, ist noch nachsichtiger in Rücksicht auf ihre Religion. Die Griechen, welche bey weitem zahlreicher, reicher und mächtiger als die Katholiken sind, haben ungefähr 700 Kirchen auf der Insel, was ohne Zweifel übertrieben scheint, mir aber von den unterrichtesten Leuten zu Scios versichert ist. Die schwachen Lateiner haben, von ihren Gegnern verfolgt, jetzt nur noch vier Kirchen; eine in der Stadt, und drey auf dem Lande. Die Anzahl der Priester ist, wie man leicht denken kann, dieser ungeheuern Anzahl Kirchen angemessen. Es ist äußerst auffallend, sie mitten unter den fanatischen Muselmännern alle Ceremonien der griechischen und römischen Religion zur Schau tragen zu sehen. Die Prozessionen und Begräbnisse ziehen eine ungeheure Folge von Begleitern hinter sich her; die Priester ziehen in Chorhemden, in Stolen durch die Straßen, vorauf ein langes Kreuz mit einem ungeheurem Gefolge von Gläubigen die Wachskerze in der Hand. Der wilde Muselmann sieht sie ohne Murren einhergehen, weil sie den Moscheen Ehrerbietung erwei-

sen, beym Anblick dieser heiligen Orte ihre Gesänge verstummen lassen und das Kreuz demüthig neigen.

Das Recht, Glocken in den Kirchen zu haben, kömmt bloß den Einwohnern der Mastix-Dörfer zu. Sie bedienen sich ihrer, um zum Hochamt, zur Messe, zur Arbeit, zum Sammlen des Mastix und zur Gemeinde-Versammlung zu läuten; auch braucht man sie zum Sturmläuten, in Fall eines Ueberfalls, oder in Feuersgefahr.

Außer den lateinischen Kirchen, welche ich erwähnt habe, giebt es drey Mönchsklöster unter französischem Schutz. Die Capuziner halten sich für die Eigenthümer des Consulathauses, welches einen Theil ihres Klosters ausmacht. Die Mönche waren lange vor unsrer Ankunft zu Scios ausgezogen, und die Capelle war verlassen, seitdem der Consul nicht mehr die Messe bezahlte.

Das älteste und kostbarste Monument, welches diese Insel besitzt, ist, was man die Schule des Homers nennt. Vier Meilen nördlich von der Stadt, am Fuße des Berges Epos, findet man am Meeresufer einen Kalkfelsen, dessen Gipfel platt gehauen ist, der Durchmesser beträgt etwa zwanzig Fuß. Auf dem Gipfel ist eine kreisförmige Bank, in deren Mitte ein viereckiger Stein steht, welcher etwa anderthalb Fuß hoch ist, und auf jeder Seite das Bild eines fast ganz verloschnen Sphinxes hat. Dies Denkmal halten die Einwohner

für den Ort, wo Homer seine Landsleute belehrte und vergnügte; denn sie sind überzeugt, daß Scios sein Geburtsort war.

Diese Meynung wird von Einigen lebhaft unterstützt, von Andern wieder heftig bestritten, so, daß es unentschieden bleibt. Die gelehrtesten Einwohner von Scios führen unter andern ein Kunstwerk von grauem Marmor an, welches man noch vor Kurzem zu Erythes als einen alten Zierath des Hauses, worin Homer geboren sey, zeigte. Sie berufen sich auch auf den vortrefflichen Wein, welchen die Hügel von Erythes, die an die arvisischen Felder grenzen, hervorbringen, welcher seit den ältesten Zeiten auf Scios unter dem Namen Homerischer Nectar bekannt ist. Wollte man ihnen Glauben beymessen, so hätte er diesen Nectar in seiner Jugend getrunken, und er wäre auf den Altären vergossen, welche man dem Homer, als ihn seine Gedichte unsterblich gemacht hatten, errichtete.

Zwey Meilen hinter der Schule des Homers liegt der Delphinen-Hafen, an welchem das alte Delphinium lag. Die Kriegsschiffe legen hier im Winter bey, indeß sie im Sommer es sichrer und bequemer finden, in der Nachbarschaft der Stadt Scios zu ankern.

Wenn man die spalmadorischen Inseln vorbey gekommen ist, kommt man nach Cardamyla, wo man nach Tournefort, die Ruinen eines Tempels findet, welchen man nach ihm dem Neptun geweiht hat. Wir sind

bey Cardamyla nicht ausgestiegen, aber den Tag nach unsrer Abreise von Mitylene, sehr nahe vorbey gekommen. Die Küste ist hoch und steil, der an mehrerern Orten kahle Felsen schien uns durchaus kalkig. Westlich von der Insel sieht man, nahe bey Pirghi, auf einer kleinen Ebne an der Küste die Ruinen des alten Phanum. Dieser Ort, welcher heutiges Tages Phana heißt, zeigt Haufen von Schutt und behauenen Steinen; aber man findet weder Inschriften, noch Säulen, oder Basreliefs: der Ankerplatz würde wegen des Nordwestwindes im Winter großen Fahrzeugen gefährlich seyn. Die arvisischen Hügel und Felder, welche ehedem wegen der Vortrefflichkeit ihres Weins so berühmt waren, liegen weiter nordwärts und gehören zu Volisso.

Bey den ersten Reisen, welche wir auf der Insel unternahmen, führte man uns nach Sclavia, welches zwey Meilen südlich von Scios liegt. Eine lebhafte, frische und reichliche Quelle entspringt am Fuße einiger Kalkfelsen, und bewässert die darunter liegenden Gärten. Dieser wirklich schöne und malerische Ort wird im ganzen Lande verehrt. Man schreibt dem Wasser eine Menge Tugenden zu, und glaubt, daß die schöne Helena sich in ihm gebadet haben soll, als sie die Insel bewohnte.

In Rücksicht auf alte Bildhauerkunst findet man auf Scios kein Denkmal; wenn es nicht zwey Büsten ohne Kopf sind, welche in der äußern Wand eines, von

den Genuesern erbaueten, Landhauses nahe bey der Stadt, eingemauert sind. Der Viceconsul Digeon hielt sie für zwey Büsten der Isis, an denen man den egyptischen Meißel unter den Ptolemäern noch erkannte; aber der Panzer, womit sie bekleidet sind, und ein Zierath von Metall, welches sie wahrscheinlich auf der Brust trugen, wie man aus den Löchern an dieser Stelle vermuthen kann, scheinen mir zu beweisen, daß diese Büsten viel neuer, und wahrscheinlich das Werk der Genueser sind.

Man trifft noch in den meisten Dörfern Stücken von Säulen, und Ueberbleibsel von Capitälern, aber nirgends eine Spur von alten Gebäuden oder Tempeln; die Zeit und die Hand des Menschen hat Alles zerstört.

Mastix muß als das wichtigste Produkt der Insel angesehen werden, weil ihm die Einwohner von Scios einen Theil ihrer Privilegien, und die Landleute ihre Unabhängigkeit und Bequemlichkeit verdanken. Der Mastixbaum, welcher dieses Gummi hervorbringt, unterscheidet sich nicht von dem im mittäglichen Europa, und den übrigen Inseln des Archipelagus. Man findet in Scios nur einige unbedeutende Varietäten mit viel größern Blättern, welche durch die Cultur erzeugt, und durch Absenker und Pfropfreiser vermehrt werden.

Um Mastix zu erhalten, macht man vom 15ten bis 20sten Julius (nach dem griechischen Kalender) in den

Stamm und die Hauptäste des Baumes leichte und zahlreiche Einschnitte. Es läuft nach und nach aus diesen Einschnitten ein flüssiger Saft, welcher sich unmerklich verdickt, und entweder, in Tropfen von verschiedner Größe, am Baume sitzen bleibt, oder abfällt, und auf der Erde gerinnt, der erste ist der gesuchteste. Man löset ihn mit einem scharfen eisernen Instrument ab, welches am Ende einen halben Zoll breit ist. Oft legt man Tücher unten an den Baum, damit der Mastix, welcher abträufelt, sich nicht mit Erde oder Schmutz vermischen möge.

Nach den Verordnungen, welche hierüber gemacht sind, darf die erste Lese nicht vor dem 24sten August geschehen; sie dauert acht Tage hinter einander, nach welchen man bis zum 25sten September neue Einschnitte macht. Hierauf wird zum zweyten Male gesammlet, welches abermals acht Tage dauert; wenn diese vorüber sind, macht man keine Einschnitte weiter, aber man sammlet den Mastix, welcher noch nachquillt, jeden Montag und Dienstag bis zum 19ten November. Nach diesem Termin ist das Lesen des Mastix verboten.

Die Zucht des Mastixbaums ist einfach und leicht: sie besteht mehr in Reinigung des Bodens, als im Umgraben. Man beschneidet die Bäume nicht, und hütet sich sehr, ihm einen schönen Stamm zu verschaffen, weil man bemerkt hat, daß die kriechenden Bäume mehr Mastix, als die gerade emporgewachsenen, geben.

Er ist eigentlich mehr ein Strauch, als ein Baum; der Stamm erreicht kaum sieben bis acht Zoll im Durchmesser, und die Höhe beträgt selten mehr als zwölf bis funfzehn Fuß.

Der Consul Digeon theilte uns eine Entdeckung mit, welche bekannt zu werden verdient. Da es verboten ist, den Mastixbaum außer den vorgeschriebnen Grenzen zu pflanzen, so glaubte ein Türke, das Gesetz zu umgehen, und dessen ungeachtet Mastix zu erhalten, indem er Mastixzweige auf junge Terpentinbäume pfropfte; die Pfropfreiser kamen sehr gut fort; aber er erstaunte nicht wenig, als er einige Jahre darauf aus den Einschnitten eine Substanz laufen sah, welche den Geruch und die Eigenschaften des Mastix, aber die Flüssigkeit des Terpentins hatte.

Man sammelt den Mastix in ein und zwanzig Dörfern südlich von der Stadt; es liegen noch drey andre westlich, deren wenig ergiebige Pflanzungen verlassen sind. Sie haben nichts desto weniger ihre alten Namen und Vorrechte behalten, und bezahlen ihre Abgabe in Kalk, seitdem sie keinen Mastix mehr liefern.

Die Produktion besteht in gewöhnlichen Jahren aus 50,000 Centner und darüber. 21000 gehören davon dem Aga, welcher den Mastix in Pacht hat, und werden ihm von den Bauern als Abgabe entrichtet; vom übrigen wird ihnen der Centner mit 50 Paras (etwa 16 Sous) das Pfund bezahlt, und es ist ihnen bey har-

ter Strafe verboten, an einen andern als den Pächter etwas zu verkaufen oder zu verschenken.

Der vortrefflichste Mastix wird nach Constantinopel für den Pallast des Großherrn geschickt; der nächste an Güte geht nach Cairo in die Harems der Mammelucken; in den Handel kommt gewöhnlich eine Mischung von der zweyten und dritten Güte.

Die Weiber von Scios, haben, so wie die Türken, Griechen, Armenier und Juden im ganzen Reiche, die Gewohnheit, beständig Mastix im Munde zu haben. Diese harzige, wohlriechende Substanz löst sich leicht auf, sie wird weich, und durch die Wärme und den Speichel ganz weiß; sie reinigt die Zähne, giebt dem Athem einen angenehmen Geruch, stärkt den Magen, und führt der Brust heilsame balsamische Ausdünstungen zu, welche sogar im Stande sind, die Lungenschwindsucht zu verhindern, der die Bewohner des Archipelagus sehr ausgesetzt sind.

Der Terpentin von Scios wird täglich seltner; kaum sammelt man noch 200 Centner, anstatt daß man ehedem doppelt soviel erhielt. Man schneidet tief in den Baum, anstatt ihn zu ritzen, und hängt ein kleines irdenes Gefäß darunter, um den herausquellenden Saft aufzufangen. Der Terpentinbaum erreicht eine beträchtliche Dicke. Man sieht einige neben dem armenischen Kirchhof zu Constantinopel, an dem Wege nach Bujuk-

dere, welche so dick, wie die stärksten Nußbäume sind.

Die Weiber von Scios sind sehr eifrig auf seine Frucht, sie lieben den harzigen und aromatischen Geschmack seines Kerns eben so sehr, wie die Mandeln, und da er kaum so groß, wie eine Erbse ist: so essen sie ihn mit der Schaale und der äußern Hülse.

Man nennt ihn hier Cicudia, ein Wort, dessen Bedeutung man in keiner morgenländischen Sprache antrifft.

Obgleich die Baumwolle in Scios sehr häufig ist, so reicht sie doch nicht für die zahlreichen Manufakturen hin, sondern man muß eine beträchtliche Menge aus Romelien und der asiatischen Küste einführen. Man verfertigt einfache, glatte und rauhe, und auch grobe blaugestreifte Zeuge daraus. Die Bauerweiber spinnen die Baumwolle auf dem Rade: sie verfertigen auch Strümpfe und Mützen daraus, die sie in der Stadt verkaufen.

Man schätzt den Ertrag der Seide in gewöhnlichen Jahren auf 10 bis 12,000 Centner: er beträgt zuweilen 15,000, was aber noch lange nicht für die Manufakturen der Stadt hinreicht; indem man jährlich aus Brussa, Adrianopel und Syrien an 20,000 Centner zieht. Der Maulbeerbaum, den man zu Scios baut, ist derselbe, den wir unter dem Namen des schwarzen oder spani-

schen kennen. Einige Privatleute ziehen aus der Frucht ein schwaches aber angenehmes Aquavit. Die Blätter eines ausgewachsenen Baumes kosteten zwey bis drey Piaster.

Die Insel bringt Korn, Gerste, Wein, Oel und einige Gemüse hervor; aber diese reichen so wenig für die Anzahl der Einwohner hin, daß man von allen Orten her Lebensmittel einführen muß. Das Korn reicht kaum für drey, und der Wein, welcher größtentheils süß und stark ist, für sieben bis acht Monate. Der mit Sorgfalt verfertigte Wein ist von der nämlichen Güte, als Malaga, Frontignac und Cyper-Wein, wenn er ein wenig gelegen hat.

Das Oel ist in guten Jahren zu den Bedürfnissen der Einwohner hinlänglich, in schlechten führt man es von Mitylene ein. Man macht hier, wie im ganzen Orient, eine große Menge Oliven, auf die oben beschriebne Art in Salz ein.

Die Pomeranzen, Citronen, Limonen und Cedrat, die man im Winter und Frühling nach Constantinopel, Adrianopel und Smirna führt, sind ein beträchtlicher Handelsartikel, den man in gewöhnlichen Jahren auf zwey Millionen Livres berechnet. Aus dem Citronen- und Cedrat-Saft, den man mit Zucker und Honig einkocht, wird auch ein sehr angenehmer und gesuchter Syrup verfertigt; er geht nach Constantinopel, Cairo und ins schwarze Meer. Die Schaalen dieser Früchte

werden mit Zucker und Honig eingemacht, und in die ganze Levante verschickt.

Man macht auch die Galläpfel mit einer Art Salbey (salvia pomifera) auf dieselbe Art ein, diese Confiture ist sehr beliebt und sehr gesund. Die Scioten benutzen dazu nicht allein die Galläpfel ihres Landes; sondern auch die, welche sie von den benachbarten Inseln erhalten.

Auch der Rosenstock ist ein wichtiger Gegenstand der Cultur, theils wegen der großen Menge Rosen-Conserve, die man bereitet, theils des Oels wegen, das man aus ihnen zieht.

Die trocknen Feigen werden geschätzt, und gehen fast alle nach Smirna und Constantinopel. Die Kaufleute von Smirna schicken sowohl aus Scios, als auch aus Klein-Asien für 100,000 Livres Feigen nach Europa.

Man trifft in den meisten Gärten den Brustbeerbaum (sebestier) an, dessen längliche Frucht, von der Größe einer kleinen Olive, einen vortrefflichen Leim enthält, und im ganzen Morgenlande zum Vogelstellen gebraucht wird.

Man baut hier eine Art Pflaumen (verdassier); die Frucht ist dick, länglich, hellgelb und sehr schmackhaft. Sie reift im Julius und währt höchstens drey

Wochen. Die Einwohner benutzen sie als einen Handelszweig: sie schälen die Frucht, trocknen sie an der Sonne, und schicken sie nach Smirna und Constantinopel, wo der Centner davon zu zwey Piaster verkauft wird.

Das Wachs reicht nicht zu der grosen Consumtion in den Kirchen; sondern es wird aus Griechenland und Natolien eingeführt; auch Honig wird zum Einmachen der Früchte von dorther gebracht, den griechischen aber hält man für den besten.

Man zählt ohngefähr 500 Seidenarbeiter, welche die Stoffe von Lion und die indischen, welche von Damaskus und Aleppo kommen mit Glück nachahmen, und die letztern sogar übertreffen. Man verfertigt auch eine ansehnliche Menge seidne Schnüre, welche besser als die von Constantinopel und Brussa sind. Sie dienen zur Einfassung der türkischen Kleidung und man verfertigt auch goldne und silberne für die Weiber. Die Anzahl der Baumwollenarbeiter ist weit geringer.

Man schätzt den Betrag der verschiednen zu Scios verfertigten Stoffe über sechs Millionen Livres.

Siebenter Abschnitt.

Abreise von Scios. Aufenthalt zu Tschesme, Tine, Andros, Myconi, Delos, Naxia, Paros und Antiparos.

Nachdem wir zu Scios drey Monate lang umsonst auf Nachricht von Paris gewartet, und dem Bürger Descorches einige Bemerkungen über die bisher durchreisten Länder mitgetheilt hatten, beschlossen wir nach Creta zu reisen, und unterweges die Insel und wichtigen Orte zu besuchen: wir reisten daher den 10ten May auf einem griechischen Fahrzeuge ab, und kamen nach vier Stunden in Tschesme an, einer kleinen asiatischen Stadt, Scios beynahe gegenüber, mit einem geräumigen Hafen. Eine ziemlich große, von den Genuesern erbauete, Citadelle erstreckt sich bis ans Ufer und bedeckt den Hafen nebst der Stadt.

Tschesme ist auf den Ruinen von Cyssus erbaut: sein Hafen, welcher ehedem durch den Sieg der römischen Flotte über die des Antiochus, berühmt war, ist es heut zu Tage nicht weniger durch die Verbrennung und gänzliche Vernichtung der türkischen Flotte im Jahr 1770. Aber die Römer benutzten ihren Sieg, während die Russen, ob sie gleich Herren des Meeres und von einem günstigen Winde unterstützt waren, es nicht wagten, durch den Hellespont zu fahren, und vor den

Mauern des Seralls dem Sultan Mustapha die Friedensbedingungen vorzulegen.

Die Geographen setzen zwey oder drey Meilen nördlich von Tschesme, im Grunde einer Bucht, das alte Erytraea, welches durch das sibyllinische Orakel berühmt war. Ich wollte mich zu Fuß dahin begeben, während mein College zu Tschesme den nöthigen Mundvorrath einkaufte; die Stadt und einige Kalkhügel ließ ich rechts liegen, und gieng über ein unebnes Land von bebaueten Feldern und nackten Hügeln, bis ich nach einer Stunde Weges zu einer Ebne gelangte, welche an die erwähnte Bucht grenzte.

Nahe am Meer sah ich eine Quelle, welche heiß und von sauerm Geschmack war: in der Gegend umher erzeugte sich Seesalz. Neben der Quelle lag ein schlechter Kahn, und da ich hörte daß es hier Bassins zum Baden gäbe, näherte ich mich ihnen, zog mich aber zurück, als ich Türken bemerkte. Gleich darauf kamen zwey, mit dem Yatagan in der Hand, auf mich los, und schimpften mich Hund und Ungläubiger. Ich hatte nur einen griechischen Bedienten mit mir, der mir, seiner Stärke ungeachtet, wenig helfen konnte; aber ich entblößte augenblicklich meinen Stockdegen, und rief ihnen mit fester Stimme zu: Sie sollten sich den Augenblick entfernen, oder ich würde ihnen durch den Aga von Tschesme fünfhundert Stockschläge geben lassen. Diese Drohung, und vorzüglich mein Degen, wirkte auf die

Türken: „Es ist ein Narr, es ist ein Franzose,“ sagten sie, „laßt ihn gehen!“

Ich hielt es indessen nicht für rathsam, die Ruinen von Erytraea zu besehen, sondern sammelte einige merkwürdige Pflanzen, und gieng zurück nach dem Hafen.

Die Gegend um Tschesme bringt Korn in Ueberfluß hervor. Man bauet etwas Oel und viel Rosinen. Von diesem Hafen erhält Scios den größten Theil seiner Nahrungsmittel, und unterhält die Verbindung mit Smirna.

Den folgenden Tag segelten wir mit einem schwachen Nordwinde nach Naxia, vor uns unterschieden wir deutlich Andros, Tine, Myconi, Nicaria und Samos. Unser Fahrzeug fuhr auf Myconi zu, wo wir noch vor Nachts anzukommen hofften; aber gegen Abend erschienen nordwestlich einige Wolken, so, daß wir einen Sturmwind befürchteten. Er kam wirklich, war aber von kurzer Dauer. Als sich der Wind gelegt und die Wolken zerstreut hatte, verlangten die Matrosen Wein; wir gaben ihnen etwas, und baten sie, mäßig zu trinken. Das Wetter blieb heiter; wir schliefen die Nacht sehr ruhig, und fanden uns den Morgen beym Erwachen dicht bey Tine, wo wir ausstiegen, um uns einen Augenblick zu erholen.

Wir landeten östlich in einer kleinen Bucht, die mit Kalkfelsen umgeben war, auf welchen wir den dornenlosen Kapernstrauch wachsen sahen, dessen Blätter dicker und saftiger, als die des gemeinen, sind. Wir erstiegen darauf einen Berg, um Pflanzen zu suchen, worauf wir uns wieder unter Segel begaben, und bey der kleinen Stadt San-Nicolo landeten, welche an dem Orte der alten Hauptstadt steht. Die Citadelle liegt vier Meilen tiefer ins Land hinein, auf einem sehr hohen Hügel.

Tine ist nach Scios die industriöseste Insel des Archipelagus, weil sie am meisten Freyheit und Begünstigung von der Regierung genießt. Kein Türke hindert hier die Einwohner durch seine Gegenwart, oder durch seine Gewalt. Die Insel hat eine Obrigkeit, welche das Volk jährlich ernennt, und diese Stellen, welche mehr ehrend als einträglich sind, werden nur denen zu Theil, welche sich durch Rechtschaffenheit und Patriotismus auszeichnen.

Man zählt vierzig Städte oder Dörfer, welche nach den Regierungsverzeichnissen 15,800 Seelen enthalten, nämlich 19,000 Griechen und 5,800 Katholiken.

Die Insel ist in 2,200 Feuerstellen, und die Aecker in 474,064 Asper getheilt. Der Asper gilt fünf Piaster, so daß ein Feld, welches 100 Piaster werth ist, zwanzig Asper in den Registern geschätzt wird. Jeder Asper giebt zwey Paras Abgaben, welche zur Besoldung eini-

ger türkischer Aga's in Constantinopel angewandt werden.

Um die Summe voll zu machen, welche die Pforte noch für den Capudan-Pacha, für außerordentliche Ausgaben und für die Regierungskosten verlangt, bezahlt jeder Einwohner nach Verhältniß seines Vermögens noch einige Para's mehr.

Jedes Grundeigenthum wird in zwey Register eingetragen: deren eins in den Händen des katholischen, und das andre des griechischen Controlleurs sich befindet.

Damit die türkischen Agas keinen Tschocadar zur Einkassirung der Abgaben senden mögen, schicken ihnen die Einwohner das Geld mit der größten Pünktlichkeit; sie vermeiden hierdurch die Kosten, welche dieser Beamte verursachen, und die Plackereyen, die er als Muselmann und Gewalthaber begehen würde.

Die sämmtlichen Abgaben belaufen sich mit den Kosten auf 36,234 Piaster, welches für die Größe der Insel beträchtlich, aber der Bevölkerung und Industrie nach, gering ist.

Tine bringt in guten Jahren hinlänglich Gerste; aber kaum für drey oder vier Monate Korn hervor. Es giebt kein andres Gemüse als Bohnen und Kichererbsen, deren Mehl man, wie auf Scios, mit dem

Korne zum Brodbacken vermischt. Das Hammelfleisch ist so reichlich, daß man jährlich für 5 bis 6000 Piaster ausführt.

Oel wird auf Tine nicht gewonnen, die Oliven werden eingesalzen und im Lande verzehrt. Der Wein ist hinreichend, die hier ankernden europäischen Schiffe damit zu versehen. Es giebt Feigen, Orangen, und einige andre Früchte und Gemüse in hinlänglicher Menge für das Bedürfniß der Einwohner. Zuweilen führt man noch etwas nach Scios und Smirna aus. Honig und Wachs, Baumwolle und Wolle werden gewöhnlich im Lande verbraucht.

Die Seide ist der einzige Artikel, dessen Ausfuhr in Betracht kommt; ein großer Theil der Insel ist mit Maulbeerbäumen bepflanzt, und fast alle Weiber beschäftigen sich mit der Zucht der Seidenwürmer und der Behandlung der Cocons. Es werden jährlich zwey bis drey tausend Ocken grobe Seide ausgeführt, welche man zu Schnüren und Borten für die Kleidungen beyder Geschlechter in Scios, Smirna und Constantinopel verarbeitet. Man baut auf Tine und den Cycladen den weißen Maulbeerbaum, welchen man ohne weitere Cultur wachsen läßt.

Der Boden der Insel ist größtentheils nicht sehr fruchtbar; ausgenommen auf einigen Ebnen und in feuchten Thälern. Die Einwohner ersetzen die Fruchtbarkeit durch mühsame Bearbeitung und eine Thätigkeit,

die man selten im Morgenlande antrifft. Der Reiche ist hier so wenig müßig als der Arme, der eine ist Handelsmann, Krämer oder Güterbesitzer, der andre Künstler, Matrose oder Tagelöhner.

Die Weiber sind eben so thätig; sie beschäftigen sich mit der Haushaltung, der Zucht der Seidenwürmer, dem Landbau; und jeden Tag nehmen sie die Nadel, oder Spindel zur Hand, oder stricken seidne Strümpfe, welche wegen ihrer Dauer von Europäern gesucht werden *).

Die Europäer und Griechen von Smirna, Constantinopel und Salonich halten viel auf Gesinde von Tine; vorzüglich hält man die Mägde für geschickter, reinlicher und ehrlicher als von den meisten Inseln des Archipelagus. Ihre Anzahl ist so beträchtlich, daß alle zehn bis vierzehn Tage ein Schiff mit Mädchen nach Smirna geht, um die zu ersetzen, welche nach vier oder fünf Dienstjahren zurückkehren, um sich mit ihrem ersparten Vermögen zu verheirathen.

Eben so geht alle Monat ein Schiff nach Constantinopel und alle Jahr eins nach Salonich.

Die Einwohner von Pyrgos, Isternia und Cardiani bearbeiten den Marmor in ihrem Gebiet für

*) Eben dieses versichert Sonnini in seiner Voyage en Grece et en Turquie. T. II. S. 315. aber ihre Einfuhr ist in Frankreich verboten.

Smirna, Salonich und Constantinopel. Sie verdienen dabey 20 bis 40 Para's täglich.

Andros ist von Tine nur durch einen Canal getrennt, welcher eine Meile breit ist, und welchen grosse Fahrzeuge, wegen der Klippen und Untiefen, vermeiden. Diese Insel hat etwa neunzig Meilen im Umkreise, Tine hingegen höchstens sechszig. Sie ist zwar so bergig, wie diese letztere, hat aber verhältnißmäßig mehr zum Ackerbau taugliches Land. Die Ebnen sind etwas grösser, und eben so fruchtbar und gut bewässert. Es enthält etwa funfzig Dörfer; aber höchstens 12,000 Bewohner.

Andros ist das Chatoullengut einer Sultanin: ein türkischer Waiwode verwaltet die Polizey und sorgt für die Sicherheit der Insel. Sie giebt etwa 30,000 Piaster, theils an die Sultanin, theils an den Capudan Pacha.

Die Seide ist das Hauptprodukt der Insel: man rechnet, daß jährlich 6000 Ocken ausgeführt werden. Man führt eine grosse Menge Pomeranzen nach Salonich, Athen und Morea. Das Korn, die Gerste, der Wein und das Oel reichen gewöhnlich für die Consummation der Einwohner hin. Die Insel bringt auch Gemüse, Kräuter, Honig, Wachs, Obst und Baumwolle hervor.

Den 14ten May verließen wir San-Nicolo und landeten bey Myconi, welches etwa zwölf Meilen entfernt ist. Der Boden nördlich und südlich von der Stadt bestand ganz aus Granit-Felsen. Die Insel ist unfruchtbar und uneben, indeß nicht so bergicht als Naxos, Andros und Tine. Die Stadt liegt am Meeresufer, ist ziemlich groß und hat etwa 4000 Einwohner, welche die ganze Bevölkerung der Insel ausmachen. Die Einwohner sind theils Matrosen, theils Ackerleute. Sie bauen hinlänglich Gerste und Wein, so daß jährlich etwas ausgeführt wird. Die übrigen Lebensmittel werden auf der Insel verzehrt. Sie giebt 7,500 Piaster Abgabe.

Wir wollten desselben Abends nach Delos segeln; aber unsre Matrosen wollten lieber die Nacht in Myconi zubringen, wo sie guten Wein finden konnten, als am Meeresufer oder unter Ruinen, welche für sie nicht das mindeste Interesse hatten. Sie behaupten hartnäckig, daß Delos und die andern wüsten Inseln umher, der Zufluchtsort der Seeräuber wären, und daß es gefährlich sey, die Nacht darauf zuzubringen. Diese Leute sagten sie, begnügen sich nicht damit, die Reisenden auszuplündern, sondern sie tödten dieselben, und werfen sie, um nicht entdeckt zu werden, ins Meer. Dieser Grund war ohne Zweifel sehr triftig, da wir aber den folgenden Tag unter diesen Inseln zubringen wollten, so war es uns lieber, die Nacht dort zu schlafen. „Trinkt, sagten wir zu den furchtsamen Hasen, damit ihr Muth erlangt, und dann fort!“ Sie baten sich

eine halbe Stunde aus, um von den Bergen umher zu spähen und gegen fünf Uhr Abends fuhren wir nach dem kleinen Delos ab, wo wir noch vor Sonnenuntergang ankamen.

Wir ankerten in dem kleinen westlichen Hafen der Insel: vor uns lagen zwey Inseln, Groß- und Klein-Rematiari und eine halbe Meile weiter hin, das große Delos oder die Insel Rhenåa. Wir bewirtheten die Matrosen mit unserm Wein von Tenedos, und unserm Mundvorrath von Tschesme, um sie für die ungenossenen Vergnügungen auf Myconi zu entschädigen: wir empfahlen ihnen vorsichtig zu seyn, und spatzierten bis zu Einbruch der Nacht.

Die Unordnung und Verwirrung, welche die Ruinen einer berühmten Stadt darbieten, die Trümmer von Tempeln und Pallåsten setzen die Reisenden in Erstaunen. Die Einbildungskraft verführt ihn auf einige Augenblicke; er sieht noch die Monumente, deren Spuren übrig sind, und verschönert sie in Gedanken. Jeden Augenblick bleibt er stehen; hier ist der Tempel der Diana, des Apollo; hier wohnten die Priester. Weiterhin entdeckt er ein Gymnasium, ein Theater, einen Säulengang, er findet einen Pallast, zertrümmerte Statüen: Bilder von Göttern, Helden, Wohlthätern des Volks. Ueberall Säulen, Capitäler, überall Marmor, Granit und Porphyr mit erhabner Arbeit und Inschriften. Er kann so viel Gegenstände nicht auf

einmal überschauen, er hat nur ein Gefühl, alles zu bewundern.

Aber was für traurige Gedanken drängen sich bald darauf jedem auf, welche barbarische Hand hat zuerst mit Feuer und Schwerdt in diesen verehrten Gegenständen gewüthet; welcher Gottlose hat diese Tempel zerstört, welche Frömmigkeit und Reichthum erbaueten. Wer konnte die Bildsäule eines wohlthätigen Gottes, eines schützenden Helden oder eines glücklichen Erfinders zerschmettern?

Diese Insel ist nicht so hoch wie Tine, Naxos und Myconi; sie ist überall Schiefer und Granit, und zeigt nirgends eine Spur von Vulcanen oder was sonst die Wunder der griechischen Erzählungen aufklären könnte. Der Berg Cynthus ist nur ein Granit-Felsen, welcher bloß der Erinnerung wegen erwähnt zu werden verdient.

Den 15ten May wollten wir auf unsrer Fahrt nach Naxos die Ostküste von Groß-Delos berühren: wir fuhren zwischen der großen und kleinen Rematiari durch, und stiegen an dem Orte aus, wo der Boden noch mit Ruinen und Grabmälern bedeckt ist. Man weiß, daß die Insel der Begräbnißort für die Einwohner von Delos ward, als man unter dem Archonten Euthydemus anfieng, es für unschicklich zu halten, daß ein heiliges Land die Ueberbleibsel menschlicher Körper bedecken solle.

Groß-Delos ist niedrig, fruchtbar und sehr geschickt zum Baue des Weinstocks und Oelbaums. Ohngeachtet ihrer Größe ist sie unbewohnt: die Einwohner von Myconi bestellen die fruchtbarsten Flecken, und weiden einige Herden auf dieser Insel. Nirgends haben wir den Mastix- und Terpentinbaum so schön und häufig angetroffen. Unsre Matrosen fällten mehrere von diesen Bäumen, um Vorrath von Brennholz zu haben.

Eine Stunde nach Mittag setzten wir unsern Weg weiter fort, und kamen um 5 Uhr in den Hafen Naxia an der Westküste der Insel, Paros gegenüber, vor Anker. Dieser Hafen, welcher ehedem an 30 Galeeren fassen konnte, war durch einen Damm verschlossen, den man bey ruhigem Wetter deutlich bemerkt. Er liegt mehrere Fuß tief unter dem Wasser; allein die kleinern Schiffe sind zu jeder Jahreszeit im Hafen sicher. Die größern Fahrzeuge können im Sommer außerhalb des Hafens, an dem Felsen, auf dem man die Ruinen des Bacchustempels sieht, ankern; aber dies dürfen sie im Winter nicht wagen, weil ein starker Nordwestwind sie auf die Küste werfen würde.

Die Stadt liegt auf einem Hügel am Ufer: unter den venetianischen Fürsten ward sie durch eine Citadelle, und Mauern, welche die Türken größtentheils zerstört haben, vertheidigt. Die Katholiken wohnen als ehemalige Herren des Landes innerhalb der Mauern, die Griechen haben den Theil der Stadt, östlich vom

Schlosse, welcher die neue Stadt, Νεισ-Κοριο, heißt inne.

Die alte Stadt erstreckte sich gegen Norden nach der Quelle der Ariadne hin. Hinter dem Schlosse sind noch einige Spuren einer unterirdischen Wasserleitung, welche wahrscheinlich das Wasser eines Bachs, der vier bis fünf Meilen östlich fließt, der Stadt zuführte, und heutiges Tages die Ebne von Naxia bewässert.

Die Quelle der Ariadne würde jetzt die Aufmerksamkeit der Reisenden gar nicht reitzen, wenn man sich nicht erinnerte, daß sich hier Ariadne der Verzweiflung überließ. An diesem Ufer bemerkte sie das Schiff, welches ihren Geliebten hinweg führte, und hierher kam Bacchus, von ihrer Schönheit gerührt, sie zu trösten.

Bacchus hatte einen Tempel zu Naxos. Man sieht noch die Thüre und die Grundlage auf einer kleinen Insel neben der Quelle der Ariadne; eine Brücke vereinigte diese Insel mit der großen, und eine Wasserleitung führte den Priestern innerhalb des Tempels das nöthige Wasser zu.

Beym Graben, zur Grundlage eines Hauses, am Meeresufer hat man eine sehr schöne weibliche Statüe gefunden; Kopf und Füße mangelten, der Leib hatte an einigen Theilen gelitten, aber der Busen und ein Theil des Gewandes waren ganz unversehrt. Wir fanden sie in einem Hofe unter einem Schutthaufen; der

Herr des Hauses schätzte sie nicht, und hatte sie schon mehrmals zerschlagen wollen, um die Stücken zum Baue zu gebrauchen.

Im nördlichen Theile der Insel liegt eine kolossalische Bildsäule des Apoll, welche der Bildhauer nicht vollendet hat: sie befindet sich in der Nähe des Steinbruchs, aus welchem der Block gebrochen ist.

Naxos hat, wie die übrigen Inseln des Archipelagus, alle Veränderungen des Glücks erfahren, zu schwach, um lange unabhängig zu seyn, ward sie nach und nach mit den Atheniensern verbündet, von den Persern erobert und verwüstet, den Römern zinsbar, vom Marcus Antonius an Rhodus abgetreten, darauf den griechischen Kaisern unterworfen, lange von venetianischen Fürsten beherrscht, und endlich unter Selim dem Zweyten mit dem türkischen Reiche vereinigt.

Die Einwohner von Naxos haben den Vortheil, nach eignen Gesetzen und von selbst erwählten Richtern beherrscht zu werden. Die Unwichtigkeit der Insel und ihre Entfernung von der asiatischen Küste war Ursach, daß die Türken sich nicht darauf festsetzten. Die Pforte begnügt sich einen Waiwoden zur Ausübung der Polizey und Einkassirung der Abgaben hierher zu senden.

Obgleich Naxos freyer und unabhängiger als Scios ist: so genießt es doch lange nicht das Glück jener Insel. Der Handel ist nicht lebhaft genug, der Acker-

bau wird zu sehr vernachlässigt, und Kunstfleiß findet man fast gar nicht. Sollte man die Ursach hiervon wohl der Abneigung gegen Arbeit zuschreiben können, welcher die Adlichen, die die besten Ländereyen besitzen, so sehr ergeben sind, und beynahe allen Ständen mitgetheilt haben.

Stolz auf ihren alten Adel, arm und eingebildet, voll Abneigung gegen Handel und Ackerbau, lassen diese, aus den ersten italienischen Familien herstammenden, Herren ihre zerstörten Schlösser und fast ganz unbebaueten Ländereyen nach und nach in die Hände der Bürgerlichen gerathen, ohne daran zu denken, wie sie durch Fleiß diesen Verlust ersetzen könnten.

Die Bevölkerung der Insel beträgt nach den Verzeichnissen, welche uns die vornehmsten Bewohner mitgetheilt haben, über 10,000 Seelen. Die Abgaben der Grundstücke, die Kopfsteuer und die Zölle belaufen sich etwa auf 40 Beutel (40,000 Livres), die Taxen ungerechnet, welche sie jährlich erlegen müssen, wenn der Capudan-Pacha mit seinem Geschwader im Hafen Trio auf Paros, vor Anker kommt.

Die Anzahl der Katholiken nimmt täglich ab; in der Stadt befinden sich kaum 600. Dessen ungeachtet haben sie noch einen Erzbischof, einen Coadjutor, sechs Domherren, einen Priester und mehrere Vicare. Sie haben auch ein Kloster zur Erziehung der Jugend, ein Capuziner-, ein Franciskaner- und ein Nonnenkloster.

Die Griechen nehmen hingegen zu, und ihre Geistlichkeit ist weit zahlreicher und begüterter als die katholische. Alle religiöse Gebräuche geschehen hier im größten Prunk und Freyheit. Die Pforte bekümmert sich nicht im geringsten darum, was auf der Insel vorgeht, wenn nur die Abgaben richtig entrichtet, und allen türkischen Beamten gehorsamt wird.

Der Aufenthalt in Naxos oder Naxia würde einer der angenehmsten im Archipelagus seyn, wenn nicht die müßigen Bewohner im beständigen Streit wären, und wenn nicht die Geistlichkeit beyder Kirchen, zu zahlreich für den kleinen Ort, Haß und Trennung geflissentlich unterhielt. Der Fremde bemerkt bald, daß die Priester das Land mit einer eisernen Ruthe beherrschen, und, ohne es zu wollen, die Einwohner eher gottlos als fromm, eher zänkisch als gerecht und menschlich machen.

Die Insel ist mit hohen Bergen besäet, deren Grundlage aus Schiefer oder Granit besteht. Der weiße Marmor und der harte Kalkstein folgen überall auf den Schiefer, und geben einer großen Menge Quellen, welche das Land bewässern und fruchtbar machen, den Ursprung. Der höchste dieser Berge ist der des Jupiters, welchen die Einwohner Dia oder Zia nennen. Wir begaben uns mit den französischen Agenten dahin: er liegt drey Meilen östlich von der Stadt. Im Vorbeygehen sahen wir den Marmor mit der Inschrift, welchen Tournefort erwähnt. Wir stiegen in einen steilen

Schlund, und kamen zu einer weißen Marmorgrotte, welche viele Reisende besucht haben, wie man aus den eingegrabnen Namen sieht.

Diese Grotte, welche die Einwohner von Naxia für einen heiligen Ort halten, wo die Bacchanten ihre Feste und Mysterien feyerten, hat jetzt nichts Merkwürdiges mehr. Man sieht inwendig Stalactiten, wie in allen Kalkgrotten, verschüttete Gänge an mehreren Stellen, losgerißne Marmorblöcke, und auswendig eine einsam kahle Gegend, den Gipfel des Jupiter-Berges, welcher beynahe ganz spitz zu läuft, eine artige Art Campanula in den Felsenritzen, und weiterhin einige Eichen und viele Ahornbäume (acer creticum).

Der höchste Theil des Berges ist von dieser Seite unzugänglich. Wir umgingen ihn, und kamen nach einigen mühsamen Stunden auf den Gipfel genau an die Stelle, wo Nointel, französischer Gesandter in Constantinopel, seinen Namen, und eine Inschrift, welche die Zeit verwischt hat, eingraben ließ. Nichts ist so schön, als die Aussicht, die man von hier genießt. Unter uns lag die Insel mit ihren Bergen, und unter diesen Corono, welcher seinen Namen von der Nymphe Corones, der Amme des Bacchus erhalten hat, überall flachen fruchtbare Ebne, frische Thäler, gutgebaute Dörfer und Capellen gegen weiße Felsen und dürre Hügel ab, und bildeten Gemälde, auf denen wir die Blicke nicht ruhen lassen konnten, da der Anblick des Meeres und der Inseln so schön und erhaben war.

Unser Blick ruhte auf einer grossen Menge hoher und niedriger, kleiner und grosser Inseln. Nördlich lag Myconi, nordwestlich Tine und Andros, Sira und Jura weiter hinter, nordwestlich von diesen Cherpho, Thermia und Zea; westlich Paros, Antiparos und Siphanto; südwestlich Argenteria, die verbrannte Insel und Milo. Gegen Süden sahen wir Nio und Santorin, rechts Policandro und Siquino, links Amorgo, Stampali, Calmino und Lero.

Noch höher hin auf Pathmos und Nicaria; ja nach allen Himmelsgegenden hin, entdeckten wir Inseln oder zerstreute Felsen, welche nur den Schiffer interessiren können.

Auf dieser Seite des Berges stiessen wir auf einige Herden von kleinen Schafen, wie in Italien und Provence, und von Ziegen, welche von den Aermern gegessen werden: die Reichen essen nur die ganz jungen Ziegen. Man kann sich keine wilderen Menschen als die Schäfer, und keine roherern als ihre Weiber denken. Sie waren sehr von denen, welche ehedem den Ida, Tempe und die Ufer des Mäanders bewohnten, verschieden; mit der grössten Mühe erhielten wir einige Gläser Milch, deren wir sehr bedürftig waren. Wir mussten sie lange darum bitten und voraus bezahlen; aber es ist nicht ihre Schuld, wenn sie hart und misstrauisch sind; sie haben so oft von den Türken sprechen hören, dass sie alle Menschen, die sie nicht kennen, für eben so ungerecht und böse ansehen.

Die Weiber von Naxos kauen eine geruchlose Substanz, welche ihre Insel hervorbringt, eben so, wie die Weiber von Scios beständig Mastix im Munde haben. Die Pflanze, welche diese Materie giebt, heißt Atractylis gummifera: sie wird nicht sehr hoch und blüht gegen Ende des Sommers.

Man hat diese Substanz mit Unrecht Gummi genannt; es scheint mir vielmehr ein Harz zu seyn, oder eigentlich eine ganz besondre Substanz, welche dem Gummi elasticum sehr nahe kommt. Desfontaines hat bemerkt, daß die Araber und Mauren in der Gegend von Algier dieses Harz sammlen, und Leim daraus bereiten; aber er kennt das Verfahren dabey nicht. Die Wurzel der Pflanze ist ein eben so gesundes, als nahrhaftes Lebensmittel.

Die Hügel und Berge von Naxos sind mit Myrthen, Erdbeerbäumen, Mastixbäumen, Johanniskraut, Saturey, Pfriemenkraut und mehrern Arten Cistus bedeckt, unter welchen letztern die Gattung häufig ist, welche das Ladanum liefert. An den Ufern der Bäche wachsen Lorbeerbäume, Agnus-castus und Platanen. Da es nicht mehr früh im Jahre war, sammelten wir nicht so viele Pflanzen, als auf Scios; wir fanden indeß auf den Felsen die cretensische Staudennelke und eine schöne Art Centaurea. Sie hatte purpurfarbne Blumen, wollige Blätter, welche unten am Stengel wie eine Leier gestaltet, und oben länglich rund waren; die Pflanze wird ein bis zwey Fuß hoch. (*Centaurea*

atro-purpurea calycibus ciliatis, foliis inferioribus lyratis, supremis ovato-lanceolatis, basi appendiculatis, floribus purpureis.)

Auf der Ostseite der Insel wird ziemlich viel gemeiner Schmergel gegraben, welchen englische Schiffe im Vorbeyfahren um einen sehr geringen Preis kaufen. Die französischen Schiffe würden ihn weit besser benutzen können, da sie, wenn sie Oel oder Baumwolle geladen haben, Steine zum Ballast nehmen.

In den meisten Bächen fanden wir eine Art Krabben, die es auch in Aleppo, Mesopotamien und Persien giebt: die Beschreibung davon soll an einem andern Orte erfolgen.

Der Aufenthalt auf dem Lande gab uns Gelegenheit das Verfahren bey dem Befruchten der Feigen zu beobachten. Es besteht darin, daß man auf die Feigenbäume, welche nur die zweyte Gattung Feigen liefert, die erste Gattung hängt, welche vier bis sechs Wochen früher zur Reife gelangt. Die zweyte Gattung Feigen (secondes figues) reifen bekanntlich in der Mitte des Augusts, und dauern ununterbrochen bis in die Mitte des Octobers. Die Griechen reihen zehn bis zwölf von diesen ersten Feigen an einen Faden, und hängen sie an verschiednen Orten auf die Feigenbäume, deren Feigen sie befruchten wollen. Diese Operation, welche einige alte und mehrere neue Schriftsteller mit Bewunderung erwähnen, scheint mir nichts weiter, als die Folge der

Unwissenheit und eines alten Vorurtheils zu seyn. In der That kennt man in den meisten Gegenden der Levante die Caprification gar nicht: in Italien, Frankreich und Spanien ist sie nicht gebräuchlich, und auf einigen Inseln des Archipelagus, wo sie üblich war, hat man sie abgeschafft, und erhält nichts desto weniger überall sehr gute Feigen. Wenn dieses Verfahren nothwendig wäre, entweder daß der Saamenstaub in die Feige hineindränge, oder wie man gewöhnlich glaubt, durch ein kleines Insekt (cynips) hineingetragen würde, so könnten die ersten Feigen unmöglich zu gleicher Zeit die eben erscheinenden, die halb ausgewachsenen und die beynahe reifen befruchten.

Wir wollen das Wunder der Caprification ununtersucht lassen, und dabey bleiben, daß sie unnütz sey, weil jede Feige an dem Auge einige männliche Blüthen hat, welche alle weibliche zu befruchten im Stande sind, und weil sie auch ohne Befruchtung wachsen, reif werden und vortrefflich schmecken.

Die Einwohner von Naxos bauen Wein an dem Fuße der Hügel und auf den unbewässerten Ebnen. Der Wein ist größtentheils von mittelmäßiger Güte, weil sie ihn schlecht bereiten und ihn nicht aufzubewahren wissen; er wird alle im Lande verbraucht, und nur selten nehmen europäische Schiffe etwas mit.

Korn, Schminkbohnen, weiße Bohnen und einige andre Gemüse, liefert die Insel hinlänglich für die Be-

dürfnisse der Einwohner: aber von der Gerste werden jährlich 10 bis 12,000 Centner ausgeführt.

Oel wird in guten Jahren für 30 bis 40,000 Livres verfertigt: es ist mittelmäßiger Güte.

Pomeranzen, Citronen und Cedrat sind nicht so häufig, als sie seyn könnten, weil keine große Stadt in der Nähe ist, wohin man sie schaffen könnte. Constantinopel ist zu entfernt, und Smirna und Salonich bauen diese Früchte selbst, oder erhalten sie von Scios. Dieser Artikel beträgt indeß jährlich 12 bis 15,000 Livres.

Die Pfirsichen, Aprikosen, Granaten, Birnen, Pflaumen, Nüsse, Mandeln und Feigen werden auf der Insel verzehrt.

Naxos hat Schafe und Ziegen, hinreichend für die Bedürfnisse der Einwohner, einige Ochsen von kleiner Art zum Ackerbau, und Maulthiere und Esel zum Fahren. Die Wolle ist, wie auf dem ganzen Archipelagus, schlecht, und wird im Lande verbraucht.

Der Käse ist ein beträchtlicher Ausfuhrartikel: man rechnet, daß für 8 bis 10,000 Livres davon nach Constantinopel, Smirna und Salonich versandt wird.

Baumwolle wird wenig gebaut: einige Privatleute verfertigen daraus für ihren Hausbedarf, Strümpfe,

Mützen und einige grobe Zeuge. Eben so verhält es sich mit der Seide und dem Flachs.

Der Honig und das Wachs werden auf der Insel verbraucht.

Südlich von der Stadt ist ein kleines Salzwerk, wo man einige Ladungen für die Hauptstadt einnimmt. Die Regierung hat sich seiner bemächtigt, und den Ertrag dem Generalpächter zugesichert. Das Salz wird fast alles an die Einwohner, 60 Pfund um 2 Livres verkauft.

Wir wollten Naxos nicht verlassen, ohne einen Abstecher nach Paros zu machen, und die Marmorfelsen, Häfen und Bewohner zu beobachten. Diese Insel war ehedem eine der wichtigsten Cycladen, und war ansehnlich bevölkert, als Barbarussa sie dem türkischen Reiche unterwarf; aber sie ist seitdem, durch die Plünderung der Türken, den Despotismus der Regierung und durch den jährlichen Aufenthalt des Capudan-Pacha und seiner Flotte, so mitgenommen, daß man auf ihr nichts als halb zerstörte Dörfer und wüste Felder findet. Die Venetianer haben auch, während des candischen Kriegs, viel zu ihrer Entvölkerung beygetragen, indem sie fast alle Oelbäume, welche vorzüglich den Reichthum von Paros ausmachten, ausrotteten.

Paros hatte zu Anfang dieses Jahrhunderts etwa 6000 Einwohner, welche sich bis auf 2000 vermindert

haben. Die europäischen Consuln haben sich lange entfernt, die Katholiken sind geflohen, und die wenigen armen und trägen Griechen sind jährlich dem Stock des Unter-Admirals des Capudan-Pacha und der Räuberey der Matrosen ausgesetzt. *)

Paros liegt zwey Meilen westlich von Naxos: es ist zwar weit kleiner, hat aber verhältnißmäßig mehr zum Ackerbau taugliches Land. Die Berge sind niedriger, die Hügel nicht so dürr, und die Ebnen würden eben so fruchtbar seyn, wenn es ihnen nicht am Wasser fehlte.

Der Hafen Naussa, welcher gegen Norden liegt, ist einer der schönsten und größten im ganzen Archipelagus. Man sieht noch die Ueberbleibsel der Batterien, wodurch ihn die Russen vertheidigten, als sie in dem vorletzten Kriege mit den Türken ihre größte Macht auf Paros hatten.

Dieser Hafen ist zur Zeit des Herbstes und zu Ende des Sommers ungesund; die Ursach hiervon sind einige Sümpfe in der Nähe. Die russische Armee litt hier so-

*) Die gegenwärtige Entvölkerung von Paros schiebt Sonnini (T. II. S. 272.) auf Rechnung der Russen, welche sie während des ersten Türkenkrieges unter der Regierung Catharina II. besetzt hatten, und die Einwohner verließen ihre Wohnungen, weil sie von den Hülfstruppen der Russen so sehr gemißhandelt wurden.

viel, daß sie, nach einem großen Verlust von Soldaten und Matrosen, Paros verlassen mußte.

Auf der Ostseite der Insel sind drey Häfen: der erste oder Marinhafen liegt an der Nordspitze und wird durch einige Inseln vor den Nord- und Südwinden gedeckt; da er aber dem Nordostwind ausgesetzt ist, müssen ihn die Schiffe im Winter vermeiden.

Der Hafen Marmara liegt in der Mitte, dicht daneben liegt das Fort St. Anton, worin sich Venieri, Fürst der Insel, lange gegen die Angriffe des Barbarussa vertheidigte. Nur, als die Garnison Mangel an Allem litt, und vor Hunger und Durst umkam, gab er diesen wichtigen Platz auf.

Der Hafen Trio liegt etwas tiefer, und ist, wie der erste, von einigen Inseln gedeckt, und nur dem Südwind offen. Der Capudan-Pacha liegt jährlich über einen Monat hier vor Anker, und erwartet die Rückkehr der Galeeren und der kleinern Fahrzeuge, die er, zur Erhebung der Abgaben, in die benachbarten Inseln schickt.

Westlich giebt es nur einen Hafen, an welchem die Hauptstadt liegt. Die größern Schiffe bleiben außerhalb desselben, neben einigen Inselchen, oder im engen Canal zwischen Paros und Antiparos.

Die neue Stadt ist auf den Ruinen der alten erbaut; sie ist jetzt nur ein elendes Dorf, da sie doch ehedem eine der schönsten, reichsten und größten Städte des Archipelagus war; und die zerbrochnen Säulen, Capitäler und Gesimse, die man überall zerstreut, oder in den Mauern der Gebäude antrifft, bekräftigen das Zeugniß der alten Schriftsteller.

Der Marpesus, westlich vom Hafen Marmara, ist der höchste Berg der Insel. Dieser lieferte vorzüglich den Parischen Marmor. Neben einem alten Steinbruch sieht man noch die Anlage zu einem Basrelief auf dem Felsen, welche Tournefort erwähnt, und Choiseul abgezeichnet hat.

Antiparos, welches ehedem Oliaros hieß, zeichnet sich bloß durch seine große Höhle aus, welche, von den beyden vorher genannten Schriftstellern, genau beschrieben ist. Muß man sie aber als einen alten Steinbruch, oder als eine natürliche Höhle betrachten, wie sie in den meisten Kalkgebäuden angetroffen werden? Die Autoren schweigen hierüber, und aus der Besichtigung des Orts selbst, kann man eben so wenig erfahren.

Die Bewohner dieser beyden Inseln bauen, für ihre Bedürfnisse, Korn, Gerste, Wein, Sesam und einige Gemüse.

Die Baumwolle ist das Hauptprodukt, worin sie ihre Abgaben bezahlen, und wovon sie sich die nöthig-

sten Lebensmittel verschaffen. Die Früchte und Gemüse würden einen ziemlich beträchtlichen Artikel ausmachen, wenn nicht die Türken, während ihres Aufenthalts zu Trio, sie mit Gewalt oder um einen geringen Preis, wegnähmen. Diese beyden Inseln bezahlen etwas über 8000 Piaster Abgabe.

Achter Abschnitt.

Abreise von Naxia. Aufenthalt zu Nio. Produkte und Industrie der Einwohner. Abreise von dieser Insel. Ansicht von Sikinos und Pholegundros. Ankunft zu Cimolis. Furcht der Einwohner. Beschreibung dieser vulkanischen Insel. Entstehung der Walker-Erde. Durchgrabung alter Grabmäler. Jagd auf Polino. Schlangen und wilde Ziegen auf dieser Insel.

Wir verließen Naxia den 8ten Julii Nachmittags, und nach einigen Stunden brachte uns der Nordwind, welcher gewöhnlich während des Sommers im Archipelagus weht, in den Hafen zu Nios. Beyde Inseln sind höchstens vier Meilen von einander entfernt; man rechnet aber acht derselben von einem Hafen zum andern; der auf Nios liegt an der Südsüdwestseite der Insel, und Naxia, wie schon erwähnt, an der Westküste.

Die Stadt liegt eine halbe Meile vom Hafen, auf einem Hügel: sie ist ziemlich gut gebaut, und scheint den Platz der alten Stadt einzunehmen; denn man bemerkt an den westlichen Theilen noch eine Spur von alten Mauern.

Die Insel hieß Jos: sie ist hoch, bergig und von Thälern und kleinen Ebnen durchschnitten: sie ist lange nicht so fruchtbar als Paros. Der Grund besteht überall aus Schiefer und Granit, und die meisten Berge aus Kalk.

Die Bevölkerung von Nios beläuft sich auf 3,700 Köpfe, sämmtlich Griechen. Es giebt heut zu Tage nur zwey katholische Familien, mit Einschluß des französischen Agenten, auf der Insel; die öffentliche Ruhe wird daher nie, wie auf den mehresten Inseln des Archipelagus, durch Kabale der griechischen Priester gestört, welche auf den Schutz eifersüchtig sind, welchen Frankreich der katholischen Kirche gewährt.

Nio bezahlt dem Capudan-Pacha beynahe 9000 Piaster, mit Inbegriff der Geschenke und Unkosten. Ein griechischer Waiwod, welchen die Pforte ernennt, erhebt diese Abgabe. Er wacht gleichfalls über die Polizey und verwaltet die Justiz mit sechs der vornehmsten Bürger, welche das Volk jährlich in einer allgemeinen Versammlung erwählt.

Da diese Insel zu klein ist, sich selbst zu erhalten, so hat sie fast immer das Schicksal der übrigen Cycladen erfahren. Die Geschichte würde wenig von ihr erwähnen, wenn nicht Homer, auf seiner Reise von Samos nach Athen, hier gelandet, und einige Tage darauf gestorben wäre. Die Einwohner errichteten ihm ein Grabmal, wovon aber seit langer Zeit schon keine Spur mehr übrig ist.

Die meisten Münzen von Nios haben auf der Rückseite einen Palmbaum; dieser Baum wird jetzt nicht mehr hier gebaut, und ist im ganzen Archipelagus selten: bey denen, welche wir auf Scio, Creta und Naxos gesehen haben, gelangen die Früchte nie zur Reife, da das Klima nicht heiß genug ist. Selbst in Egypten reift die Dattel selten, wenn der Baum zusehr den kühlen Seewinden ausgesetzt ist.

Fast alle Einwohner dieser Insel sind Ackerleute, nur wenige von ihnen sind Matrosen und Handelsleute; da sie fleißig und arbeitsam genug sind, so machen sie den von Natur schlechten Boden ziemlich ergiebig. Sie versäumen nichts, um sich Dünger zu verschaffen, und das zu Gemüsen und Früchten bestimmte Land zu begießen.

Wenn die Feldarbeiten unterbrochen werden oder beendigt sind, beschäftigen sich die Weiber, die Baumwolle zu spinnen, welche sie gebaut haben, Strümpfe oder Mützen daraus zu stricken, welche sie an die Kauf-

leute oder an Fremde verkaufen. So oft wir uns auf der Straße sehen ließen, liefen von allen Seiten Weiber herbey, um uns diese Waaren zum Verkauf anzubieten, und es war oft sehr schwer, sie los zu werden.

Dieser Fleiß setzt die Einwohner in den Stand, ihre Abgabe pünktlich abzutragen, und verschafft ihnen Bequemlichkeit, die man ihnen nicht auf dem ersten Blick ansieht. Eine lange und traurige Erfahrung hat sie, wie alle türkischen Unterthanen, belehrt, daß sie nicht zuviel Wohlhabenheit und noch weniger Reichthum zeigen müssen: die Abgaben würden nicht allein bald erhöht, sondern auch die Habsucht der türkischen Beamten könnte nur mit dem Ruin der Unterthanen gesättiget werden. Die Türken lassen die Ungläubigen recht gern leben, wenn sie nur Alles hergeben, was nicht zu den dringendsten Bedürfnissen gehört.

Die Insel liefert Wein für alle Einwohner, so wie auch für alle hier ankernden Schiffe.

In einem guten Jahre werden etwa 50,000 Ocken Oel von mittelmäßiger Güte gekeltert.

Korn, Gerste und Gemüse sind gewöhnlich auf neun bis zehn Monate hinreichend. Man führt jährlich 8 bis 10,000 Ocken Baumwolle nach Ancona und Venedig aus: hierzu kommt noch eine große Menge Mützen und Strümpfe, welche nach Italien und dem schwarzen

Meer gehen. Es werden auch einige baumwollene Zeuge verfertigt, welche auf der Insel verbraucht werden.

Wachs und Honig wird nur wenig ausgeführt.

Die Zahl des Viehs beträgt etwa 4000 kleine Ochsen, sechstausend Ziegen und 300 Schafe. Die Ausfuhr des Käses ist unbeträchtlich.

Wir blieben nur drey Tage auf Nios: ein kleines ragusanisches Schiff, welches nach Argenteria ging, bestimmte uns, mit nach dieser Insel zu fahren. Wir gingen den 12ten Julius bey Tages-Anbruch mit einem schwachen Südostwind unter Segel, welcher gerade stark genug war, uns nördlich bey Sikinos vorbey zu bringen. Eine Windstille hielt uns über drey Stunden in der Nähe dieser Insel auf, bis der Nordwind, welcher wie gewöhnlich wehte, Morgens um 9 Uhr, uns um sie herum brachte.

Sikinos liegt sieben bis acht Meilen südwestlich von Nios. Es ist hoch, bergig, klein, und hat höchstens zweyhundert Bewohner. Es ist ohne Hafen und wird fast gar nicht von Europäern besucht. Die Produkte bestehen in Korn, Gerste, Wein, Baumwolle und Obst. Sie bezahlt etwa 2000 Piaster an den Capudan-Pacha.

Südlich drey bis vier Meilen davon, entdeckten wir bald Policandro, ehedem Pholegandros, welches etwas kleiner und nicht so fruchtbar als Sikinos ist.

Gleich darauf entdeckten wir die kleine wüste Insel, ehedem Lagusa, jetzt Cardiotissa genannt, welche ziemlich in der Mitte von Sikinos und Policandro liegt. Wir fuhren darauf fünf bis sechs Meilen südlich von Siphanto, ehedem Siphnos, vorbey, und kamen um vier Uhr Abends in den Hafen von Argenteria vor Anker. Der Ankerplatz ist im Sommer sehr sicher, und zu allen Zeiten durch die verbrannte Insel, welche zwey Meilen davon liegt, gedeckt.

Am Abend begaben wir uns mit dem Capitain, zwey Bedienten und zwey Matrosen nach dem Dorfe, welches eine Meile von der Küste auf einem Hügel liegt. Wir waren sehr erstaunt, daß wir die Einwohner bey unserer Ankunft unter Waffen fanden, welche überall auf uns anschlugen, um unsre Annäherung zu verhindern. Wir fragten daher nach dem französischen Agenten, einem alten Matrosen, welcher den Kriegsschiffen zum Lootsen dient. Wir wurden näher befragt, und nach unsern Antworten war keine Rede weiter vom Gefecht. Die Anführer legten ihre Waffen weg, kamen auf uns zu, entschuldigten sich, und luden uns nicht allein nach dem Dorfe ein, sondern boten uns Alles an, so weit es in ihren Kräften stände.

Wir waren neugierig die Ursache dieses allgemeinen Aufstandes zu hören: unsre Erscheinung vor dem Dorfe, so spät gegen Abend, in einer Anzahl, welche die Furcht verdoppelte, oder noch vergrößerte, hatte die unglück-

lichen Einwohner die Rückkehr der Räuber vermuthen lassen, von denen sie vor kurzem ausgeplündert waren.

Man erzählte uns, daß etwa zwanzig Mainoten sie an einem Festtage überfallen hätten, während sie sich beym Weine belustigten, und nachdem sie sich der kleinen Anzahl Männer versichert hatten, wären sie in alle Häuser gedrungen, und hätten die besten Sachen geraubt. Ihre Grausamkeit war so weit gegangen, daß sie Weiber, Greise und Kinder auf tausend Arten peinigten, um die Orte von ihnen zu erfahren, wo ihr Geld versteckt wäre. Diese Schreckensscene dauerte eine ganze Nacht; das Fahrzeug, worauf die Mainoten gekommen waren, segelte des Morgens ab, ohne daß die Entwaffneten etwas anders thun konnten, als ihr Geschick zu beklagen, und zu wünschen, daß die Räuber mit ihrer Beute von den Wellen verschlungen werden möchten.

Die Mainoten oder Magnoten sind Griechen, welche den südlichen Theil des Pelopones, die Gegend um Sparta, und vorzüglich die Gegend zwischen Misitra und dem Vorgebirge Matapan bewohnen. Als ein schwaches Ueberbleibsel der Lacedämonier sind sie so eifrig, wie ihre Vorfahren, ihre Freyheit zu vertheidigen, und ihre Unabhängigkeit zu erhalten. Die Türken haben zuweilen einen kleinen Tribut von ihnen bekommen, sie aber nie ganz unterjochen können. Sie sind Feldbauer oder Hirten, Matrosen oder Seeräuber, nach ihren Bedürfnissen und Umständen, und stets bereit die

kleinen Dörfer, welche sie an den Meerbusen Coron und Colokythia bewohnen, zu verlassen, um sich in das Innre des Landes auf die Berge zurückzuziehen.

Bey dieser Kraft und Freyheitsliebe sieht man sie mit Bedauern als Räuber, welche nicht allein die unrechtmäßigen Besitzer ihres Landes, die Türken bekriegen, sondern auch zuweilen die armen Griechen auf den kleinen Inseln des Archipelagus überfallen, die doch einerley Interesse und eine Religion mit ihnen gegen den gemeinschaftlichen Feind vereinigen sollte.

Argenteria, welches ehedem Cimolis hieß *), hat seinen heutigen Namen von einer Silbermine, welche seit langer Zeit mit gutem Ertrag bearbeitet seyn soll. Um uns über diesen Punkt näher zu unterrichten, befragten wir den Agenten, die Vorsteher und mehrere Einwohner: alle versicherten, daß sie dieß wirklich von alten Leuten hätten erzählen hören, daß aber ein Blitz, welcher die Mine getroffen, keine Spuren davon übrig gelassen habe. Die Nachsuchungen, welche wir darüber, während unsers Aufenthalts, anstellten, waren fruchtlos. Wir fanden nichts, was die geringste Aehnlichkeit

*) Diesen Namen hatte sie von der bey den Alten sehr berühmten cimolischen oder unten beschriebenen Walkererde. Der Name ist auch noch nicht verschwunden, denn bey den Griechen heist sie auch Kimoli. Eben diese nennen jene Erde Pilo Tsimmas, nach dem Orte wo sie gegraben wird.

mit einer Mine hatte, so daß wir ihre Existenz bezweifeln mußten, wenn uns nicht die unpassende Antwort der Einwohner von dem Interesse herzurühren schien, welches sie haben, dieses den Türken zu verbergen, da diese gereitzt werden könnten, nachzuforschen, was denn leicht eine ewige Quelle von Streitigkeiten werden konnte.

Die Geschichte dieser Insel hängt genau mit der von Milo zusammen, mit der sie immer gleiches Schicksal gehabt hat, da sie ihr so nahe liegt. Sie hat höchstens 18 Meilen im Umkreise und etwa 200 Einwohner. Sie ist unfruchtbar, bergig und vulkanisch; man sieht weder Ebnen, noch Thäler, noch Wiesen, und mit einem Worte, nichts, was den Einwohnern ihren Aufenthalt angenehm machen könnte. Einige zerstreute Weinstöcke, sehr weniges Oel und Maulbeerbäume, viel wüstes Land, und nur kleine Strecken, die fähig sind, Gerste, Weitzen und Baumwolle hervorzubringen, ist Alles, was man auf Argenteria sieht; aber das unterirdische Feuer, welches sich überall, mehr oder weniger heftig, geäussert hat, verdient ohne Zweifel des Naturforschers Aufmerksamkeit.

Die Stadt liegt auf einem rothen Porphyr-Felsen, welcher nur wenig vom Feuer gelitten hat; die Masse ist sehr hart und einer guten Politur fähig; aber der Feldspath, welcher in weißen Punkten darin zerstreut liegt, ist zum Theil verwittert. In der Gegend umher findet man hell- und dunkelgrünen Porphyr, welcher

aber nicht so schön und hart als dieser ist. Westlich und südlich von der Stadt sieht man überall weiße und rothe Porphyr-Felsen, welche mehr oder weniger verwittert sind. Der, welcher am meisten gelitten hat, läßt sich zerreiben, ist weich und leicht: im Wasser läßt er sich auflösen, und hat auf Leinwand die Wirkung der besten Walkererde. Dieser ist es, welchen die Alten Terra cimolea oder Erde von Cimolis nannten. Der Bürger Vauquelin, Mitglied des Nationalinstituts, welchem ich diese Erde mitgetheilt habe, hat sie chemisch zerlegt. Sie enthält:

Kieselerde	—	0,79
Thonerde	—	0,05
Kalk —	—	0,04
Salzsaures Natrum		0,02
Wasser —	—	0,10

Die Matrosen, welche hier landen, und die Einwohner bedienen sich dieser Erde als Seife, und sie leistet in der That dieselben Dienste. Sie ziehen indeß die vor, welche man auf dem Meeresgrunde im Hafen findet, weil sie reiner ist, sich schneller im Wasser auflöst, und das Zeug besser reinigt. Diese enthält nach Vauquelin:

Kieselerde	—	0,68
Thonerde	—	0,20
Salzsaures Natrum		0,05
Wasser —	—	0,07

Die Terra Cimolea, welche man auf dem erwähnten Felsen findet, zeigt beym Bruch sehr deutlich den Antheil Trapp vom Feldspath abgesondert. Man findet darin unaufgelöste Krystallen von schwarzen Schörl; und was jeden Zweifel über den Ursprung des Felsens aufhebt, so trifft man alle Veränderungen, die er erfahren hat, von dem schönen rothen Porphyr bis zum gänzlich verwitterten an.

Kein Felsen scheint hier vom Feuer umgeworfen zu seyn, die, welche tief gespalten sind, findet man stets in großen Massen, und zeigen weder Schichten, noch Flötze; indeß man an andern Theilen der Insel, z. B. an der Nordwestseite überall regelmäßige Schichten findet, welche mehr oder weniger verändert, und mit vulkanischer Asche, und fester oder poröser Lava vermischt sind. Man findet Schichten von Bimsstein, welche größtentheils in Staub aufgelöst sind.

Augenscheinlich ist ein Theil der Insel ehedem, durch die langsame und unmerkliche Wirkung des unterirdischen Feuers, oder seiner Dämpfe, verändert (wie wir es bald an Milo sehen werden); der andre durch Materien, welche ein Vulkan ausgeworfen und in regelmäßigen Schichten angesetzt hat, bedeckt worden, wie man es gleichfalls auf Milo, und vorzüglich auf Santurin findet.

Den folgenden Tag führten uns die Vorsteher, eine Meile von der Stadt, nach einem Ort am Meere, wo

wir Ueberbleibsel von Backsteinen und Scherben bemerkten. Diese zeigten uns hinlänglich die Lage der alten Stadt an; hätte die Tradition der Einwohner noch einigen Zweifel übrig gelassen. Wir sahen auf einer Felsenbank von gelblich grauer Lava etwa 40 Vertiefungen neben einander, und etwas weiter hin auf einem ähnlichen Hügel, andre Löcher, welche erst kürzlich gemacht zu seyn schienen: diese enthielten Kohlen, verbrannte Menschenknochen und Stücke von irdenen Gefäßen. Eine Oeffnung in diesem Hügel führte uns in eine Grotte, worin wir vier einfache Sarkophagen von ungleicher Größe, aus weißer, porphyrähnlicher Lava, die ziemlich hart, aber doch leicht zu bearbeiten schien, antrafen. Der Deckel fehlte, aber sonst waren sie gut erhalten: sie waren fünf bis sechs Fuß lang, und zwey bis drittehalb breit. Die Grotte hatte die Gestalt eines länglichen Vierecks von funfzehn Fuß Tiefe, und vor ihr war eine Art Vorsaal von acht Fuß Breite.

Diese Entdeckung bewog uns, in dem Hügel an den Stellen nachgraben zu lassen, wo es hohl klang, unser Versuch war glücklich. Beym ersten Nachgraben fanden wir einige plumpe Figuren ausgebrannter Erde, eine Kröte, einen Sphinx, einen Hahn und eine kleine Vase mit einem Henkel, von der Gestalt der Hetruscischen. Da es spät war, und wir nur einen Menschen hatten, den die Vorsteher von einem benachbarten Felde riefen, entschlossen wir uns, für heute unsre Nachforschungen einzustellen, und des folgenden Tags mit einigen zwanzig Arbeitern wieder hin zu gehen, um den

gänzen Hügel umzugraben, und vielleicht eine noch unentdeckte Katakombe zu finden.

Der Capitain unsers Schiffs lud uns ein, auf seinem Boote zurückzufahren, wodurch wir der Mühe überhoben wurden, zu Fuße zu gehen, oder, wie Tags vorher, auf Eseln zu reiten, welche weder Zaum noch Halfter, und nur sehr unbequeme Saumsättel mit vier langen Stücken Holz hatten, so wie wir sie fast überall in dem Archipelagus angetroffen haben.

Als wir das Cap, welches Milo gegenüber liegt, umschifft hatten, ward der Nordwind so heftig, daß wir an einem Orte aussteigen mußten, wo wir einige Klaftern über der Meeresfläche, eine Erdlage antrafen, welche versteinerte, halb verwitterte Muscheln vom Geschlecht Perna enthielt, die den Piemontesischen, von Longius abgebildeten, ähnlich sahen, und deren analoge Gattung den Naturforschern nicht bekannt ist. Diese Muscheln sind sehr dick: man findet zuweilen beyde Schalen zusammen, aber fast immer zerbrochen und im schlechten Zustande.

Da es ziemlich spät war, verdoppelten wir unsre Schritte, um, sobald wie möglich Arbeiter zum Graben zu erhalten. Durch die Hälfte ließen wir eine Katakombe aufgraben, welche wir nahe bey der ersten vermutheten, und durch die übrigen den Hügel durchwühlen, worin wir die Figuren gefunden hatten.

Als die Katakombe ganz geöffnet war, sahen wir im Hintergrunde einen Sarkophag, aus dem Felsen selbst gehauen, und eine plumpe irdene Vase mit engem Halse, die durch Ungeschicklichkeit des Arbeiters zerbrach. Die, welche den Hügel durchgruben, fanden in einer Tiefe von drey Fuß nichts als Kohlen, Knochen und zerbrochne irdene Vasen von jeder Gestalt und Größe. Wir bedauerten ein großes braunes Gefäß von hetruscischer Form sehr, worauf mehrere Menschenfiguren roth gemahlt waren. Wir machten in der Gegend umher noch einige Versuche, aber, ohne etwas wichtiges zu finden.

Wir erfuhren in der Folge, daß diese ganze Gegend schon mehrmals durchgegraben sey, theils von den Einwohnern der Inseln, welche alte Schätze zu finden glaubten, theils durch Reisende, welche die Wißbegierde auf die Insel geführt hatte. Der Bürger Fauvel, den wir einige Jahre darauf in Athen trafen, hatte auch, auf Befehl des Herrn von Choiseul, welcher damals Gesandter zu Constantinopel war, mehrere Nachsuchungen auf Cimolis angestellt, wodurch er einige Münzen und einige Zierathen der Frauenzimmer erlangt hatte.

Außer der Tradition, den Begräbnissen und Schutthaufen, beweisen noch mehrere Ueberbleibsel die Lage der alten Stadt aufs deutlichste: man findet hier an der Küste Gräben, in die Lava gehauene Canäle und Grotten, wahrscheinlich um die Fahrzeuge vor Regen und

Sonnenhitze zu schützen. Zwey bis dreyhundert Klafter vom Meere sieht man in Bimsstein gehauene Höhlen, welche wahrscheinlich Wohnungen oder Begräbnisse, in einer unbekannten Epoche, gewesen sind. Wir werden noch öfter Gelegenheit haben, ähnliche Höhlen zu erwähnen, und unsre Meinung darüber anzuführen.

Die Einwohner dieser Insel sind so arm, daß es ihnen oft schwer fällt, die 15 bis 1600 Piaster, jährliche Abgabe, an den Capudan-Pacha zu bezahlen. Die Baumwolle ist beynahe der einzige Artikel, wodurch sie Geld erhalten. Die Weiber beschäftigen sich das ganze Jahr hindurch, wenn es die Feldarbeiten erlauben, Baumwolle auf dem Spinnrade oder der Spindel zu spinnen, oder Strümpfe für die Europäer zu stricken. Die Schiffer finden zu jeder Zeit Schweine, Federvieh und Eyer für ihre Fahrzeuge; oft auch Vergnügungen, welche sie länger im Hafen aufhalten, als es ihre Pflicht und das Interesse ihrer Herren erlaubt.

Die Kleidung der Weiber auf dieser Insel ist so auffallend, wie fast auf allen Cycladen. Der Rock reicht nicht bis ans Knie, das Hemde bis unter die Waden, so daß man ihre langen Hosen sieht, welche am Gürtel und unter dem Knie zugebunden werden. Sie tragen zwey paar Strümpfe, welche so ausgestopft sind, daß sie wie aufgeblasen aussehen. Der Busen wird durch ein Leibchen von Fischbein bedeckt: ein Stück Sammet, Atlas oder anderes Seidenzeug mit einer goldnen, silbernen oder ausgenäheten Spitze, ziert die Vor-

derselte, und bey großem Staat werden zwey große gestickte Aermeln an dies Leibchen befestigt, und hängen beynahe bis auf das Knie herunter *). Die Arme bedecken sie im Sommer nur mit den Hemds-Aermeln; der Kopf ist mit einem Tuch umwurden, welches unter dem Kinn herumgeht, und ein gewöhnlich hübsches Gesicht ganz unbedeckt läßt.

Pollno, welche gewöhnlich die verbrannte Insel genannt wird, zeigt dieselbe Organisation, als Cimolis. Man sieht überall verwitterten Porphyr, weiße oder röthliche Felsen, und Spuren des Vulkans, welcher auf diese, wie auf die benachbarten Inseln, gewirkt hat. Sie liegt südöstlich von Cimolis, nordöstlich von Milo, ist klein, wüst und ganz ohne Wasser. Ob sie gleich mit Gras und Gebüschen bedeckt ist, so wagen die Bewohner von Cimolis nicht, ihre Herden darauf zu weiden, weil sie glauben, daß die zahlreichen Schlangen sie bald tödten würden. Dessen ungeachtet versicherten sie, daß man wilde Ziegen, welche sich sehr vermehrten, und das Gift der Schlangen nicht fürchteten, auf Pollno fände.

*) Diese Aermel sind von der übrigen Kleidung ganz abgesondert, stehen weit von der Schulter ab, und haben die Form eines steifen Ueberzuges. Man kann sich keinen abgeschmacktern Anzug denken, um so mehr, da diese langen, oben sehr weiten Aermel den Arm verhindern sich zu biegen.

Es war interessant, zu erfahren, ob es wirklich wilde Ziegen auf dieser Insel gäbe, und ob die Schlangen so gefährlich wären, wie die Einwohner von Cimolis sie machten. Wir entschlossen uns daher, eine Jagdparthie daselbst anzustellen, und zwey Griechen, die man uns als sehr geschickt empfahl, mitzunehmen. Die Vorsteher sagten uns im Scherz, daß sie ein Gesetz hätten, wornach man ohne Erlaubniß nicht auf Polino jagen dürfe, und ihnen die Hälfte der Beute abgeben müsse. „Wir unterwerfen uns gern diesem Gesetz", antworteten wir, „wir wollen bloß die vierfüßigen Thiere behalten, und euch das übrige gern überlassen". Allein dieses war die Bärenhaut verkauft, ehe wir den Bären hatten.

Bruguiere, welcher die Beschwerden einer solchen Jagd nicht gut aushalten konnte, begnügte sich, Pflanzen und Landmuscheln zu sammeln, während ich die bergigsten Stellen der Inseln mehreremale durchstrich. Meine Führer suchten, wie Spürhunde, überall umher, erstiegen alle Felsen, durchkrochen alle Gebüsche, und zeigten einen Eifer, welcher einen bessern Erfolg verdient hätte. Sie jagten zwar einige der gesuchten Thiere auf, aber ich konnte sie niemals erreichen, und oft nicht einmal von den Felsen unterscheiden. Ich schoß einigemal mit Kugeln in einer großen Entfernung nach ihnen, ohne sie indessen zu verwunden. Ich glaubte in diesen angeblichen Ziegen den Moufflon zu

erkennen, welcher bekanntlich auf Creta, Naxos und im ganzen mittägigen Europa häufig ist.

Unsre Schlangenjagd war glücklicher; ich schoß eine mitten entzwey; gegen Abend brachten meine Gefährten eine andre von einer verschiednen Gattung, welche zur Gattung Boa gehörte. Aber die Viper, welche wir suchten, und die sich mehr oder weniger häufig auf allen Inseln des Archipelagus aufhält, konnten wir nicht entdecken. Die Boa turcica (griseo-flavescens, cauda brevissima, scutis dorsalibus minimis rotundatis subhexagonis) hat einen cylindrischen Körper von gelbgrauer Farbe, welcher mit vielen schwärzlichen, unregelmäßigen Flecken gezeichnet ist. Der Kopf ist länglich rund und abgestumpft, die Schnautze wird durch eine dreyeckige, breite und kurze Schuppe gebildet; die beyden nächsten Schuppen sind gleichfalls breit und kurz: die, welche den Leib bedecken, sind klein, rund, von gleicher Größe, beynahe sechseckig und schließen an einander: die Schuppen des Unterleibs, 172 an der Zahl, sind kurz und enge. Die Augen sind klein und tiefliegend: die Zunge gespalten und die Unterlippe rund. Der Schwanz ist stumpf und sehr kurz. Die Schwanzschuppen sind 22 an der Zahl.

Diese Boa hat keine hakenförmigen Zähne, weshalb sie unter die unschädlichen gerechnet werden muß.

Neunter Abschnitt.

Ankunft zu Milo. Beschreibung dieser Insel. Ihr Vulkan, ihre Höhlen und mineralischen Quellen. Lage der alten Stadt; zahlreiche Katakomben in der Gegend umher.

Wir reisten den 16ten Julii mit dem Fahrzeuge von Cimolis ab, welches die Verbindung mit Milo unterhält, und die Leute, welche häufig von der einen Insel auf die andre wollen, übersetzt. Nach anderthalb Stunden landeten wir bey Apollonia, wo für uns die Maulesel bereit standen, welche die Vorsteher von Cimolis bestellt hatten. Die Ueberfahrt beträgt etwa zwey Meilen; obgleich die geringste Entfernung beyder Inseln nur eine beträgt.

Die Küste, an welcher wir landeten, zeigte uns ein hartes gelbliches Erdreich, welches mit drey Gattungen versteinerter Seeigel, Terebratulithen, und mehrerern anderen Arten Muscheln übersäet war. In der Gegend umher fanden wir Bimsstein und verschiedne Laven. Die ausgehauenen Grotten sind an dieser Küste sehr häufig, und zeigen, daß dieser Theil der Insel ehedem bewohnt gewesen sey; sie sind, wie die auf Cimolis, in weichen Bimsstein gearbeitet.

Wir brauchten über drey Stunden, um auf einem schlechten Wege nach der Stadt zu kommen. Alles,

was wir sahen, war vulkanisch. Ueberall trafen wir auf mehr oder weniger verwitterte Porphyre, weiße Erde, wie auf Cimolis, und graue schwere Laven in großen Stücken. Wir bemerkten an einigen Stellen kleine Eisenkörner und Adern von Schwerspath, der mit einer rothen Erde vermischt war. Wir kamen über kahle, dürre Hügel, und über einen ziemlich reißenden Bach, wo ungeheure Lavafelsen über unsern Häuptern schwebten, die uns jeden Augenblick zu begraben drohten. Endlich kamen wir an eine angenehme Ebne, auf deren Mitte die Stadt lag, welche ehedem eine der ersten des Archipelagus war; aber jetzt nichts als Trümmer zeigt.

Wir erstaunten, als wir hineintraten, überall verfallne Häuser, aufgedunsene oder schwindsüchtige Menschen, welche, wie Leichen umher wandelten, zu sehen; überall bot sich unserm Blick das Bild der Zerstörung und des Todes dar. Höchstens vierzig Familien, und zwar größtentheils Fremde, schleppen ihr unglückliches Leben in ihrer Stadt hin, welche noch vor hundert Jahren 5000 Einwohner zählte.

Tournefort bemerkte im Jahr 1700, daß die Luft in Milo ungesund sey, und daß die Einwohner gefährlichen Krankheiten unterworfen wären; aber die Verpestung der Luft muß seitdem sehr zugenommen haben; es sey nun durch die Wirkung der stehenden Gewässer zwischen der Stadt und dem Hafen, oder durch die schädlichen Ausdünstungen, welche der, vom unter-

irdischen Feuer, erhitzte Boden beständig von sich giebt.

Ob wir gleich nicht zur ungesundesten Jahreszeit hierherkamen, so benachrichtigte man uns doch von der Gefahr, zwey oder drey Nächte in der Stadt zu schlafen, deshalb wir uns noch desselbigen Abends nach dem Kloster der heiligen Marina (agia Marina) begaben, welches nahe bey dem Berge des heiligen Elias liegt.

Wir giengen eine halbe Stunde auf dem Theile der Ebne, welcher zwischen der Stadt und dem Meere liegt, kamen bey Sümpfen und einem kleinen Salzwerk vorbey, stiegen über die steilen Ufer der Südseite des Hafens, und gelangten zu einer kleinen, ehedem bebaueten Ebne, welche mit Bimsstein bedeckt war. Darauf kamen wir, indem wir westlich fortgiengen, über Lagen weißer vulkanischer Erde, und dann über Granit mit glasartigen Spitzen. Der ganze Boden ist mit kleinen Glaskörnern bedeckt, welche von diesem Granit abbrechen.

Der Boden war so steinicht und gleichförmig, daß es schwer war, den Weg zu finden, und unsre Maulesel mußten sich sehr anstrengen, um fortzukommen. Es ist bewundernswürdig, zu sehen, wie sich diese Thiere auf den schlimmsten Wegen forthelfen, ohne jemals zu stolpern. Zuweilen steigen sie auf beynahe senkrechte Felsen hinauf mit der größten Geschwindigkeit, und dann gehen sie wieder die steilsten Abhänge,

zwar nicht so schnell, doch mit der größten Sicherheit herunter. Die einzige Gefahr, die man mit diesen Thieren hat, kommt nicht sowohl von ihnen als vielmehr von ihren Führern her. Diese haben die Gewohnheit, sie mit einem Stachel, an ihrem Stock zu stechen, und sie dürfen sich nur auf einer Seite zeigen, so versucht das erschrockne Thier, auf die andre auszuweichen. Man mag sich an einer Stelle befinden, wo man will, so sind die Führer immer so unachtsam, die Maulesel zur Unzeit anzutreiben, und verursachen, daß sich diese an Abhängen bäumen, und den Reuter in mehr Schrecken, als in Gefahr setzen.

Wir giengen queer über die Felsen weg, rechts lag der Hafen, dessen Größe wir maßen; das Dorf Castro oder Sifours lag auf einem hohen, spitz zulaufenden Hügel, vor uns, der Berg St. Elias, aber viel weiter gegen Westen, als er auf Choiseuls Charte angegeben ist. Wir kamen noch über eine Lage sehr harter und schwerer schwarzgrauer Laven, und von da auf ein ziemlich fruchtbares Land, auf welchem das Kloster stand, wo wir die Nacht zubringen wollten.

Eine Viertelmeile vom Kloster sahen wir schönen Gips ausgraben, in einer Erdschicht, welcher mit vulkanischer Asche, Bimsstein und Puzzolan vermischt war. Diese Erdschicht erstreckte sich sehr weit, und hatte an mehrern Orten Löcher, wo man zu verschiednen Zeiten Gips herausgeholt hatte.

Die Mönche nahmen uns sehr gut auf, und bewirtheten uns aufs beste. Wir tranken bey ihnen sehr gutes Wasser und vortrefflichen Wein; und, ob sie gleich das ganze Jahr durch nichts als Käse, Oliven, Schnecken, Gemüse und Obst essen, so fanden wir doch Federvieh, Eyer und vortrefflichen Honig: sie setzten uns auch Pomeranzen, Aprikosen, Pflaumen und Weintrauben vor. Man kann bey ihnen vortreffliches Ziegen- Lammfleisch, auch Hammelfleisch bekommen. Die Milch ist sehr gut, das Wildpret im Ueberfluß, und, was noch mehr werth ist, die Luft ist hier sehr rein und gesund. Die frische Farbe aller Mönche bewieß deutlich, daß die schädlichen Ausdünstungen der Ebne sie nicht erreichten.

Den folgenden Tag giengen wir bey Sonnenaufgang mit dem Superior um das Kloster spatzieren; wir sahen die Ochsen auf die Stoppelfelder zur Weide führen. Eine Herde Schafe wurde auf die benachbarten Berge, und eine große Menge Ziegen in die Wälder getrieben. Die Gerste und das Korn war lange schon abgemähet; ein Theil war schon eingefahren und das Uebrige sollte es in Kurzem werden. Wir durchstrichen einige Weinberge, Olivengärten, und Baumwollenfelder. Die Trauben fiengen an, sich zu schwärzen, die Oelbäume hiengen voller Früchte, und die Baumwollenstauden versprachen eine gute Aerndte.

Sobald wir uns von den Baumwollenfeldern entfernten, fanden wir wieder überall vulcanische Pro-

dufte, und fast dieselben Gewächse, welche wir auf den andern Inseln angetroffen hatten: die stachlichte Pimpinelle, Thymian, Quendel, Saturey, Cistus, Erdbeere, Myrthen und Mastixbäume. Wir sammelten einigen Saamen, und Landmuscheln, worauf wir nach dem Kloster zurückkehrten. Der Superior führte uns in den Garten: einige Mönche waren seit Tages-Anbruch mit Begießen beschäftigt, der Garten war groß und gut unterhalten. Ein Theil war mit Orangen, Pomeranzen, Citronen, Feigen und andern Früchten besetzt; der andre Theil war für die Gärtnerey bestimmt.

Es war Zeit zu frühstücken, und abzureisen. Man trug eine junge Ziege auf, welche mit Fleisch, kleingehackten Speck, Pinien, Rosinen und Reis gefüllt war. Darauf kam ein Pillau von einer sehr fetten Henne, Honig, eingemachter Cedrat und Früchte. Man setzte uns einen delicaten weißen Wein und vortrefflichen Caffee vor. Wir hätten gern einige Monate bey diesen guten Mönchen zugebracht; hätten wir nicht noch andre Länder durchreisen müssen. Wir nahmen Abschied von ihnen, nachdem wir die Kirche besehen und etwas in das Becken zum Dank für die liebreiche Aufnahme, gesteckt hatten.

Wir brauchten drey Stunden bis zur Stadt, wo wir schlafen wollten, um die Thonhöhlen, und den Vulcan von Calamo zu besehen, welche, wie ich glaube, noch kein Reisender beschrieben hat. Wir brachten diese

Nacht, so wie die folgende, in einem geräumigen Zimmer zu, wo wir von Zeit zu Zeit guten Weinessig, den wir vom Kloster mitgebracht hatten, auf glühenden Kohlen verdünsten ließen. Diese Vorsicht hat uns immer geschützt, wenn wir uns in sumpfigen und ungesunden Gegenden aufhalten mußten. Wenn wir sie nicht kurz vor der Rückreise in unser Vaterland verabsäumt hätten, so würde der Tod uns vielleicht nicht getrennt haben; ich würde vielleicht nicht meinen Reisegefährten und besten Freund beweinen müssen.

Den 18ten Julius begaben wir uns nach dem Berge Calamo, südwestlich von der Stadt. Er ist nicht sehr hoch, und der Weg ist nicht so uneben, wie der oben beschriebene. Sobald man die Ebne verläßt, trifft man unbebauetes, vulkanisches Erdreich mit Bimsstein vermischt, an: es scheint erst vor kurzem verlassen zu seyn, wie man aus den halbzerstörten Häusern, und aus den Höhlen schließen kann, die man auf den meisten Feldern antrifft. Der Weg dauerte anderthalb Stunden. Ehe wir noch den Gipfel erreichten, machte uns der plötzliche Schwefelgeruch eine Oeffnung im Berge kund.

Etwas unter dem Gipfel bemerkt man eine 100 Schritt große Vertiefung, welche mitten in einem schweren eisenhaltigen Lavafelsen entstanden ist: sie ist platt, und mit einer Salzrinde bedeckt, welche hohl klingt, und in welche man zuweilen bis ans Knie sinkt. Man sieht eine Ritze, aus welcher ein übelriechender Dampf hervorsteigt, und, man mag nachgraben wo man will,

so findet man die Hitze so groß, daß man nicht im Stande ist, die Hand einen Fuß tief zu halten. Wenn man die Rinde wegnimmt, so sieht man Schwefel, welcher sich in schönen gelben Nadeln sublimirt hat, der aber so zerbrechlich ist, daß man ihn nicht aufbewahren kann.

Auch aus den Ritzen der benachbarten Felsen steigt Dampf; einige Schritte davon trafen wir eine andre Mündung, welche uns weiße harte Erhöhungen bemerken ließ, die der Cimolischen Erde gleichkamen, und mehr oder weniger Alaun enthielten. Wir sahen nahe dabey noch drey andre, welche aus ähnlichen Substanzen bestanden. Bald waren wir ganz von Schlünden umgeben. Wir sahen neben uns verschiedne Oeffnungen, aus denen ein so erstickender Schwefeldampf stieg, daß wir kaum athmen konnten. Die Hitze des Bodens war sehr merklich zu fühlen, die Erde tönte bey jedem Schritt, wir versanken beyde zu gleicher Zeit und hielten uns schon für verschlungen; weder Bediente noch Wegweiser hatten uns zu folgen gewagt. Wir erkannten unsre Unvorsichtigkeit und entfernten uns schnell.

Wir haben schwerlich alle Oeffnungen gesehen; aber wir sind fest überzeugt, daß der Berg am Gipfel beträchtlich heiß ist, und daß diese Hitze, vorzüglich in der Nähe der Oeffnungen merklich ist. Eine Merkwürdigkeit, die uns auffiel, war, daß der Gipfel des Berges aus einer Klafterdicken Lage Schiefer besteht, welche bis jetzt die Wirkung des Feuers noch nicht empfunden hat.

Wir wühlten an mehrerern Stellen die Erde auf, und fanden in einer Tiefe von einigen Zollen eine weiße, feuchte und heiße Erde, die sich nach Willkühr kneten ließ: sie hat dieselbe Beschaffenheit, wie die Cimolische Erde, und zeigt ebenso den Trapp vom Feldspath abgesondert. Ihre Bestandtheile sind nach Vauquelin,

Kieselerde	— 0,66
Thonerde	— 0,20.
Eisenkalk	— 0,01
Kalk	— — 0,04
Salzsaures Natrum	— 0,02
Wasser	— 0,06

Hierbey ist 0,01 auf den Verlust gerechnet.

Wir stießen unsre Spatzier-Stöcke überall mit der größten Leichtigkeit in den Boden, ohne irgendwo das geringste Hinderniß zu finden. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß diese Erde durch die Auflösung des Porphyr-Felsens entstanden sey, welche die Hitze und die salzigen und schweflichten Ausdünstungen des Berges allmälig verwittert haben.

Etwas tiefer herab sahen wir verschiedne Schichten schwere eisenhaltige Laven, Bimsstein, Ocher, graue sehr leichte und feine vulkanische Asche, welche uns vermuthen ließ, daß die Auswürfe am Gipfel sehr alt, und vielleicht noch von der Zeit her seyn mögen wo Milo, Cimolis und Polino zu gleicher Zeit an der Wirkung des unterirdischen Feuers litten. Die Verwitterung der Lava des Calamo ist schon sehr weit gediehen, und

eben so, wie überall auf der Insel. Die obern Lagen sind schon größtentheils in Erde verwandelt. In den meisten Lagen hat sich schon Gips gebildet, und die noch feste Lava ist sehr eisenhaltig, und dem Ansehen nach gar nicht von Eisenschlacken verschieden.

Wir speisten in Milo zu Mittag, und des Abends besuchten wir den Ort, wo sich der Federalaun bildet, der von alten und neuen Schriftstellern erwähnt ist; er liegt eine Viertelmeile östlich von der Stadt. Man bemerkt von fern große Hügel von weißer Erde, in welche, zu verschiednen Zeiten, mehrere Oeffnungen gemacht sind, um den Alaun herauszufördern; aber die meisten sind verschüttet, oder haben sich selbst verschlossen, so daß nur noch eine übrig ist, in welche man hineingehen kann. Die Grotte, welche Tournefort erwähnt, existirt wahrscheinlich nicht mehr, weil die Beschreibung, die er davon macht, nicht auf die paßt, in welche wir gestiegen sind. Ihre Oeffnung beträgt zwey Fuß ins Gevierte, und sie befindet sich am Fuß eines steilen Abhangs, auf welchem wir Gipskrystalle von der Gestalt welche der Abbé Hauy laminiformis nennt, fanden. Nachdem wir unsre Kleider abgelegt und Fackeln angezündet hatten, rutschten wir einen steilen Weg hinunter, welcher an mehrerern Orten, durch losgerißne Erde, unterbrochen war. Die Grotte erweitert sich bald darauf, und je tiefer man hinein kommt, desto größer wird die Hitze. Wir steckten ein Thermometer in die Erde, um den Grad der Hitze zu erfahren, und beobachteten in Eil die Wände der Höhle, um bald her-

ausgehen zu können; denn wir konnten kaum athmen, obgleich unsre Fackeln sehr hell brannten.

Das Innre scheint nichts als weiße weiche Erde zu seyn, welche sehr viel Alaun enthält; die Wände sind mit einer, mehr oder weniger, dicken Salzkruste bedeckt. Man sieht an mehrern Stellen Gipskrystalle (welche Hauy gypse aciculaire genannt hat) einzeln oder in Gruppen von schönen weißen Nadeln, acht bis zehn Linien lang. Man sieht auch Salzplatten von verschiedner Gestalt, welche auf den ersten Anblick wie feine aufgekratzte Baumwolle aussehen, welche gleichsam an die Wände angeleimt scheint. Durch das Vergrößerungsglas entdeckt man sehr kleine Alaunkrystalle. Wenn man diese Salzrinde ablöst, so zerbricht sie leicht und zeigt lockre Fäden, welche durch zehn bis funfzehn Linien lange Stiele zusammenhängen. Dieses ist es, was die Alten und Neuern Federalaun nennen. Man findet dergleichen auch in einigen italienischen Vulcanen, und, nach Plinius, kam er ehedem aus Egypten.

Man unterscheidet den Federalaun leicht von den Gipskrystallen in derselben Grotte so wohl durch das bloße Ansehen, indem sich erstere als Nadeln, und letztere als feine Fäden zeigen, als auch durch den Geschmack: die erstern sind geschmacklos, und die andern haben einen starken Alaungeschmack.

Wir blieben nur fünf Minuten in der Höhle, und kamen schweißtriefend, und nach frischer Luft uns seh-

nend, heraus. Nach einigen Minuten Erholung, holte ich das Thermometer, welches ich in den Boden gesteckt hatte: es stand auf 30°.

Die Einwohner sagten uns, daß die ganze Gegend, östlich und südlich von der Stadt, in einer gewissen Tiefe heiß sey; sie erzählten uns von Höhlen, aus welchen Rauch steigt, und andern in denen man eine sehr salzige und scharfe Flüssigkeit findet, welche Tournefort beschrieben hat. Der Alaun zeigt sich überall, der Schwefel hingegen nur an einigen Orten.

Den 19ten Julius besahen wir die öffentlichen Bäder, welche Lutra genannt werden, und an dem Wege von der Stadt zum Hafen liegen. Man kommt durch eine natürliche Grotte und zwey enge, steile Wege in einen geräumigen Saal, wo man ein Becken mit heißen Wasser antrifft, welches sehr viel Alaun und Seesalz enthält. Diese beyden Salze sind im ganzen Saal vereinigt und krystallisirt. Ob es gleich hier sehr heiß ist, so schöpften wir doch mit Leichtigkeit Luft, und man könnte vielleicht einige Stunden in dieser natürlichen Badstube oder in dem Becken aushalten.

Die Griechen kamen ehedem aus allen Cycladen hierher, um dieses Wasser gegen Hautkrankheiten, Flüsse und Lähmungen zu gebrauchen; die Bäder wurden auch eine lange Zeit von venerischen Kranken besucht. Jetzt sind sie fast ganz verlassen, seitdem die Bevölkerung der

Insel abgenommen hat, und beynahe keine Schiffe mehr im Hafen landen.

Hundert Schritt von hier findet man am Meeresufer bey dem Orte, wo die Kähne anlegen, eine große heiße Quelle, die an mehrern Orten, und zum Theil sogar im Meere selbst entspringt; sie ist so heiß, daß man die Hand nicht darin leiden kann, und der sehr scharfe Geschmack beweist, daß sie, so wie die vorige, stark mit Alaun und Seesalz geschwängert sey.

Als wir diese Quellen verließen und uns nordwärts wandten, kamen wir, nach einer halben Stunde Weges, über die Berge an den Eingang von vier sehr geräumigen Höhlen, welche jetzt den Herden zum Zufluchtsort dienen. Man bemerkt Spuren von einer beträchtlichen Verschüttung am Eingange, wodurch der Theil, welcher zur Vorhalle diente, ausgefüllt worden ist. Man sieht noch Spuren der Treppe, welche hinabführte, und die inneren Wände zeigen viereckige Höhlungen, welche mit Mörtel bekleidet sind, und zur Aufbewahrung des Wassers gedient zu haben scheinen. Der Felsen ist grau, vulkanisch, porös, und scheint eine halbe Verglasung erlitten zu haben. Auf der rechten Seite der ersten Grotte sieht man eine fünf bis sechs Fuß hohe, und drey Fuß breite Gallerie, auf welcher man durch mehrere Abtheilungen in das innere Gewölbe herabsteigen kann. Hier findet man rechts und links Kammern von acht bis zehn Fuß ins Gevierte, deren Gebrauch schwer zu errathen ist. Diese erste Gallerie geht nicht

immer gerade aus: bald dreht sie sich, bald geht sie schief in die Höhe, und bald verbindet sie sich mit andern Gallerien, welche drey oder vier Fuß tiefer laufen; dieses muß von jedem, welcher diesen Ort besucht, genau bemerkt werden; denn man läuft Gefahr, einen schweren Fall zu thun, wenn man ohne Vorsicht geht.

Wir durchliefen, mit der Fackel in der Hand, einige Zeit diese dunkeln Gänge, als wir plötzlich durch eine gemauerte Wand aufgehalten wurden, welche wahrscheinlich alle Verbindung mit dem übrigen Ge... verhindern sollte. Wir hatten einen Hammer und ziemlich viel Zeit vonnöthen, um eine Oeffnung darin zu machen; der Weg erhob sich hinter dieser Mauer, und brachte uns nach einem großen Saal, welcher mit einem eben so großen, durch eine Thür und vier viereckige Oeffnungen, in der Zwischenwand zusammenhing. Diese letztern sind zwey Fuß hoch, wie eine Krippe ausgehöhlt und die Ecksteine durchlöchert, als wenn man die Halfter der Thiere daran befestiget hätte, welche hier fressen sollten.

Man bemerkt an den Wänden dieser beyden Zimmer hervorragende Consolen, welche für die Lampen, die das Zimmer erhellten, bestimmt gewesen zu seyn scheinen. Man findet auch Nischen von verschiedner Größe, welche wahrscheinlich zur Aufbewahrung eines Geräthes, oder eines andern Dinges zum täglichen Gebrauch benutzt wurden. Wir gingen noch oft hin und wieder, und kamen mit der Ueberzeugung aus diesem

Gewölbe, daß es Menschen zur Wohnung gedient haben müsse, welche vielleicht genöthigt wurden, sich vor Seeräubern oder Feinden zu verbergen.

Wir fanden in dieser Höhle keine größere Hitze als in allen den übrigen. Wir sahen keine Spur von Alaun; überall waren die Wände sehr trocken und wir athmeten mit der größten Leichtigkeit.

Nachdem wir unsre Führer vergebens nach andern Höhlen, oder merkwürdigen unterirdischen Gewölben gefragt hatten, setzten wir unsern Weg nach Castro fort, welches von den Matrosen aus Provence, gewöhnlich Sifours genannt wird, indem sie einige Aehnlichkeit mit dem Dorfe gleiches Namens gefunden zu haben glauben.

Wir sahen einiges bebauetes Land, und sehr viel zum Ackerbau taugliches, wenn die Bevölkerung größer wäre. Wir kamen bald an den Fuß des Hügels, auf dessen Gipfel das Dorf erbaut ist. Der Weg geht hier über Basaltfelsen, welche glatt und fast unzugänglich sind und immer loszubrechen scheinen; das Dorf ist schmutzig, die Straßen oder Spalten des Felsens, welche die Abtheilungen machen, sind mit Schweinen und Unreinigkeiten bedeckt. Man findet nur Cisternen-Wasser, und der geringste Wind scheint hier ein Orkan. Aber alle diese Nachtheile werden durch reine Luft hinlänglich ersetzt, welche man auf diesem hohen Spitzberg athmet. Unter den Greisen, welche wir sahen, war

einer 102 Jahr alt, und vollkommen gesund: seine rothe Gesichtsfarbe und seine starken und geschmeidigen Glieder zeigten, daß er noch manches Jahr zu leben habe.

Die Weiber dieses Dorfs beschäftigen sich das ganze Jahr hindurch, für sich und die Europäer baumwollene Strümpfe zu stricken: sie verfertigen auch einige grobe Zeuge für sich; die Männer bauen das Land oder sind Matrosen. Ein Dutzend von ihnen sind Lootsen für den Archipelagus und Syrien, und dienen den europäischen Kriegsschiffen, welche diese Gegenden befahren.

Von diesem hohen Orte übersieht man ohne Hindernisse eine weite Strecke des Meers und einige Inseln gegen Norden; bey heiterm Wetter soll man sogar die Berge von Morea sehen. Vor sich hat man den ganzen östlichen Theil von Milo; man unterscheidet alle Krümmungen des Hafens, und dahinter sieht man ein Amphitheater von Hügeln und grünen Bergen, unter denen der St. Eliasberg als der höchste auf der Insel hervorragt.

Wenn man einige Zeit dieses erhabne Schauspiel genossen hat, ermattet der Blick, und man wünscht in die Ebne hinab zu steigen, um in der Nähe andre Gegenstände zu sehen. Als wir am folgenden Tage bey Sonnenaufgang nach dem Hafen zu gingen, trafen wir, nach einer halben Stunde Weges, südwestlich von Castro auf Ruinen, welche wir für die der alten Haupt-

stadt hielten. Sie erstrecken sich bis ans Meer nach dem Cap Bombarda hin.

Sie bestehen aus einigen Mauern um die Stadt, aus Ueberbleibsel von alten Gebäuden, wahrscheinlich von Tempeln, und endlich aus einer Mauer von auf einander gelegten Steinen, welche fester halten, als wenn sie mit Mörtel gemauert wäre. Man hat zu diesen Mauern feste und schlecht behauene Lavablöcke genommen, deren Winkel aber so genau auf einander passen, daß das Ganze durch seine Einfachheit und Festigkeit Staunen erregt.

Mitten in dieser Mauer liegt ein kleiner Hügel, auf dessen Gipfel heutiges Tages eine Kirche aus den Ruinen eines Tempels erbauet ist. Außer den alten Baumaterialien, welche bey dem Bau dieser Kirche benutzt sind, sieht man noch einige schöne ganze Säulen von Granit, welche halb in die Erde verscharrt sind, und einige kleinere zerbrochene. An mehrerern Stellen findet man Spuren alter Wohnungen, Backsteine, Scherben, gewölbte und übertünchte Höhlen, welche wahrscheinlich zu Cisternen gedient haben.

Der Platz der alten Stadt, welche die heutigen Griechen Clima nennen, ist weder von Tournefort noch Choiseul oder einem andern Reisenden besucht worden; nur der Zufall führte uns hieher; so wie uns auch die-

ser zu den Begräbnissen, östlich von diesen Ruinen leitete.

Hinter einem tiefen Graben stießen wir auf einen Hügel von weißen, leichten, zum Theil verglasten Stein, welcher dem Bimsstein ähnlich sah. Wahrscheinlich haben hier die Einwohner von Milo zu einer unbekannten Zeit ihren Begräbnißplatz gehabt. Wer die Katakomben um Alexandrien gesehen hat, wird denselben Geist und Geschmack hier wieder finden. Eine große Menge ähnelt vollkommen den egyptischen Katakomben; man sieht in den Tuffstein gehauene Säulen, gehauene Façaden um die Sarkophage, und sogar auf dem Mörtel, womit sie inwendig bekleidet waren, gemahlte Blumenkränze. Aber die von Milo sind größtentheils kleiner als die egyptischen, und wir haben nur eine einzige gefunden, die mehrere Kammern hatte, welche alle mit einem gemeinschaftlichen Vorzimmer zusammenhingen.

Je weiter man den Hügel verfolgt, desto zahlreicher werden die Katakomben; an einigen steilen Orten sind mehrere Reihen über einander, und sie erstrecken sich bis zu dem gegenüber stehenden Berg; man muß aber noch etwas weiter, bis auf den Gipfel des Hügels, an einen Ort, Namens Trypiti (von Τρυπα das Loch) gehen, um über ihre Anzahl und Nähe bey einander zu erstaunen, so wie über die gute Benutzung dieses Orts, welcher nicht im Stande ist, etwas hervorzubringen.

Man steigt acht bis zehn Stufen, durch eine zwey Fuß breite Oeffnung, herunter, und befindet sich in einer etwa dreyßig Fuß langen, zehn Fuß breiten und neun Fuß hohen Kammer. Jeder dieser Katqkomben enthält in der Regel sieben Sarkophage, drey auf jeder Seite und einen in der Tiefe; aber diese Regel ist nicht unabänderlich; denn wir haben welche angetroffen, welche nur fünf Särge, zwey auf jeder Seite und einen im Grunde enthielten: andre viel kleinere hatten nur drey, und einige, wie wohl sehr wenige, acht Särge, wovon zwey am Ende der Kammer standen.

Die Oerter für die Todten bestanden hier nicht in Oeffnungen, welche in den Wänden der Gallerien hierzu ausgehöhlt sind, wie zu Alexandrien, sondern in wahren Sarkophagen von 5½ bis 6 Fuß Länge, einem Fuß bis 15 Zoll Tiefe, und mit einem Bogen bedeckt; das Ganze war in den Felsen gehauen.

Zwischen diesem Bogen und dem Anfang der Wölbung haben wir griechische Buchstaben gesehen; sie waren aber so verwischt, daß wir nicht im Stande waren, sie zu enträthseln. Wir zweifeln indessen nicht, daß jemand, der geschickter im Inschriften lesen ist, und die nöthige Zeit darauf verwendet, interessante Notizen entdecken könne, Namen, die in der Geschichte bekannt sind, lesen, und wenigstens die Zeit bestimmen werde, in welcher die Griechen auf Milo ihre Todten hieher begruben.

Wir sahen, daß mehrere Familien auf diesen Katakomben wohnten: sie halten sich in Hütten auf, und bebauen das Erdreich darüber; im Winter füllen sie diese Grüfte mit Regenwasser an, womit sie im Sommer ihre Felder tränken. Wir sahen einen Ackersmann beschäftigt, die Treppe einer Katakombe zu zerstören, um eine Cisterne daraus zu machen; ein anderer räumte aus derselben Absicht die Erde davon hinweg. Ein dritter brachte eine Thür an, die er nach Belieben öffnen und verschließen konnte. Die Katakomben mochten nun verlassen oder in Cisternen umgeschaffen seyn, alle enthielten die erwähnten Sarkophage.

Man versicherte daß beym Oeffnen der Begräbnisse, zuweilen irdene Vasen und andre Geräthe gefunden würden; es war uns indeß unmöglich, das Geringste anzutreffen. Mehrere, denen wir empfohlen waren, erzählten, daß sie dergleichen im letzten russischen Kriege an die Russen verschenkt oder verkauft hätten.

Wenn man die ungeheure Menge dieser Katakomben längs den ziemlich weitläuftigen Ruinen betrachtet, wenn man die festen Mauern, Säulen, Marmor und Granit-Quadern sieht, welche offenbar zu Tempeln und prächtigen Gebäuden gehörten, und die günstige Lage der Stadt, nahe am Hafen, und fern von den gefährlichen Ausdünstungen der Süd- und Ostseite der Inseln bedenkt, so wird man zugeben müssen, daß dieser ehedem der Ort war, wo die Hauptstadt stand.

Diese Insel ist, wie alle des Archipelagus unter die Herrschaft der Römer und der griechischen Kaiser gekommen. Marco Sanudo vereinigte sie mit allen Cycladen in das Herzogthum Naxos; sie ward in der Folge, zu Gunsten Franz Crispo's davon getrennt, und endlich dem türkischen Reiche durch Barbarußa unterworfen.

Milo hat etwa 60 Meilen im Umkreise; sein Hafen ist einer der schönsten und größten des Archipelagus, und kann eine zahlreiche Flotte fassen. Er hat wie der Hafen Naußa auf Paros das Unbequeme, daß er gegen Norden liegt, wodurch die Ausfahrt erschwert wird, indem der Wind in dieser Gegend während des ganzen Sommers, und oft auch im Winter aus Norden weht. Obgleich der Ankergrund überall gut ist, so bleiben die Schiffe in der schlechten Jahreszeit doch lieber hinter dem Vorgebirge, neben welchem die alte Stadt lag. Man sieht einige Basalt-Felsen am Eingange des Hafens, woran sich die Wellen mit Ungestüm und einem schrecklichen Tosen brechen. Die kleine wüste Insel, Namens Antimilo, zeigt sich einige Meilen nordwestlich, und scheint, wie Milo selbst, vulkanisch zu seyn.

Die ganze Bevölkerung der Insel beträgt jetzt nicht über 500 Seelen, und diese Anzahl würde stets abnehmen, wenn nicht jährlich von Morea arme Auswanderer ankämen, welche der Ackerbau nach Milo lockt. Der Capudan Pascha hat Mühe 2500 Piaster zu erheben.

Zehnter Abschnitt.

Rückkehr nach Cimolis. Abreise nach Santorin, Beschreibung dieser Insel. Gestalt des Hafens und der drey Inseln darin. Fleiß der Einwohner, Producte, Abgaben. Naturgeschichte. Größe des Hafens und Meerestiefe.

Am Morgen des 21sten Julius reisten wir von Castro ab, sehr zufrieden, daß wir auf dieser Insel die zur Fortsetzung der Reise so nöthige Gesundheit erhalten hatten. Wir schifften uns bey Apollonia nach Cimolis ein, weil wir lieber dort eine Gelegenheit nach Santorin abwarten wollten. Wir waren so glücklich noch desselben Abends ein Fahrzeug von Sikinos zu miethen, dessen Matrosen den Einwohnern von Cimolis bekannt waren, und für dessen Capitain sich die Vorsteher verbürgten.

Diese Vorsicht muß man auf den griechischen Inseln, und überhaupt in der Levante, wo jeder ohne Patente oder Erlaubniß Schiffahrt treiben kann, nicht verabsäumen. Ein europäischer Reisender würde sehr unvorsichtig handeln, wenn er sich Seeleuten anvertraute, für die niemand gutsagte: er könnte leicht Seeräubern oder Bösewichtern in die Hände fallen, die ihn bey der ersten Gelegenheit ausplünderten, und ins Meer würfen. Wir fuhren den 22sten zu guter Zeit ab, und kamen vor Sonnen-Untergang in den kleinen San Nicolo, an der nördlichen Spitze von Santorin an. Cimolis ist

von Santorin 15 bis 16 Meilen entfernt. Sobald wir angekommen waren, nahmen wir ein Boot, um nach Phira zum katholischen Bischof zu fahren, an welchen wir Empfehlungsschreiben von Naxos hatten.

Nichts ist fürchterlicher, als die Zerstörung auf der ganzen innern Küste von Thera, Therasia und Aspronisi: und nichts wunderbarer, als die Bildung des Hafens und der drey Inseln, welche zu bekannten Zeiten aus dem Meersgrunde emporgestiegen sind. Die Küste von Santorin, welche an einigen Stellen hundert Toisen hoch ist, erscheint wie ein scharf abgeschnittner Berg, welcher aus verschiednen Schichten vulkanischer Materie besteht. Es ist schwer, einen gangbaren Weg nach Apanomeria und Phira zu finden: an jedem andern Orte würde es unmöglich seyn, die steile und unzugängliche Küste zu besteigen.

Als wir bey Phira ankamen, sahen wir einige kleine Fahrzeuge, welche mit Ankertauen an die Küste gebunden waren, und einen beträchtlichen Felsen von rosenfarbnen Pozzolan, in welchen weitläuftige Magazine gehauen waren, um die Weinausfuhr zu erleichtern. Beym Hinaufsteigen bemerkten wir mehrere Lagen grauer und blauer vulcanischer Asche, und Flötze von schwärzlichen Bimsstein, welcher mit Basaltblöcken vermengt war. Wir entdeckten ferner mehrere Schichten hellrothen Pozzolan, einen Basalt-Felsen mit Bimsstein und verschieden gefärbter vulcanischer Asche; endlich eine dicke Lage weißen Bimssteins, welche sich über die

Oberfläche der ganzen Insel verbreitet, und welche man eben so auf Therasia und Aspronisi findet. Wir brauchten beynahe eine halbe Stunde, um vom Meere bis zu dem Dorfe zu gelangen.

Bey Apanomeria sind die Schichten beynahe dieselben; nur daß man in der Mitte der Küste eine beträchtliche Lage von Pozzolan *) bemerkt, welche nach beyden Seiten zu an Dicke abnimmt, und die man, in derselben Richtung an der Ostküste von Therasia wieder entdeckt.

Der Bischof, welcher Dalenda hieß, nahm uns mit vieler Artigkeit auf, ließ uns Theil an seinem Tisch nehmen, verschaffte uns eine bequeme Wohnung, und alles was wir nöthig hatten: und trieb die Gefälligkeit

*) Wir wundern uns, daß der Verf. bey Gelegenheit des Pozzolans nichts von dem Auftrage erwähnt, den er von der Pforte hatte auf den griechischen Inseln diese Erdart aufzusuchen, welche man zur Erbauung eines Bassins nach dem Muster von Toulon in dem Hafen von Constantinopel erbauen wollte. Die Einwohner von Santorin gaben sich viele Mühe ihn zu bewegen, dieses Geheimniß nicht zu verrathen. Aber die Türken haben es dennoch erfahren, und seitdem sind türkische Beamten nach der Insel gekommen, das Graben der Pozzolane, und den Transport derselben nach der Hauptstadt zu besorgen, und die Einwohner leiden jetzt sehr von mancherley Bedrückungen, die sie vorher nicht kannten, weil keine Türken unter ihnen wohnten. Sonnini. T. II. S. 340.

so weit, daß er uns durch seinen Neffen bey unsern verschiednen Wanderungen durch die Insel begleiten ließ.

Den Tag nach unsrer Ankunft, durchstrichen wir den ganzen nördlichen Theil, wir gingen nach Phiro-Stephani und Merivelli: von da nach Scauro, welches auf einem hohen vulcanischen Felsen liegt, der sich ins Meer hinaus erstreckt. Dies ist der Sitz des katholischen Bischofs: er bringt hier gewöhnlich den Winter zu, und geht nur in der schönen Jahreszeit nach Phira. Scauro war stark befestigt, und gut bevölkert, so lange die Insel den Herzogen von Naxos gehörte. Die Einwohner verlassen es jetzt nach und nach, um sich in Phira und Phiro-Stephani anzubauen, welche beyden Dörfer wohl bald in eins zusammenfließen werden. Von hier kamen wir zum kleinen St. Eliasberge, welcher wenig höher als die Ebne von Scauro und Merivelli ist.

Die Lage von weißem Bimsstein, welche die ganze Insel bedeckt, fehlt an dieser Stelle, und ist entweder vom Regen abgespült, oder der Hügel ist lange nach der Bildung dieser Lage ein Vulcan gewesen. In der That bemerkt man an der Spitze des Berges mehrere Oeffnungen, aus welchen er Feuer gespien hat. Man sieht überall umher schwärzliche Lava, welche wie Hammerschlag aussieht, und einen harten, schwammigten Stein von schöner braunrother Farbe, welcher sich längs der Küste bis Scauro befindet.

Am Fuß des Hügels entdeckten wir denselben Pozzolan, welchen wir den Tag vorher bey Apanomeria gesehen hatten, und da die Höhe dieselbe ist, so schlossen wir, daß er zu derselben Schicht gehören müsse.

Wir untersuchten die folgenden Tage den mittäglichen Theil der Insel bis zum Vorgebirge Acrotiri zu Wasser und zu Lande. Die Küste ist hier, wie an der Nordseite überall hoch, nach dem Hafen zu scharf abgeschnitten, und aus mehrern vulcanischen Schichten, beynahe wie bey Phira, gebildet. Das Erdreich geht mehr oder weniger abhängig nach der andern Küste zu, und ist mehrere Klaftern tief mit zerriebenen Bimsstein bedeckt, über welchem sich etwas Dammerde erzeugt hat. Die Berge St. Stephan und St. Elias erheben sich über die ganze Insel, und, ob sie gleich an einigen Stellen dünne mit dem erwähnten Bimsstein bedeckt sind, so sieht man doch, daß sie die Wirkung des Feuers nicht erfahren haben. Sie sind durchaus kalkig, und bestehen aus einem schlechten weißlichen Marmor.

Was hier von Thera, oder Santorin, gesagt ist, gilt auch von Therasia: diese ist, wie die andren, mehrere Klaftern hoch mit Bimsstein bedeckt. Die Küste ist hoch, an der Hafenseite scharf abgeschnitten, und der Boden nach der entgegengesetzten Küste hin abhängig. Aspromisi, welches ehedem Automate hieß, ist nicht so hoch; sie ist aber, wie die beyden übrigen, abgeschnitten und mehrere Klaftern tief mit Bimsstein bedeckt, wovon sie den Namen der weißen Insel (von

ασπρο weiß und νησι die Insel) hat, den sie heutiges Tages führt.

Nachdem wir Thera, Therasia und Aspronisi mit der größten Genauigkeit untersucht und uns überzeugt hatten, daß diese drey Inseln nur eine ausmachten, welche ein plötzlicher Riß trennte, so blieb uns nur zu bemerken übrig, ob die drey Inseln im Hafen eine ähnliche Bildung hätten. Wir wandten auf diese Untersuchung einen ganzen Tag, und wurden vollkommen befriedigt, indem wir sahen, daß diese Inseln auch ohne Hülfe der Geschichte die Epoche ihrer Entstehung zeigen würden.

Wir stiegen von Phira in den kleinen Hafen am Fuße der Küste herab; hier nahmen wir einen Kahn, und fuhren nach der kleinen Camene, welche die Griechen Micra Caimeni nennen. Man rechnet, daß sie zwey Meilen vom Hafen entfernt sey. Sie ist von Conischer Gestalt, und von der folgenden Insel nur durch einen sehr engen Canal getrennt, in welchem zuweilen die Fahrzeuge beylegen.

Man sieht auf dieser Insel nichts als einen Haufen röthlicher oder schwärzlicher vulkanischer Asche, welche nach allen Gegenden verstäubt, und aus dem Crater am Gipfel herausgeworfen ist. Unter dieser Asche sind Stücken Basalt, und man bemerkt schon einen Anfang von Vegetation: unter andern sieht man eine kleine Gattung Feigenbäume und einige Gräser.

Neu-Camene (Nea-Caimeni) ist über eine Meile lang, und gewährt in der Nähe einen fürchterlichen Anblick. Die Insel starrt von schwarzen Basalt-Blöcken, welche zerbrochen, umgestürzt und unregelmäßig über einander gehäuft sind. Wir landeten in einem kleinen Meerbusen, dessen Wasser eine grünlich gelbe Farbe hatte; es ist ganz undurchsichtig, so daß man bey einem Fuß Tiefe nicht den Grund entdecken kann. Man sieht die Farbe des Wassers sehr genau von Phira aus, zumal, wenn das Meer ruhig ist. Dicht am Ufer ist ein kleiner Pfuhl, dessen Wasser noch auffallender, als im Meerbusen, gefärbt ist. Da er im Sommer nicht abfließen kann, so giebt er einen so scheußlichen Geruch von sich, daß uns auf der Stelle übel ward. Wir entfernten uns schnell von einem so verpesteten Ort, und versuchten, in das Innre der Insel zu dringen; aber unsre Bemühung war vergebens, da es unmöglich war, auf den scharfen Basalt-Massen zu gehen, ohne sich die Füße zu zerschneiden, und die Glieder bey jedem Schritt zu zerbrechen. Oestlich von diesem Sumpf ist ein kegelförmiger Berg, auf dem man noch die verschiednen Crater erblickt, aus welchen bey der Bildung der Insel Feuer strömte. Er ist mit vulkanischer Asche von verschiednen Farben, mit verwitterten Basalt und Bimsstein bedeckt, auf welchen die Vegetation eben anfängt. Der übrige Theil der Insel ist flacher und zeigt weder Erde, noch Asche, noch irgend ein Gewächs.

Obgleich das Wasser im Meerbusen und in dem Sumpf wahrscheinlich seine Farbe von Ausdünstungen

uns dem Boden hat, und dieser Ort gewiß ein vulkanischer Herd ist, welcher vielleicht bald einen neuen Ausbruch bereitet, so schien uns doch das Wasser nicht warm zu seyn. Wir konnten indeß nur, nach dem Gefühl durch die Hand urtheilen, da wir die Thermometer zu Phira gelassen hatten. Wir haben auf der Ostküste von Hiera ähnliche Löcher gefunden, in denen das Wasser schwach gefärbt war, und an den Ufern dieser drey Inseln sieht man fast überall eine eisenfarbige Materie, welche sich ansetzt, und die Steine schön dunkelroth färbt.

Die Insel Hiera oder Alt-Camene ist über eine Meile lang; sie scheint so wie die beyden vorigen nichts als eine Masse von vulkanischen Materien, und vorzüglich Basaltfelsen, ohne regelmäßige Schichten zu seyn. Sie ist mit etwas Erde, Bimsstein und vulcanischer Asche bedeckt, welche seit langer Zeit Pflanzen aufkeimen läßt. Diese Insel ist wüst und unbebaut: nur in der schönen Jahreszeit schickt man Esel und Maulesel darauf zur Weide. Wir glauben, daß hier der Weinstock und Oehlbaum gut gedeihen würden, und daß mehrere Familien von des Landes Producten leben könnten. In dem südöstlichen Theil der Insel ist noch keine Spur von Gewächsen; dieser ist niedriger als die übrige Insel und augenscheinlich später entstanden. Es sind nur Basalt-Stücke, auf welchen sich noch keine Erdschicht gebildet hat, und auch lange noch nicht bilden wird; wenn nicht ein neuer Ausbruch diese Felsen mit vulcanischer Asche bedecken solte.

Man bemerkt auf Hiera beträchtliche Spalten, welche sich beynahe von einem Ende der Insel zum andern erstrecken; sie sind ohne Zweifel durch die häufigen Erdbeben verursacht worden. Wir müssen jetzt von der Bildung der drey vulkanischen Inseln im Hafen sprechen, deren Epoche sowohl von ältern als neuern Schriftstellern angegeben ist.

Tournefort hat nicht genau bemerkt, daß Therasia und Aspronisi einen Theil der großen Insel ausgemacht haben müssen, und daß Alt- und Neu-Camene, welche schon zu seiner Zeit da waren, auf dem ersten Blick ihre spätere Bildung zeigen.

Therasia, auf welches Ptolemäus eine Stadt setzt, und welches sich, wie Plinius mit Recht vermuthet, von Thera losgerissen hat, kann nicht für Apronisi, oder diese für jene genommen werden, wie Tournefort glaubt. Apronisi ist nicht beträchtlich genug, daß nur das geringste Dorf darauf stehen könnte; indeß Therasia groß und fruchtbar genug ist, um von jeher eine Stadt zu haben, so wie auch noch jetzt eine darauf liegt. Tournefort setzt hinzu, daß Therasia damals Hiera geheißen habe. Die Lage von Hiera zwischen Thera und Therasia, wie sie die Schriftsteller bestimmen, beweist, daß Tournefort sich geirrt hat. Die Einwohner von Santorin, welche in diesem Punkte auch eine Autorität sind, nennen die Inseln noch jetzt so, Therasia, Aspronisi und Palaia-Caimeni.

Die heilige Insel (hiera) ward den Höllengöttern geweiht, weil man sie feurig aus dem Meeresgrunde hatte empor steigen sehen. Plinius sagt, daß dieses dreyßig Jahre nachher geschehen sey, als sich Thera von Therasia getrennt hatte; Choiseul meint aber nach dem Pater Hardouin, daß es erst vierzig Jahr nachher geschehen sey.

Der Jesuite Phillipp Briet führt an, daß im Jahr 47 nach Christi Geburt sich eine kleine Insel bey Thera plötzlich aus dem Meeresgrunde hervorgehoben habe.

Nach Justin entstand bey dem Erdbeben im Jahr 196 vor Christ. eine Insel zwischen Thera und Therasia, welche man die heilige nannte und dem Pluto weihte.

Dio Cassius erwähnt die Erscheinung einer kleinen Insel bey Thera unter der Regierung des Claudius. Syncellus führt das Jahr 64 nach Christ. an, und setzt sie zwischen Thera und Therasia; aber es scheint, daß einige Zeit darauf eine andre Insel, Namens Thia, hervorstieg, welche wieder verschwunden ist, oder sich mit Hiera vereinigte. Diese wird auch vom Plinius, Theophanes und Briet erwähnt.

Es geschah bis zum Jahr 1427 nichts weiter, als plötzlich ein neuer Ausbruch den schon erwähnten südöstlichen Theil von Hiera hervorbrachte, wie einige la-

teinische Verse auf einem Marmor zu Scauro bey der Jesuiter-Kirche bezeugen.

Im Jahr 1573 entstand, während einer neuen Explosion, Klein-Camene, so wie es noch heute zu sehen ist. Der Pater Richard, ein Jesuit, versichert, daß zu seiner Zeit noch mehrere alte Leute auf Santorin lebten, welche diese Insel mitten aus dem Meer hervorkommen sahen, und sie deshalb Mikra-Caimeni, die kleine verbrannte Insel, nannten.

Als Tournefort zu Anfang des vorigen Jahrhunderts auf Santorin war, existirte Neu-Camene noch nicht: es entstand erst einige Jahre darauf von 1707 bis 1711, wo es bey verschiednen Erdbeben nach und nach in die Höhe stieg. Vor jedem Zuwachs dieser Insel ging ein fürchterliches Getöse voraus, und ein weißer, dicker, stinkender Rauch folgte. Ein Regen von Basalt-Stücken, Bimsstein und Asche machte den Beschluß. Die genauern Umstände sind weitläuftig in damaligen Zeitschriften und einer lateinischen Abhandlung, die ein Jesuit an Ort und Stelle entwarf, beschrieben *).

*) Da Herr O. diese merkwürdige Naturbegebenheit nur kurz berührt, auch nicht bestimmt angegeben hat, wo man darüber ausführliche Nachricht finden kann, so verweisen wir unsere Leser auf den ebenfalls deutsch vorhandenen Sonnini. (Th. II. S. 313 — 337.). Er hat hier aus den levantischen Missions-Relationen ein ausführliches Tagebuch über diese Revolution eingeschaltet, welche für Santorin eben-

Wenn man die beträchtlichen Veränderungen von Santorin durch die Vulkane genau bemerkt, so wird man 4 Hauptepochen unterscheiden. Bey der ersten war die Insel durch den St. Stephan's- und Eliasberg begrenzt; bis nach Pirgos und Messaria, den einzigen Orten, welche nicht vulkanisch sind. Bey der zweyten Epoche bildete sich der übrige Theil der Insel bis Terrasia und Aspronisi, der Hafen existirte noch nicht, und die Insel war noch einmal so groß, von länglich runder Gestalt: der Boden erhob sich, und bildete in der Mitte eine Wölbung, welche an einem Ende durch die erwähnten Berge begrenzt ward.

Bey der dritten Epoche versank plötzlich der mittlere Theil der Insel und der Hafen entstand. Die vierte und letzte begreift die Bildung der drey Inseln, welche nach und nach aus dem Meere hervor stiegen. Vielleicht entstehen einst noch mehrere, oder alle diese Inseln vereinigen sich mit einander, und der ganze Hafen wird ausgefüllt. Man kann nicht alle Veränderungen vorher sehen, welche möglich sind, so lange der Vulkan auf Santorin fortdauert.

Ich habe gesagt, daß bey der einen Epoche die Insel kleiner, als in der Folge gewesen sey. In der That, wenn man bedenkt, daß die drey Inseln, welche den

falls schädlich ward, weil der brennende Rauch in einer Nacht die beynahe reifen Trauben der besten Weinberge verbrannte.

Hafen bilden, ganz aus vulkanischer Materie bestehen, und genau dieselben Schichten haben, so muß man glauben, daß alle diese Massen eine einzige, fast ganz runde Insel, ausgemacht haben. Betrachtet man darauf den scharfen Abschnitt der Küste rund um den Hafen herum, so wird es klar, daß in der Folge ein plötzlicher Einsturz einen großen Theil der Insel vernichtet hat.

Indem dieser Einsturz die zirkelförmige Oeffnung rund um den Hafen bildete, formte er zugleich aus einer Insel drey, deren alte Namen, Thera, Therasia und Automate sind. Selbst, wenn uns die alten Schriftsteller nicht die Zeit von Hiera's Entstehung hinterlassen hätten; wenn wir auch nicht die Erscheinung von Klein- und Neu-Camene genau wüßten, so würde uns der bloße Anblick schon zeigen, daß diese drey Inseln lange nicht so alt, als die drey vorigen, seyn könnten; denn sie haben nicht allein ganz andre Bestandtheile, sondern sie sind auch nicht mit der dicken Lage von weißen Bimsstein, wie jene, bedeckt. Diese Lage ist augenscheinlich älter als Hiera und selbst als der Hafen, da man sie weder auf dieser Insel, noch auf den hervorragenden Stellen der Küste antrifft.

Santorin erhielt, nach Plinius, bey ihrer Entstehung den Namen Kallistos oder der schönen Insel: sie hieß nachher nach einem ihrer Könige Thera: ihr heutiger Name ist aus sancta Irene, welcher Heiligen sie unter den griechischen Kaisern geweiht ward, entstanden.

Wenn man Santorin, nach dem, was es jetzt ist, beurtheilt, so muß es bey seiner zweyten Epoche eine der schönsten und fruchtbarsten Inseln des Archipelagus gewesen seyn. Die runde Gestalt, ein durchaus zum Ackerbau taugliches Erdreich, welches sich vom Meere allmählig erhebt, und die Berge St. Stephan und St. Elias, welche vielleicht ehedem mit Waldungen bedeckt waren, trugen dazu bey, diese Insel zu einer der angenehmsten zu machen. Denn, wenn die Berge mit Bäumen bedeckt waren, so lieferten sie Holz und hatten auch wohl eine ergiebige Quelle, da das Erdreich, ehe es vom Regen abgespühlt wurde, das Wasser in sich zog, und die kleine Quelle, an der Seite von Messaria, war vermuthlich viel ansehnlicher, als jetzt, da der Berg ganz kahl ist.

Die andern Inseln haben einen sehr unebnen Boden; es sind nichts als nackte steinigte Berge, und außer einigen kleinen Ebnen und Hügeln, gänzlich unbebaut. Ihr Anblick ist viel unangenehmer, als der von Santorin; und ob diese Insel gleich keinen guten Hafen und nur Cisternen-Wasser hat: so ist sie doch die reichste und bevölkerteste von allen kleinern Inseln des Archipelagus.

Man liest in Briets Annalen der Welt, daß Theros, der Sohn des Antesionus und Enkel des Polynices, dreyßig Jahr vor der Jonischen Auswanderung eine Mynische Colonie nach Kallistos versetzte. Die Mynier waren von den Argonauten entsprungen, welche dem

Jason nach Colchis gefolgt waren, und sich auf ihrer Rückkehr in Lemnos festgesetzt hatten. Ihre Nachkommen wurden von hier durch die Pelasgier vertrieben, und flohen nach Sparta, wo man sie aufnahm. Man gab ihnen sogar Ländereyen, und verheirathete sie mit den Töchtern des Landes; als aber die unruhigen Fremdlinge überführt wurden, daß sie nach der Oberherrschaft strebten, ergriff man sie und verurtheilte sie zum Tode. Die Zärtlichkeit gab ihren Weibern eine List ein, welche gelang. Nachdem diese Erlaubniß erhalten hatten, ihre Männer noch einmal zu sehen, tauschten sie die Kleider mit ihnen, und die Männer gingen des Nachts aus dem Gefängniß und flohen auf den Berg Taygetes. Nun verlangte Theras sie, und ließ sie nach Kallistos bringen, welches seitdem Thera genannt ward. Auf diese Art wußte dieser weise Mann Rebellen und Räuber, die den Tod verdient hatten, zu nutzen.

Man sagt, daß die Einwohner von Thera weder die Kinder unter sieben Jahr, noch die Erwachsenen über 50 Jahr bey ihrem Tode beweinten; die erstern, weil sie noch nicht gelebt hatten, und die andern, weil sie unnütz geworden wären. Dieser barbarische Gebrauch konnte nur bey einem abgesonderten kleinen Volk entstehen, wo alles Verdienst eines Mannes darin bestand, Kinder zu zeugen, und mit seinem Arm das Vaterland zu vertheidigen. Wenn es aber darauf ankommt, eine wilde und stolze Jugend zu leiten, mit sichrer Hand das Ruder eines großen und beunruhigten Staats zu führen, oder die Zukunft aus Vergangenheit

und Gegenwart zu lesen; wird man dann noch sagen, daß der Mensch mit funfzig Jahren genug gelebt habe, und daß ihm nichts übrig bleibe, als ein unnützes Leben zu verlassen? Nein! Diesem Alter ist es ohne Zweifel mehr als jedem überlassen, dem Vaterlande mit seinem Kopfe zu dienen, da es dieses nicht mehr mit seinem Arme vermag.

Doch, wir wollen die fabelhaften Erdichtungen übergehen, und auf dem St. Stephansberge die Ruinen einer alten Stadt betrachten, und aus ihrem Anblick schließen, wie volkreich Thera unter den römischen Kaisern war.

Hinter Messaria trafen wir in der Mauer die marmorne Bildsäule einer Frauensperson an, welcher Kopf, Arme und Füße fehlten. Ohngeachtet dieses zerstümmelten Zustandes schien uns diese Statue von sehr schöner Form. Am Fuß des Berges stiegen wir von unsern Mauleseln, und schlugen einen sehr steilen Weg ein, welchen der hie und da zerstreute Bimsstein noch schwieriger machte.

Ohngefähr in der Mitte des Berges ist eine kleine Quelle mit sehr gutem Wasser, welche dazu gebraucht wird, einige Schafe und Ziegen, die in dieser Gegend weiden, zu tränken. Vom Gipfel wendeten wir uns links, und ließen den St. Eliasberg, welcher weit höher ist, rechts liegen.

Hier fielen uns die Sarkophagen, welche in einen Kalkfelsen gehauen waren, auf; als wir näher hintraten, fanden wir die Ueberbleibsel von Stadtmauern, Spuren von Häusern, und einige, ziemlich gut erhaltene, Cisternen. Wir kamen bald zur neuen Kirche, welche dem heiligen Stephan geweiht, und wahrscheinlich auf den Ruinen eines Tempels der Minerva oder des Neptuns erbauet ist. Weiterhin erblickt man die Trümmer eines andern Tempels; sehr dicke Mauern, und Säulenstücke von grauem Marmor, die theils offen daliegen, theils fest verschüttet sind. Am Ende der Stadt findet man ein ziemlich großes Sechseck, auf dem wahrscheinlich ehedem eine Bildsäule stand; vielleicht war es die des Marcus Aurelius oder Antoninus, welchen die Einwohner von Thera Ehrensäulen errichteten. Zur Seite dieses Sechsecks liegt ein kleineres, verlaßnes, neueres Gebäude, auf den Ruinen eines ziemlich großen antiken Tempels errichtet. Am Fuße einer Mauer bemerkten wir einen marmornen Sarkophag, an dessen Seiten Laubwerk erhaben ausgehauen war: an den beyden Enden waren zwey sehr unkenntlich gewordene Satyre.

Die Russen haben Inschriften, Bildsäulen und interessante Basreliefs weggenommen und mehrere Säulen deshalb zerbrochen. Der Bürger Fauvel hatte auch, einige Zeit vor unsrer Ankunft, auf Befehl des Grafen Choiseul nachgraben lassen, wodurch er einige Stücke welche den Russen entgangen waren, erhalten hat. Wir fanden auch einige Inschriften, welche frühere

Reisende nicht gesehen, oder nicht bekannt gemacht haben: sie sind von Lazarus Albi, einem Priester, der wegen seiner Rechtschaffenheit, seiner Kenntnisse, und dem tiefen Studium der griechischen Sprache bekannt ist, aufs genaueste copirt worden.

Die Stadt war von mittlerer Größe, mehr lang als breit; die Mauern waren sehr stark, und vertheidigten sie so wohl als ihre Lage auf diesem steilen Berge.

Man kann von hier nach allen Himmelsgegenden sehen, ausgenommen nach der Seite des St. Eliasberges, welcher weit höher ist. Bey heiterm Wetter sieht man den Gipfel des Berges Ida auf Creta, und sehr deutlich Anaphe, Astipalaea, Jos, Naxos und die mehresten Cycladen; die Ebne, welche man südwestlich am Fuße des Berges sieht, ist der fruchtbarste und schönste Theil der Insel. Die Schiffe ankern zuweilen in der Bucht vor dieser Ebne: der Ankergrund ist Sand und Kies.

Santorin ist im Verhältniß seiner Größe, die reichste und bevölkerteste Insel des Archipelagus. Man zählt fünf Hauptdörfer, wovon jedes einen Vorsteher hat: Apanomeria, Scauro, Pirgos, Emborio, und Acrotiri. Die Vorsteher, welche Epitropi heißen, verwalten die Polizey ihres Districts, besorgen die Versammlung der vornehmsten Einwohner bey allgemeinen Angelegenheiten, die Eincassirung der Abgaben u. s. w. Sie wer-

den jährlich in einer allgemeinen Volksversammlung ernannt. Außer diesen fünf Hauptdörfern zählt man noch mehrere kleine, als Merevelli, Vurvulo, Condochori, Phiro-stephani, Phira, Messaria, Megalo-chorio, Gonia, Votona und Carterado; die Bevölkerung beträgt etwa 12,000 Seelen, welche fast alle griechischer Religion sind.

Die Anzahl der Katholiken hat seit Tourneforts Zeiten abgenommen; da sie zu seiner Zeit ein Drittel, und jetzt kaum ein Sechstel ausmachen. Es giebt zwey Bischöfe, einen lateinischen, welcher den Winter in Scauro, und den Sommer in Phira zubringt, und einen griechischen, welcher zu Pirgos residirt. Es gab ehedem Jesuiten, welche jetzt durch barmherzige Brüder ersetzt sind: beyde beschäftigen sich seit langer Zeit mit der Erziehung der Jugend. Man findet überdem zwey Mönchsklöster, ein lateinisches und ein griechisches: das lateinische ist von der Regel des heiligen Dominicus und das griechische von der des heiligen Basilius. Die Griechischen Priester sind hier eben so zahlreich, wie im ganzen Archipelagus und beynahe eben so arm.

Die Einwohner von Santorin sind sehr arbeitsam und mäßig, und gelten mit Recht für gesitteter und rechtschaffner als die von Naxos; sie sind auch weit betriebsamer und fleißiger, den Bau des Weins und der Baumwolle treiben sie mit unglaublicher Thätigkeit. Die Weiber verfertigen Zeuge von verschiedner Güte, stricken auch Mützen und Strümpfe, die sie an Fremde

verkaufen, oder nach Rußland, und einigen italienischen Städten schicken; die feinsten und besten Tücher werden von Mönchen verfertigt. Dieser Handelsartikel ist für die geringe Volkszahl der Insel ziemlich beträchtlich, und da die inländische Baumwolle nicht hinreicht: so wird sie von den übrigen Inseln und vorzüglich von Scala-nova, in den Meerbusen von Ephesus eingeführt.

Der Wein verschafft den Einwohnern den größten Ertrag, und der berühmteste ist der sogenannte Vino-santo. Es ist ein süßer Liqueur-Wein, und im ersten Jahre von mittelmäßiger Beschaffenheit; mit den Jahren aber wird er gut, und besser als der vortrefflichste Cyperwein; die Einwohner verkaufen ihn zu drey oder vier Para's die Oke, und er geht fast alle nach Rußland. Er wird aus sehr weißen, ganz reifen Trauben verfertigt, die man auf den Terrassen der Häuser acht Tage lang den Sonnenstrahlen aussetzt; hierauf wird er ausgepreßt, und der Most auf Tonnen gefüllt, die man nach beendigter Gährung sorgfältig verstopft.

Der gewöhnliche Wein ist selten gut: er ist meistens süß, und wird leicht sauer. Man verfertigt ihn, ohne Unterschied, von weißen und schwarzen Trauben, die man bey der Weinlese aufhäuft, und sogleich auspreßt, um den Most auf Tonnen zu füllen. Da die Trauben zu reif und zu süß sind, so setzt man zur Beförderung der Gährung, wie auf allen Inseln, ein Viertel oder auch ein Drittel Wasser hinzu; man läßt den Wein ohngefähr einen

Monat gähren, und verwahrt die Tonnen sehr sorgfältig. Auf die Trestern in den Keltern gießt man eine ziemliche Menge Wassers, und läßt sie damit acht bis zehn Tage gähren, dann preßt man die Ueberbleibsel noch einmal aus, und läßt den Wein ab. Dieser Wein, welcher weit schlechter ist, dient zum Gebrauch der Einwohner; und die Oke wird für ein oder zwey Para's verkauft.

Die Keller sind geräumig und reinlich: sie sind in die Bimssteinlage, welche die ganze Insel bedeckt, gegraben, und ihre Decke ist gewölbt. Einige reiche Privatpersonen lassen die Kellerwände mit Kitt bewerfen; es scheint aber unnöthig zu seyn. Obgleich die Materie weich und zerreiblich ist, so ist doch das Gewölbe sehr fest, und nur selten bröckelt sich etwas los. Die Tonnen liegen in zwey Reihen übereinander; am Eingange des Kellers ist eine große viereckigte gemauerte Kelter, welche inwendig mit einem Kitt beworfen ist, der aus Kalk und durchgesiebten Bimsstein besteht.

Die Menge Weins, welche jährlich von Santorin ausgeführt wird, ist sehr beträchtlich; man schätzt sie bey einer gewöhnlichen Erndte auf 1,000,000 Oken. Es wird auch etwas Liqueur ausgeführt. Die Einwohner, welche kein Quellwasser haben, kennen fast kein andres Getränk, als ihren dünnen Wein. Sie trinken ihn, wenn er auch sauer geworden ist, und sein Geschmack ist auch alsdann nicht übel. Wir haben ihn

gern und ohne Nachtheil, während der großen Hitze, die wir auf der Insel ertragen mußten, getrunken.

Obgleich der Boden von Santorin sehr dürr und unfruchtbar ist; so kommt doch der Wein und die Baumwolle sehr gut fort; die Oberfläche besteht aus einer Mischung von Bimsstein, Basalt und Dammerde, welche aus dem Dünger und verfaulten Gewächsen entstanden ist. Die Baumwolle von Santorin scheint von der auf den andern Inseln verschieden zu seyn; man beschneidet sie jährlich bis zur Wurzel, die Erndte dauert von der Mitte des Septembers bis zum November. Man pflanzt die Weinstöcke zwey bis drey Fuß von einander, und läßt sie zehn bis zwölf Jahr wachsen, ohne sie zu beschneiden; wenn sie groß genug sind, beschneidet man sie jährlich, läßt aber mehr Sprossen, als man im mittäglichen Frankreich zu thun pflegt, stehen. Man stützt den Weinstock, damit er nicht auf der Erde kriechen möge, und hält die Zweige durch Reben zusammen, welche man um sie wickelt. In der Mitte des Augustes sind die Trauben gereift, und können gelesen werden.

Die so gepflanzten und beschnittnen Stöcke dauern nicht so lange, als die unsrigen; aber sie geben doppelt und dreyfach Trauben. Diese Bemerkung sollte die Winzer bewegen, in den warmen Gegenden, oder solchen Orten, wo das Erdreich so tief und leicht, als auf Santorin, ist, Versuche anzustellen.

Uebrigens wird auf der Insel nichts von Belang gebauet. Zum Getreide ist der Boden nicht gut genug, und man erndtet bloß etwas Gerste und einige Gemüse; Fruchtbäume sind selten, und von ihnen trifft man fast nichts, als Feigen und Mandel-Bäume an. Das Vieh besteht in Hammeln, Ziegen und Schweinen. Man bedient sich der Maulthiere und Esel zum Transport, aber nur selten der Ochsen zum Pflügen. Auf Santorin hat man keine andern Brennmaterialien, als Holz und Kohlen, die von der asiatischen Küste eingeführt werden, oder Mastix-Bäume, welche man auf Hiera und den benachbarten Inseln fällt.

Santorin bezahlt etwa 55,000 Piaster Abgabe an Grundsteuer, Kopfsteuer, zwey Paras für jede Oke Wein, und an den gewöhnlichen Geschenken, welche jährlich bey der Ankunft des Capudan Pascha entrichtet werden. Die Abgabe von den Aeckern soll eigentlich nur ein Zehntel des Ertrags ausmachen, wie bey Eroberung der Insel festgesetzt wurde; aber der Waiwode, welcher diese Steuer von der Pforte gepachtet hat, hat seit langer Zeit ein Fünftel eingefordert, ohne daß die Einwohner ihre gerechten Klagen hätten anbringen können.

Die Dörfer am Ufer des Hafens haben ein sonderbares Ansehn; die Häuser sind halb in Bimsstein gehauen, und halb ragen sie hervor: und nach der Lage des Bodes sind sie manchmal über einander gebaut; der Theil, welcher hervorragt, ist mit einer Mischung von Kalk und Bimsstein überzogen: so sind Ampanomeria,

Scauro, Merevelli, Viro-Stephani und Vira. Die ärmern Dörfer im Innern, als Vurvulo, Condo-Chori, und Messaria, welche am Abhange liegen, sind nur Höhlen, welche in den Bimsstein gehauen sind. Nur ein kleiner Theil der Vorderseite jedes Hauses ist, um die Thüre darin anzubringen, gemauert. Pirgos ist das größte, reichste, und am besten gebaut; man athmet daselbst eine reine Luft und hat eine angenehme Aussicht. Fast jedes Haus hat auf Santorin eine Cisterne, welche die Einwohner während der Regenzeit sorgfältig füllen, da sie kein andres Trinkwasser für sich und ihr Vieh haben.

Rebhühner und Hasen, welche auf den meisten Inseln des Archipelagus so häufig sind, giebt es auf Santorin sehr wenige; Kaninchen, welche wir auf Tenedos, Miconi, Delos, Paros, Lero und andern Inseln antrafen, giebt es hier gar nicht; aber dafür ist die Wachtel von der Mitte des Septembers an, desto häufiger. Die Einwohner fangen sie vermittelst eines Netzes, welches an einem Reif, von drey bis vier Fuß im Durchmesser, befestigt ist, der an dem Ende eines, sieben bis acht Fuß langen, Stocks festsitzt. Der Jäger wirft sein Netz auf einen Weinstock oder eine Baumwollenstaude, wo er eine Wachtel vermuthet, und gewöhnlich fängt er eine. Wir sahen auf diese Art, in weniger als einer Viertelstunde, mehrere fangen.

Da man nicht alle Wachteln zu verzehren im Stande ist, so pflegt man sie gelinde zu kochen und den ganzen

Winter hindurch in Weinessig oder Vino-Santo aufzubewahren. Dies ist ein sehr leckeres Gericht, und besser als die, eben so eingemachten Feigenschnepfen von Cypern.

Wir trafen in derselben Jahreszeit die Alpen-Krähe hier an; man sagte uns, daß sie durchzöge und von den Bergen in Kleinasien käme.

Der Hafen von Santorin ist etwa, von Norden nach Süden gerechnet, sieben Meilen lang und sechs breit, von dem kleinen Hafen Phira bis zur Insel Aspronisi. Er würde einer der besten Häfen des Archipelagus seyn, wenn die Schiffe Anker werfen könnten; allein das Senkbley giebt 250 bis 300 Klaftern Tiefe an. Einen Steinwurf vom Lande beträgt die Tiefe 60 bis 80 Klaftern. Die Kähne landen bey San-Nicolo, und die Schiffe werden mit Landankern befestigt, wenn sie Wein laden. Wenn sie ungünstiger Wind nach Santorin verschlägt: so bleiben sie gewöhnlich zwischen Klein- und Neu-Camene. Die Fregatten können südlich von Alt-Camene auf einem Sandgrunde ankern.

Nahe bey Klein-Camene ist das Meer nicht so tief, sondern höchstens funfzehn bis zwanzig Klaftern; allein es hat felsigten Grund, worin die Anker nicht haften. Die Fischer der Insel versichern, daß sich, seit einiger Zeit, der Meersgrund beträchtlich erhoben hätte, so daß man vielleicht die Bildung einer neuen Insel erwarten darf.

Es ist wahrscheinlich nicht rathsam, lange zwischen Klein- und Alt-Camene vor Anker zu liegen, da die letztere einen sehr stinkenden und ungesunden Dunst aushaucht; denn sie hat nicht allein stehende Sümpfe, sondern die vulcanischen Dämpfe müssen auch in einer sehr großen Entfernung die Luft verderben, und in kurzer Zeit gefährliche Krankheiten verursachen.

Eilfter Abschnitt.

Ankunft in Candia. Beschreibung dieser Stadt. Besuch beym Pascha. Abreise. Ankunft in Rethymo. Betragen des Pascha. Ankunft in Canea. Beschreibung der Gegend. Klima. Bemerkungen über die Winde. Erdbeben.

Voll Ungeduld, uns nach Creta zu begeben, und das Vaterland des Jupiter und Minos zu sehen, schifften wir uns am 30. Julius auf einem großen Fahrzeuge ein, welches seit einigen Tagen im Hafen San-Nicolo lag; der Capitain war ein Muselmann und zu Tunis geboren. Er besuchte oft die Inseln des Archipelagus und stand in einem sehr guten Ruf. Er hatte Mantega (ein Gemisch von Butter und Hammelfett, dessen sich die Orientalen zu Ragouts und Gebäck bedienen) von Sidra in Africa gebracht, und ging nach Candia, um Rosinen, Mandeln, Johannisbrodt, Süßholz und Honig nach Egypten zu führen.

Da die Entfernung von Santorin nach Candia etwa 30 Meilen beträgt: so hätten wir uns lieber auf einem europäischen als einheimischen Fahrzeug eingeschifft; aber es blieb uns keine Wahl übrig. Die Kauffartheyschiffe besuchen Santorin niemals im Sommer, und der regelmäßige Wind erlaubt in dieser Jahreszeit nicht, daß man sich ohne Gefahr einem schwachen Fahrzeug anvertrauen kann.

Wir fuhren des Abends von Santorin ab, um bey hellem Tage in Candia anzukommen; rechts ließen wir die kleine Insel Christiana liegen, und fuhren ohne Compaß beynahe gerade südwärts. Der Nordwind hörte, wie gewöhnlich, nach Sonnenuntergang auf, und war die Nacht durch schwach und veränderlich: so daß wir uns des Morgens zehn bis zwölf Meilen von Candia, nordöstlich von Dia, befanden. Da wir zu weit östlich waren, und der Wind von acht Uhr Morgens an, nordwestlich blies, so erreichten wir erst den 21sten Junius gegen Abend den Hafen.

Wir sagten dem Capitain, daß es besser sey, einen Compaß um Rath zu fragen, sobald man das Land aus dem Gesichte verliert, als Sonne und Sterne, welche nicht so genau den Weg bezeichnen; allein dessen ohngeachtet segelte er einige Tage darauf nach Egypten, ohne einen vortrefflichen Compaß, den ihm ein Ragusanischer Matrose sehr wohlfeil anbot, kaufen zu wollen.

Die erste Kette des Ida, welche sich südwestlich von Candia erhebt, dient den Schiffen, welche hieher fahren, zum Führer; so wie die kleine Insel Dia, welche von den Matrosen Standia genannt wird: die drey Buchten, welche sie auf der Südseite hat, sind bey widrigen Wind, Zufluchtsörter.

Der Hafen von Candia ist durch Felsen gegen den Nordwind gedeckt, auf welchen man einen starken, mit der Küste parallellaufenden Damm erbaut hat. Er ist sehr sicher und könnte 30 bis 40 Kauffarthenschiffe fassen, wenn er ausgeräumt und gut unterhalten würde. Jetzt hält er höchstens acht bis zehn Fahrzeuge, welche noch dazu leer oder sehr leicht seyn müssen: denn im Innern hat er nur acht bis neun Fuß Tiefe, und am Eingange funfzehn. Die Türken, welche alles mit der Gleichgültigkeit eines Miethmanns gebrauchen, welche alles verderben, und nichts verbessern, lassen ihn täglich mehr versanden, welches zu verhindern doch sehr leicht wäre, da der Grund aus Schlamm und Sand besteht.

Links von der Einfahrt stehen Arsenale, die man eben so wenig ausbessert: sie sind von den Venetianern im Jahr 1552 erbaut, wie man aus der Jahreszahl unter dem venetianischen Wappen schliessen kann. Sie haben sehr durch die türkische Belagerung von 1667 bis 69 gelitten, und einige haben sogar einen Theil ihres Gewölbes verloren. Diese Arsenäle, zehn an der Zahl, sind eigentlich nur Werfte, welche dieses industriöse

Volk errichtet hatte, um Galeeren zu erbauen, und aufzubewahren.

Man kommt von dem Hafen in die Stadt, durch ein Thor, welches bey Nacht geschlossen wird. Feste Mauern, ein tiefer Graben und Außenwerke vertheidigen diese Stadt zu Lande; die Häuser sind besser gebaut, als alle, die wir bisher gesehen hatten, auf Scios ausgenommen; aber die Bevölkerung ist der Größe des Orts nicht angemessen. Man zählt kaum 10 bis 12,000 Türken, 2 bis 3,000 Griechen, und etwa 60 Juden. Die Griechen, welche sie vor der Uebergabe an die Türken bewohnten, folgten den Venetianern, der Capitulation zufolge, oder retteten sich ins Innere des Landes. Jetzt setzen sie sich nur furchtsam in einer Stadt, wo ihr Leben beständig durch die Janitscharen bedroht, und ihr Vermögen sehr oft ein Raub der Pacha's ist.

Candia liegt auf einer, etwas erhabnen, Ebne; nach der Seeseite zu wird sie von einer starken, auf Felsen gegründeten, Mauer unterstützt, und gewährt einen angenehmen Spatziergang. Man sieht hier mehrere Kanonen mit venetianischen Wappen, wodurch die Stadt, vor Angriffen zur See, geschützt wird. Das Serail des Pacha liegt auf der andern Seite, an dem Ort, wo ehedem der Pallast des Proveditore stand. Die schönsten Kirchen, welche bey der Belagerung beschädigt waren, sind ausgebessert und in Moscheen verwandelt; die von den Venetianern erbaueten Häuser sind längst verschwunden; aber die Festungswerke sorg-

fältig unterhalten, da der Pforte die Erhaltung dieser Insel sehr wichtig ist.

Wir wollen nicht entscheiden, ob Candia auf der Stelle des alten Cytöum liegt, wie einige Geographen meinen, oder auf Matium, wie andre behaupten, und glauben bloß, nach Untersuchungen auf der zweyten Reise, daß die Trümmer einer Stadt, vier Meilen westlich, die von Cytöum seyn müssen, und setzen Matium zwey Meilen östlich von Candia, Dia gegenüber, wie es Plinius beschreibt. Heracläa, welches der Hafen von Cnossus war, liegt noch vier bis fünf Meilen östlich, der Hafen Candia, der beste auf der ganzen Küste, scheint uns daher der von Panormus zu seyn, welcher, nach dem Ptolemäus, zwischen Cytöum und Heracläa belegen war.

Den Namen Candia, den diese Stadt jetzt führt, hat sie von dem arabischen Worte Chandax und Candax, welches Verschanzung bedeutet, weil sich hier die Saracenen verschanzten, als sie, unter dem Kaiser Michael dem Zweyten oder dem Stammler, die Insel eroberten.

Die Türken machten sich im Jahre 1645 von Canea, Rethymo und ganz Creta Meister; aber der Festungen Grabusa, Suda, Spina-longa und der Stadt Candia konnten sie sich nicht bemächtigen. Mahomed der Vierte, welcher einsah, daß er die Insel niemals ruhig besitzen würde, so lange die Venetianer Herren von der Hauptstadt wären, schickte im Jahre 1667 sei-

nen Vezier, Achmet Kuperli, mit einer beträchtlichen Armee hin, sie zu belagern. Die Venetianer, welche immer noch Meister des Hafens und des Meeres blieben, waren im Stande, alle Art von Hülfe einzulassen, und der gut befestigte und tapfer vertheidigte Ort widerstand lange den Angriffen der Türken.

Die Armee der Belagerer war mehrmals verstärkt worden, und schon zählte man über 100,000 Türken, welche, durch das feindliche Feuer oder durch gesprengte Minen, geblieben waren; die Venetianer erhielten neue Verstärkung von Frankreich, welche ohne Zweifel die Türken zum Abzug gebracht hätte, wenn nicht die Stadt, unter dem Commando des Morisini, durch die List eines Griechen, im Dienste der Pforte, capitulirt hätte, nachdem sie während einer Belagerung von drittehalb Jahren, 30,000 Mann Venetianer, Piemonteser und Franzosen verloren hatte.

Als wir in Candia ankamen, war das Vice-Consulat unbesetzt. Wir fanden nur einen Agenten, dem wir unsern Entschluß mittheilten, den östlichen und mittlern Theil der Insel zu bereisen, ehe wir uns nach Rethymo und Canâa begâben. Der Drogman, ein Jude, kam dienstfertiger, als wir es verlangten, den folgenden Tag, um uns zum Pacha zu führen, wodurch er, wie er sagte, seine Pflicht und das Verlangen dieses ehrwürdigen Greises erfüllte, welcher uns zu sehen, und wegen seiner Gesundheit um Rath zu fragen wünschte; dieser würde uns gleichfalls alle Bequemlich-

keiten verschaffen, deren wir benöthigt wären, um ohne Gefahr die Insel zu durchreisen.

Anfangs schlugen wir es aus, zum Pacha zu gehen, da wir nichts von ihm zu fordern hatten: „Wozu soll dieser Besuch helfen? — fragten wir den Drogman — er ist ganz überflüssig. Zeigt ihm unsern Firman, sagt ihm, wer wir sind, und was wir hier wollen: daß wir keine Aerzte sind, ob wir gleich Pflanzen sammeln, und daß es oft sehr schlimm sey, wenn man gesund ist, Aerzte um Rath zu fragen.“ Der Drogman bestand auf seinem Vorschlage, und versicherte, daß wir keinen Schritt auf der Insel thun könnten, wenn wir nicht dem Willen des Pacha Genüge leisteten. Der Agent war seiner Meinung; eben so einige Schiffscapitaine, welche zugegen waren, und da die Neugierde auch auf Seiten des Drogmans war: so willigten wir ein, und wurden des Nachmittags ins Serail geführt.

Wir wurden von den vornehmsten Offizieren empfangen, welche uns sehr eifrig nach der französischen Revolution und dem Kriege fragten, welchen wir wider die natürlichen Feinde der Pforte führten. Wir beantworteten ihre Fragen mit Zurückhaltung, da man diese Materie in der Türkey mit Vorsicht behandeln muß. Man bot uns Pfeifen, Caffee, Sorbet und Parfums an, worauf man uns meldete, daß der Pacha uns erwarte.

Bey den Offizieren hatten wir nur Sofa's gefunden; bey dem Pacha sahen wir zwey Stühle neben ihm gestellt. Wir begrüßten ihn auf orientalische Weise, welches er erwiederte. Er nöthigte zum Sitzen, und der Drogman und der Sohn des Agenten setzten sich auf einen Teppich. Nach den gewöhnlichen Complimenten über unsre glückliche Ankunft, fing der Pacha von seiner Gesundheit zu sprechen an, und bat uns, seinen Puls zu befühlen. Er war ein Greis von mehr als siebzig Jahren, und von gutem Ansehen. Wir thaten, was er verlangte, und versicherten ihm, daß er sich wohl befände, und noch mehr als zwanzig Jahre zu leben habe, womit er sehr zufrieden schien.

Er fragte uns darauf, welches der Gegenstand unsrer Reise sey? „Wißbegierde und das Verlangen uns zu unterrichten, antworteten wir, führt uns auf Eure Insel. Wir haben uns einige Monate in Constantinopel aufgehalten, die mehresten Inseln des Archipelagus besucht, und wollten das berühmte Land, welches Ihr beherrscht, nicht vorbey gehen, und einige der balsamischen Pflanzen sammeln, welche der Himmel so reichlich darauf verbreitet hat". „Das geht nicht an, antwortete er kalt, ich kann dies nicht erlauben"! Wir zeigten unsre Firmans, welche uns erlaubten, alle Länder des ottomannischen Reichs zu durchreisen, allein der Pacha erwiederte beständig: „das geht nicht an"! Wir führten mehrere Reisende an, wir erwähnten die Seeleute, welche in der größten Freyheit überall auf der Insel umher gehen, und wohin es ihnen beliebt. Der

Pascha antwortete beständig: „Das geht nicht an!. Euer Leben würde in Gefahr stehen! Ich kann es nicht erlauben!"

Er erzählte uns von Räuberbanden, welche die Wege unsicher machten, und welche uns ermorden würden, wenn wir, unserm Plan gemäß nach dem Berge Ida und Gortyne gingen. „Das ist unmöglich, antworteten wir, es giebt keine Räuberbanden in gut regierten Ländern: die Strafe würde zu schnell auf das Verbrechen folgen, wenn solche Bösewichter sich zu zeigen wagen würden!". „„Ohne Zweifel, antwortete der Pascha, es giebt weit weniger Räuber, seit ich regiere; aber immer noch genug, um Euer Leben in Gefahr zu bringen!""". — Wir sagten dem Drogman, daß er eine Unterredung abbrechen sollte, welche unangenehme Folgen haben könnte, und um Erlaubniß bitten mögte, uns entfernen zu dürfen, welches uns auch zugestanden ward.

Wir waren sehr über diese Strenge des Pascha erstaunt, und suchten die Ursache zu enträthseln, als sie uns durch einige Worte des Drogman klar wurde. „Der Pascha, sagte er, macht blos deswegen Umstände, weil vor kurzer Zeit ein Fremder hieher kam, welcher ihm 500 Piaster für die Erlaubniß gegeben hat, einige Ruinen, zehn Meilen von hier zu besehen." „„Gut!, erwiederten wir, sagt dem Pascha, daß wir den Anblick einiger Schutthaufen nicht so theuer bezahlen werden, und daß er Geld von Griechen und Juden erpres-

sen mag, wenn er es nöthig hat. Wir haben keine 500 Piaster, und, wenn wir sie hätten, würden wir sie besser anzuwenden verstehen!"". Der Drogman versuchte uns zu einer geringern Summe zu bewegen. „Nicht einen Piaster!" war unsre Antwort. „Uebrigens würden wir nicht durch Euch unterhandeln, wenn wir Lust dazu hätten!"

Unter diesen Umständen war es unnütz, lange in der Stadt Candia zu verweilen; wir beschlossen, wenn es seyn könnte, zu Lande nach Canaea zu gehen, überzeugt, daß wir die nöthigen Bequemlichkeiten bey dem Consul antreffen würden. Wir forderten einen Janitscharen zur Begleitung und der Aga schickte uns einen bekannten Mann, welcher schon lange in der Stadt ansässig war. Ein türkischer Maulthiertreiber, gleichfalls ein Janitschar, verschaffte uns Pferde und diente zum Wegweiser. Wir wußten, daß man von Seite der Griechen nichts zu fürchten hat, und die beyden ansässigen und verheiratheten Janitscharen, welche es öffentlich übernahmen, uns nach Canaea zu bringen, hafteten hinlänglich für unsere Sicherheit. Wir stellten die Schiffer zufrieden, welche Unruhe zeigten, schickten unsre Sachen mit einem griechischen Bedienten zur See hin, und reisten allein und ohne Gepäck — des andern Morgens ab.

Diese Janitscharen, welche auf der Insel geboren waren, verstanden sehr gut griechisch, und noch besser Wein und Branntewein zu trinken. Wir waren sehr

zufrieden mit ihnen, und hörten aus ihrem eignem Munde, daß der Pascha nur von Räubern gesprochen habe, um Geld zu erhalten, und uns, auf unsre Kosten, eine Bedeckung zu geben, welches ihm wieder etwas eingebracht hätte. Ich würde diese unbedeutende Anecdote unterdrückt haben, wenn ich nicht glaubte, sie könnte Reisenden nützlich seyn, und zu gleicher Zeit zum Beweise der Geldgierde der türkischen Beamten dienen.

Die Gegend um Candia besteht aus fruchtbaren, angebauten Ebnen und Hügeln, und andern Landstrichen, welche bebaut werden könnten. Südlich von der Stadt sieht man einen einzelnen pyramidalischen Berg, an dessen Fuß man vorbeykommt, wenn man die Ruinen von Gortyne besucht: die Europäer kennen ihn unter dem Namen des Jupiter-Berges. Südwestlich laufen vom Ida, welcher fast das ganze Jahr mit Schnee bedeckt ist, einige Bergreihen nach der Stadt zu, und auf der andern Seite vereinigt er sich mit den Bergen von Sphachia, welche gleichfalls acht bis neun Monate im Jahre mit Schnee bedeckt sind.

Als wir die Stadt verließen, fanden wir eine niedrige, ziemlich große Ebne, welche durch zwey Bäche bewässert ward, und darauf Hügel und Kalkberge, auf welchen die Venetianer gepflasterte Wege angelegt hatten, die sich ziemlich gut erhalten haben; linker Hand lagen die ersten Bergketten des Ida fast nahe bey uns. Unter den Pflanzen und Sträuchern, welche wir schon

auf den Inseln angetroffen hatten, fanden wir überall den Storax sehr häufig. Wir kamen sehr früh nach Damasta, einem unbeträchtlichen Dorfe, wo wir den übrigen Theil des Tages zubrachten. Am andern Morgen reisten wir vor Sonnenaufgang weiter, und kamen durch ebenere und besser bebaute Gegenden, als den Tag vorher; wir sahen viele Oelbäume, einige Weinstöcke, Maulbeerbäume, und mehrere Eichen. Unter dem Platanus, welche Tournefort erwähnt, ruhten wir aus neben einer ansehnlichen Quelle, welche in der Nähe des Meers entspringt. Wir blieben lange am Ufer des Meeres, und kamen früh nach Rethymo.

Die Gegend um diese Stadt ist sehr mahlerisch: Orangen-Gärten mit einzelnen Dattelbäumen, Felder von Oelbäumen, und Küchengewächsen, Hügel, auf welchen Weinstöcke, Feigen, Maulbeer- und Mandelbäume unter einander wachsen; weiterhin Tafelberge; westlich kahle Felsen und nackte Hügel; nördlich die Citadelle, der Hafen und das Meer; Alles trägt dazu bey Rethymo zur angenehmsten Stadt auf der Insel zu machen. Sie würde vielleicht auch die reichste und bevölkerteste seyn, wenn der Hafen, so klein er auch ist, unterhalten würde. Ihre Bevölkerung beträgt 5 bis 6,000 Einwohner, zur Hälfte Griechen, und zur Hälfte Türken: die Juden sind weniger zahlreich als zu Candia.

Rethymo, auf den Ruinen des alten Rithymnus erbaut, wurde, da es nach der Landseite schlecht ver-

theidigt war, von den Türken im Jahr 1572 ausgeplündert, während Selim der Zweyte die Belagerung von Famagusta in Cypern mit Eifer betrieb; aber erst unter Ibrahims Regierung, im Jahr 1645, wurden die Venetianer auf immer daraus vertrieben.

Ob wir gleich mit unserm Führer in einer Caravanserai abgestiegen waren, so nahmen wir doch eine Wohnung bey einem Juden, welcher französischer Unter-Agent war. Den Abend führte uns sein Sohn durch die Stadt, den Hafen und einige Gärten, und erzählte uns die traurige Begebenheit, welche seinen Vater genöthigt hatte, sich zu entfernen.

Der Pascha von Rethymo, welcher aus dem niedrigsten Stande, durch Kabale und Geld zu diesem Posten gelangt war, ließ keine Gelegenheit unbenutzt, seine Unterthanen zu bedrücken, um seine Schulden zu tilgen, und neue Reichthümer, zur Erlangung eines größern Postens, zu erwerben; und wenn es ihm an Gelegenheit fehlte; so forderte er geradezu von den Privatpersonen, welche für reich galten, größere oder kleinere Summen.

Seit sechs Monaten, welche er regierte, hatten alle Griechen, Juden und Türken mehr oder weniger bezahlen müssen. Abraham Maki, Agent der Republik, hatte geglaubt, daß der Pascha ihn verschonen würde; allein er hatte sich geirrt. Er galt für reich, und unmöglich konnte der Pascha diese Beute entwischen las-

sen; er forderte 10,000 Piaster von ihm, und versicherte ihn seines Schutzes, wenn er sie auf der Stelle bezahlte. Der Jude weigerte sich, diese Summe zu geben, und als der Pascha drohete, benachrichtigte er den französischen Consul zu Canaea, Heinrich Mure von seiner Lage. Dieser begab sich augenblicklich nach Rethymo. Der Pascha, welcher es erfuhr, ließ den Juden ergreifen, im Serail in Ketten legen, und bedrohen, daß er zu Tode geprügelt werden sollte, wenn er nicht auf der Stelle die verlangte Summe bezahlte.

Was sollte der Consul hier thun? Wenn er den Pascha um Gerechtigkeit ansprach, und Ausübung der Capitulation forderte: so kam der Jude nichts desto weniger ums Leben. Jedermann stimmte damit überein, daß der Pascha hierzu fähig sey. Abraham Maki's Familie versammelte sich, alle Juden von Rethymo berathschlagten, und alle waren einig, daß man bezahlen müsse. Der Gefangene selbst, der für sein Leben besorgt war, bat seine Freunde schriftlich, die geforderte Summe zu bezahlen, und dem Consul zu sagen, daß er nichts für ihn unternehmen möge. Nach Erlegung des Geldes ward der Jude losgelassen; aber vom Pascha mit dem Tode bedroht, wenn er die geringste Klage erheben würde.

Dieser Mißbrauch der Gewalt konnte nicht, ohne den größten Nachtheil geduldet werden. Der Pascha hatte sich an das Vermögen und die Freyheit eines Agenten der Republik gewagt, und mußte bestraft werden.

Nichts zu sagen, hieß, diesen gottlosen Mann aufmuntern, jeden Tag eine neue Tyranney zu begehen. Bald hätte kein Capitän es gewagt, Oel in Rethymo einzuladen, oder nur daselbst zu landen. Wir erfuhren einige Tage darauf, daß der Consul dem Agenten befohlen, sich vor dem Pascha zu flüchten, und an den Gesandten Descorches geschrieben hatte, um ihn von dem Vorfall zu benachrichtigen.

Die Klage des Consuls wurde durch eine andre des Pascha von Candia über nicht geringere Bedrückungen unterstützt. Die Pforte, welche ihren Beamten wohl erlaubt, die zinsbaren Unterthanen zu drücken, kann nicht ohne Gefahr zu sehr die Muselmänner pressen lassen, und noch weniger die Schützlinge der europäischen Mächte. Der Pascha von Rethymo ward auf die erhobnen Klagen abgesetzt, und verurtheilt, die erpreßten Summen herauszugeben. Er gehorchte dem ersten Theile des Befehls, erklärte aber dem Schiau, welcher ihm diesen überbrachte, daß keine Drohung ihn dahin bringen würde, das Geld wieder herauszugeben.

Er kam einige Tage hernach zu Canaea an, ward mit Kanonenschüssen begrüßt, und die Aga's und vornehmsten Einwohner der Stadt machten ihm ihre Aufwartung. Er selbst legte einen Besuch beym Pascha von Canaea ab, und eilte, nach Morea zu reisen, wo er die Wirkung seiner neuen Kabale zu Constantinopel erwarten wollte.

Indessen klagten alle, welche Geld zu fordern hatten, und in dem Firman der Pforte ausdrücklich benannt waren, theils beym Pascha von Candia, theils bey dem von Canaea, um vor der Abreise des Räubers entschädigt zu werden. Wahrscheinlich versuchten diese beyden Pascha's, die befohlne Wiedererstattung zu bewirken; allein er erklärte laut, daß er bey der geringsten Gewaltthätigkeit sich an die Spitze seiner Leute stellen, und Gewalt mit Gewalt abwehren würde. Vergebens stellte man ihm vor, er müsse dem Sultan gehorchen; jedoch er beharrte, daß selbst der Anblick des Todes ihn nicht bewegen würde, und keine Gewalt ihn dazu nöthigen solle. Er reiste daher ab, ohne daß jemand etwas wider ihn zu unternehmen wagte. Der Pascha von Canaea erwieß ihm alle Höflichkeitsbezeigungen, und er ward aufs neue mit Kanonenschüssen salutirt, als wenn er nichts weniger, als ein rebellischer Unterthan gewesen wäre.

Wir wissen das Ende dieser Geschichte nicht; aber wahrscheinlich hat er das erpreßte Geld gut in Constantinopel anzuwenden gewußt, er ist nicht allein unbestraft geblieben, sondern hat auch einen ehrenvolleren und einträglichern Posten, als vorher, erhalten.

Den folgenden Tag reisten wir mit Sonnenaufgang ab, und wünschten, daß die Türken, welche auf eine so empörende Art die besiegten Völker unterdrücken, einst gezwungen werden möchten, in jene entfernten Wüsten zurück zu kehren, aus denen sie vielleicht nie hervor ge-

treten wären, wenn die Griechen die Tugenden ihrer Väter ererbt hätten.

Wir betrachteten lange auf der Nordwestseite der Stadt, die Citadelle, welche auf einem steilen Felsen, der sich in das Meer herausstreckt, erbaut ist. Wir kamen auf einem bergichten und mühsamen Wege an den Strand von Armiro, nachdem wir am Fuße des Berges über einen kleinen Fluß gesetzt hatten. Hier trafen wir zwey schöne Quellen, eine mit salzigem Wasser, und die andre größere mit süßem Wasser an. Weiterhin liegt das Fort Armiro, welches von den Venetianern erbaut ist, um einen Meerbusen zu decken, und Seeräuber oder Feinde, welche hier landen, abzuhalten in das Innere des Landes vorzudringen.

Wir kamen allmählig höher, bis zum Fuß des Berges Malaxa, am Hafen Suda. Seine Basis besteht aus Schiefer und Granit; indeß die bisher gesehenen aus Kalk und noch häufiger aus Kreide bestanden.

Während wir an dem Berge hin ritten, kamen wir bey den Ruinen einer Stadt, ohne Zweifel Amphimale, vorbey, von der wir bald sprechen werden.

Wir kamen auf einem gepflasterten Wege in eine fruchtbare, gut bebauete Ebne herab, nahe an dem Meerbusen Suda vorbey, und zu guter Zeit nach Ca-

näa, mehr von der außerordentlichen Hitze, als von dem langen Wege erschöpft.

Der Bürger Mure, welcher uns schon lange erwartete, wollte nicht zugeben, daß wir in dem Capuziner-Kloster abträten, wegen der schlechten Art, womit ein italienischer Mönch, welcher die Aufsicht hatte, die Franzosen behandelte. Wir danken ihm für seine Aufmerksamkeit, die zuvorkommende Höflichkeit, mit der er uns bey sich aufnahm, und die vortrefflichen Aufschlüsse, die er uns gegeben hat. Auch dem Bürger Magalon verdanken wir wichtige Nachrichten über Produkte, Handel, Bevölkerung und Gebräuche der Insel.

Canäa ist zwar weit kleiner, als Candia, ist aber verhältnißmäßig volkreicher; man zählt 4,000 Türken, 2, bis 3,000 Griechen, 150 Juden, vier französische und einige italienische Handelshäuser: diese letztern stehn unter dem Schutze des deutschen Kaisers oder der Republik Ragusa.

Die Stadt ist mit einer starken Mauer und einem breiten Graben umgeben: sie hat nur ein Thor an der Landseite; der Hafen wird durch einige gut erhaltne Batterien vertheidigt. Links von der Einfahrt ist ein, mit der Küste gleichlaufender Damm, hinter welchem eine große Anzahl Schiffe Platz hätte, wenn der Grund gereinigt wäre. Die größten Schiffe müssen am Eingange des Hafens liegen bleiben, wo sie bey etwas star-

kem Nordwinde den Wellen eines unruhigen Meeres ausgesetzt sind.

Dem Damme gegenüber sieht man, wie auf Candia, eine Reihe gewölbter Arsenäle, welche die Venetianer zur Erbauung und Aufbewahrung ihrer Galeeren errichtet haben. Canäa widerstand den Türken, die es im Jahre 1645 angriffen, kaum einige Tage, Cornaro, welcher die venetianischen Truppen commandirte, zog sich mit Waffen und Gepäck nach Rethymo zurück, wo er kurz darauf getödtet wurde, als er diesen weit unwichtigern, und weniger haltbaren Ort vertheidigen wollte.

Die erste Bergreihe wird vom Meere durch eine Ebne, von einer Meile Breite, getrennt, welche sich zwölf bis funfzehn Meilen weit bis zum Dictymnus erstreckt, einem Gebirge, welches nordwärts läuft, und das Vorgebirge, welches ehedem eben so hieß, und von den Italienern heutiges Tages Capo Spada genennt wird, bildet. Diese Ebne ist im Ganzen ziemlich fruchtbar, und fast überall bebaut. Ueberall erblickt man Orangengärten, Olivenwälder, zerstreute Weinstöcke und Felder, worauf Korn, Gerste, Baumwolle, Sesam, Mais, Melonen und Gemüse wachsen.

Wenn man die Küste westlich verfolgt, kommt man über einen schlammigen Bach, und sieht darauf neben der Küste eine Klippe, und die kleine verlaßne Insel Sanct Theodor, auf welcher die Venetianer eine Bat-

terie errichtet hatten, um eine Landung auf der Ebne zu verhindern. Hinter der Insel kommt man nach Platania, einer weiten und einsamen Ebne, wo eine große Menge ungeheurer Platanus wild wächst; um jeden schlingen sich einige Weinstöcke, deren Reben den ganzen Baum umfassen, und ohne Cultur im Ueberfluß vortreffliche Trauben mit großen Kernen hervorbringen. Da sie an diesem schattigten Ort sehr spät reifen: so sieht man sie mit Vergnügen auf dem Markt von Canäa kommen, wenn die übrigen Trauben schon seltner werden. Ein kleiner Bach durchläuft und bewässert diesen lieblichen Wald und verbreitet Fruchtbarkeit und Kühlung.

Wir waren seit einiger Zeit zu Canäa, wir hatten die Gegend durchstrichen, und auf den Bergen, den Dictamus, das cretensische Ebenholz und die meisten merkwürdigen Pflanzen der Insel gesammelt: wir hatten ländliche Feste gefeyert, als man uns vorschlug, die Ruinen von Paläo-Castro zu besehen, welche wir nach den Beschreibungen einiger Reisenden, für die von Aptera hielten.

Nach anderthalb Stunden Weges kamen wir zum griechischen Kloster Agyia-Kiriaki, welches südwestlich von Canäa liegt. Wir ließen hier unsre Pferde und nahmen einen Wegweiser zum Führer nach den Ruinen. Wir bestiegen, auf einem steilen Wege, einen Felsen, welcher zu der ersten Bergreihe gehörte; bald kamen wir an eine dicke Mauer, die zu einer Fläche führte, auf

welcher wir die Ueberbleibsel eines, beynahe viereckigten, Forts mit Thürmen bemerkten. Die Mauern dieses Forts, so wie die an den Außenwerken der Stadt, sind beynahe eine Klafter dick; sie waren massiv und mit Quadersteinen, die man noch an einigen Stellen bemerkt, bekleidet.

Wir kamen durch die südliche Mauer auf eine Ebne, welche von noch höhern und steilern Felsen, als der vorige gedeckt war. Diese Ebne wird am Ende durch andre senkrechte Felsen, welche einen natürlichen Wall bilden, eingeschlossen, solche von den benachbarten Bergen trennen, und unzugänglich machen.

Auf diesem Felsen stand eine, mit Thürmen befestigte, dicke Mauer; die Stadt lag zwischen der Festung und dem steilen Felsen, welchen wir erwähnt haben. Dieser Raum war für eine Stadt von mittler Größe hinreichend. Wir fanden weder Inschriften noch Basreliefs, keine Spuren von Tempeln oder großen Gebäuden, nichts, was den alten Namen der Stadt hätte anzeigen können.

Wenn Kissamos, welches zwischen den Vorgebirgen Grabusa und Spada, zwanzig Meilen westlich von Canäa, liegt, ehedem der Hafen von Aptera war, wie es nach den alten Schriftstellern augenscheinlich ist, und wenn Canäa auf Cydonia, wie man gewöhnlich glaubt, erbauet ist: so hat sich Strabo geirrt, wenn er sagt, daß Aptera nur zehn Meilen von Cydonia entfernt sey.

Wenn aber das alte Cydonia 40 Meilen von seinem Hafen entfernt lag, wie der Verfasser der legislation de Crete S. 473. glaubt: so ist es wahrscheinlich, daß wir von dieser Stadt die Ruinen gesehen haben, und daß die von Aptera zehn Meilen westlich, Kissamos gegenüber, liegen, wie Strabo sagt: diese hat Tournefort untersucht, und erwähnt sie im ersten Theil, Seite 81.

Eine Viertelmeile östlich von Canäa sieht man einen Hügel, und weiterhin kahle Kalkgebirge, welche in das Meer hineinlaufen, und eine Halbinsel bilden, welche vom Vorgebirge Melek beendigt wird. Das Kloster der Dreyeinigkeit liegt unter diesen Bergen: es wird von einer großen Menge Mönche bewohnt *), welche sich fast alle mit Ackerbau beschäftigen. Wir bemerkten mit Vergnügen um das Kloster vortreffliche Olivengärten, einige Weinstöcke und Kornfelder; wir sahen viele Bienen, und eine große Menge Ziegen und Schafe. In

*) Da der Verfasser, wie es wahrscheinlich ist, sich nicht um die Verfassung dieses Klosters bekümmerte, so hat er die darin seyn sollenden vielen Mönche wohl nur auf Glauben angenommen. Vor alten Zeiten lebten freylich hundert Mönche in demselben, hingegen, wie Tournefort dort war, nur funfzig, und wie Sonnini dieses Kloster besahe, hatte sich diese Zahl durch die Plackereyen der Türken bis auf zwölf vermindert, die in großer Armuth lebten, nicht einmal ihre Wohnungen ausbessern, oder die angefangene Kirche ausbauen durften.

dem Garten befand sich unter andern ein Ricinus, oder Palma Christi, welcher mehrere Jahre alt war, und durch seine Stärke zeigte, daß man auf Creta die mehresten Pflanzen des heißesten Clima's anbauen könne. Wir blieben einige Tage bey diesen Mönchen, und gingen von hier zum Kloster nach St. Johannes, welches auf dem Vorgebirge liegt. Die Klosterbrüder sind hier nicht so zahlreich, da ihre Ländereyen weder so fruchtbar, noch so weitläuftig, als die des vorigen Klosters sind.

Wir kamen zum Cap Melek durch einen Hohlweg zwischen fürchterlichen Felsen, auf denen wir einige merkwürdige Pflanzen fanden; in der Mitte dieses Weges steht ein halb zerstörtes Gebäude, welches zum Kloster St. Johannes gehört, und ehedem von einigen Mönchen bewohnt wurde, denen die Wache über diesen Paß anvertraut war.

Der Golf von Suda ist einer der schönsten und sichersten des Archipelagus, und liegt an der Südseite der erwähnten Halbinsel; er wird nicht allein durch die Küste, sondern auch durch die beyden Inseln von Suda gedeckt, auf einer derselben liegt die Festung, welche die Venetianer erbaut hatten, und noch lange, nach Verlust der Insel, behielten. Erst unter der Regierung Achmet des Dritten, ward sie von den Türken erobert, die seitdem in ruhigem Besitz von ganz Creta sind.

Die meisten Schiffe ankern hinter der kleinen Insel, welche Alt-Suda genannt wird; die großen Kriegsschiffe aber an allen Orten, sowohl am Eingange des Hafens, als auch neben dieser Insel. Beyde gehen nur ins Innere des Hafens, wenn sie lange vor Anker bleiben; die einheimischen Schiffe ankern gewöhnlich zwischen den beyden kleinen Inseln.

Eine halbe Meile vom Meer, südlich von diesem Golf, findet man an einer erhabnen Stelle die Ruinen von Amphimale; man verfolgt noch sehr gut die Mauern der Stadt, ob sie gleich größtentheils zerstört sind. Innerhalb sieht man überall Schutt, und Haufen von behauenen Steinen; zwey ungeheure Cisternen erheben sich über diese Ruinen, und es ist schwer zu errathen, wie man sie füllen konnte. Man erkennt sie an dem röthlichen Kitt, womit sie inwendig bekleidet sind, und vorzüglich an dem Zeichen, welches das Wasser gemacht hat. Ein Theil der Stadt liegt auf der Ebne, der andre an dem Abhange nach dem Meer zu. An der Ostseite entdeckten wir die Ueberbleibsel eines Thors. Wir suchten vergebens nach Marmor, Inschriften oder erhabner Arbeit; alles ist verschwunden, oder hat zur Erbauung eines griechischen Klosters unter diesen Ruinen gedient, wo wir sehr froh waren, die Nacht zubringen zu können.

Seit unsrer Ankunft auf Creta bis zum Herbstaequinoctium stand das Reaumurische Weingeistthermometer des Tages über beständig auf 25°, 26° und zu

weilen 27° in einer Stube, welche gegen Nordosten lag, der höchste Stand auf Santorin und Milo war 25° und auf Naxos 22° bis 23°; indessen war dies in einer etwas spätern Jahreszeit.

Während der drey Sommermonate wird die erstauende Hitze den ganzen Tag über durch den Nordwind gemildert, welcher auf den Inseln des Archipelagus und auf Creta unausgesetzt weht. Dieser kühle Wind heist Embat, und richtet sich im ganzen Morgenlande nach der Lage der Küsten, und der davorliegenden Meeresfläche. Auf der Südküste von Creta, Cypern und Caramanien kommt er von Südwesten, in Smirna und Alexandrien von Nordwest. Zu Tyrus, Sidon und ganz Syrien von Westen. In Athen kommt er von Westen, und es ist der, welchen die Griechen Zephyrus nannten; während der Nacht wehet der Wind von der entgegengesetzten Richtung vom Lande nach dem Meere zu. Er ist schwächer als am Tage, und erstreckt sich nicht über drey bis vier Meilen.

In den übrigen Jahreszeiten, vorzüglich gegen die Tag und Nachtgleichen, ist der Wind veränderlich. Ein Südwind, welcher zwey Tage anhielt, brachte uns in der Mitte des Septembers eine Hitze von 32°. Der Horizont war wie mit Rauch beladen, und das Sonnenlicht röthlich und schwach, wie in Egypten bey demselben Winde. Der Schiffscapitain Peyron versicherte uns, daß am 30sten May 1793, während er bey Creta vor Anker lag, die Hitze von 8 Uhr bis um

11 Uhr des Abends durch einen Südwind so verstärkt wurde, daß man kaum athmen konnte, und alles an einer allgemeinen Erschlaffung litt; seine eisernen Schiffskanonen waren so heiß, daß man die Hand nicht darauf leiden konnte. Der Bürger Mure und die übrigen Franzosen zu Canaea versicherten uns dasselbe. Es ist zu bedauern, daß niemand mit einem Thermometer den wirklichen Grad der Hitze an diesem merkwürdigen Abend beobachtet hat.

Obgleich die Kälte im Winter auf dem Ida und dem Gipfel der weißen Berge ziemlich streng ist, und diese von der Mitte Octobers an mit Schnee bedeckt sind: so ist doch die Temperatur auf der Ebne und an den Küsten sehr gelinde. Es friert niemals: die Regenschauer sind häufig, aber nicht anhaltend. Die Sonne zeigt sich augenblicklich nach dem Regen wieder und der Himmel ist oft heiter. Im Sommer regnet es niemals auf Creta oder den Inseln des Aegeischen Meers; der Thau ist dann für die wildwachsenden Pflanzen hinlänglich. Fast alle übrigen müssen, wenn man sie mit einigem Erfolg bauen will, begossen werden.

Man bemerkt auf Canaea, daß das Meer bey Nord- oder Ostwinden sehr niedrig steht, und im Gegentheil sehr hoch, wenn der Westwind weht. Der Unterschied betrug während unsers Aufenthalts auf Creta etwa zwey Fuß. Im Sommer steht das Wasser im Hafen unter dem Gipfel eines Felsens, welcher den Fenstern des Consular-Hauses gegenüber liegt: während

des Westwindes aber hebt es sich acht bis zehn Zoll über diesen Felsen. Der Bürger Mure hat uns sogar versichert, daß das Meerwasser noch höher steige bey einem heftigen Westwinde, und einige andre Felsen bedecke, welche dem Hause des Kaufmanns Magalon gegenüber liegen.

Diese Verschiedenheit der Höhe hat nichts mit der Ebbe und Fluth gemein, die man an einigen Stellen des mittelländischen Meeres bemerkt; es kommt bloß von der Stärke des Windes her, welcher im ersten Fall das Wasser von der Küste auf das hohe Meer, und im zweyten Fall vom hohen Meer an die Küsten treibt. Der Südwind bringt hier keine merkliche Veränderung hervor, indem er das Wasser an allen Inseln des Archipelagus und den Küsten des Aegeischen Meers auffallend erhöht.

Wir fühlten zu Canaea gegen Ende des Octobers um 5 Uhr Morgens ein Erdbeben, dessen, zwar schwache, Stöße einige Secunden dauerten: es war gerade Windstille; aber bald darauf fing der Westwind, einige Tage hindurch, heftig an zu wehen. Die Einwohner sagten uns, daß Erdbeben bey ihnen nicht selten wären, und die Insel hat auch, der Geschichte zufolge, ziemlich starke erlitten. Das merkwürdigste ist das von 1490: es erstreckte sich über die ganze Insel von Osten nach Westen, und verursachte großen Schaden.

Zwölfter Abschnitt.

Eintheilung der Insel. Die Aga's: ihre Rechte über die Grundstücke, die Polizey, welche sie ausüben. Bemerkungen hierüber. Völker, welche einander in Creta gefolgt sind. Abadioten und Sphachioten. Historische Nachrichten von Lambro Cansiani.

Die Insel Creta ist in drey Paschaliks oder Gouvernemens getheilt, deren Hauptstädte Candia, Canaea, und Rethymo sind. In der ersten ist ein Pascha von drey Roßschweifen, und Seraskier oder General aller Truppen auf der Insel; in den beyden andern Städten sind Pascha's von zwey Roßschweifen, welche von dem erstern was die Regierung betrifft, unabhängig, aber ihm in allen Militairsachen unterworfen sind. Alle drey müssen in ihrer Stadt und Provinz für Erhebung der Abgaben und Sicherheit der Orte sorgen. Sie müssen ferner die Gerechtigkeit durch Cadi's verwalten, und ihre Urtheile, wie schon erwähnt ist, vollstrecken lassen.

Diese Paschaliks sind in Districte vertheilt, und jeder District enthält eine gewisse Anzahl Dörfer, von denen einige den kaiserlichen Moscheen, andre der Sultanin Mutter, und die meisten, welche Malikianejagaſſi heißen, den Aga's lebenslang gehören, welche für die Investitur eine verhältnißmäßige Summe in den kaiserlichen Schatz, und eine jährliche Abgabe an den Schatz-

meister von Candia zur Unterhaltung der Festungen und Truppen zahlen.

Alle Eigenthümer, Griechen oder Muselmänner, bezahlen an den Aga, die Moschee oder die Sultanin ein Siebentel des Ertrags ihrer Ländereyen; ferner müssen sie ihre Oliven auf den Mühlen der Aga's, welche diese allein das Recht zu erbauen haben, auspressen lassen. Vom Oel erhalten sie ebenfalls ein Siebentel, und was ein wichtiger Gegenstand für den Aga ist, er behält die Hülsen und das aufgegoßne Wasser zum Ersatz für die Arbeiter, welche er auf der Mühle hält, und der Pferde, die er zum Pressen der Oliven hergiebt.

Die Dorfpolizey führt der Aga; er ernennt dazu einen Subaschi, welcher gleichfalls ein Muselmann, ein untergeordneter Tyrann, und stets noch habsüchtiger und härter als sein Herr ist. Er giebt Alles an, was er sieht und hört, spürt dem Vermögen eines jeden nach, ist immer damit beschäftigt, die Einwohner zu entzweyen, die Zwietracht zu nähren, und ist so das schädliche Wesen, welches die türkische Politik zum Unglück der Griechen erfunden hat. Der Aga bedient sich seiner, um die geringsten Vergehungen, sie mögen wahr oder falsch seyn, durch willkührliche Geldbußen, Gefängniß, und oft auch durch den Stock zu bestrafen.

Die Griechen ernennen unter sich einen Capitän, oder Vorsteher, welcher die entstandnen Streitigkeiten

friedlich beylegen soll; er ist ein Friedensrichter, den die Klägern immer vorziehen, um die fürchterlichen Klauen des Cadi zu vermeiden, vor dessen Richtstuhl die Streitigkeiten immer gebracht werden müssen. Der Vorsteher wacht auch über das allgemeine Interesse; der Aga wendet sich an ihn, wenn er Befehle zu geben, oder Forderungen zu machen hat, wenn er Arbeiter zur Bestellung seiner Felder oder zu öffentlichen Arbeiten braucht. Die Griechen ernennen auch einen Dascalos oder Schreiber, welcher ein Register über die Einwohner, ihre Kopfsteuer und ihre Abgabe an den Aga, nach jeder Erndte hält.

Kein Grieche kann sich ohne Erlaubniß des Aga verheyrathen, und muß diese durch ein Lamm, einen Hammel oder einige Hühner erkaufen. Wenn die Schöne dem Aga gefällt, behält er sie zuweilen für sich, ohne daß sich jemand widersetzen darf; der Stock ist immer bereit den widersprechenden Griechen zu treffen, und wehe dem Unglücklichen, der seine Klage vor den Pascha oder den Kaiser bringen wollte; er würde mit seinem Vermögen und oft mit seinem Kopfe diese Kühnheit bezahlen müssen. Der Aga verheyrathet sich in diesem Fall, nach der freyen Einwilligung des Frauenzimmers, mit ihr. Die ottomannischen Sitten erlauben es nicht, daß er anders mit ihr umgehe, und wenn die Frau seine Hand durchaus verschmähte, so müßte der Aga, seiner Macht ohnerachtet, von seinem Vorhaben abstehen. Oft genug verabschiedet er die Griechinnen zwey bis drey Jahre darauf, und verheyrathet sie an einen

Einwohner des Dorfs, welcher es nicht wagt, zu widersprechen. Man versichert, daß sehr selten eine Griechin sich nicht geschmeichelt fühlte, das Lager ihres Herrn zu theilen, er möge alt oder jung seyn, und das Schicksal, welches sie über kurz oder lang erfährt, sey, welches es wolle: so, daß also Ansehen und Eitelkeit hier, wie überall herrschen.

Man erlaubt den verheyratheten Männern nicht, die Insel zu verlassen; wenn sie nicht Seefahrer oder Handelsleute sind, und ein Karavokerri, oder Schiffscapitän, welcher heimlich einige dieser Unglücklichen nach Ephesus gebracht hatte, wurde am Mast seines Schiffs aufgehangen. Man erlaubt indessen den unverheyratheten Jünglingen nach Morea und andern Orten auf die Arbeit zu gehen; allein jeder muß vorher zwey Piaster entrichten.

Wenn ein Mord im Dorfe, oder dem dazu gehörigen District begangen, und der Schuldige nicht entdeckt wird, muß der Aga dem Pascha eine Summe Geldes entrichten, welche er von allen Einwohnern erhebt; einen Theil davon behält er für sich, wie es in der Türkey Gebrauch ist: niemals geht Geld durch die Hände eines Menschen, ohne daß er seinen Theil davon nimmt. Diese Abgabe ist immer willkührlich, und nach Verhältniß der Volksmenge, und dem Reichthum der Einwohner mehr oder weniger stark. Wenn der Ermordete ein Muselmann ist: so ist die Summe ungeheuer groß, weil die Religion in einem ihrer Glieder verletzt ward. Ein

solcher Mord zieht überdem noch den Tod mehrerer Griechen nach sich; die Freunde und Verwandten des Verstorbenen halten es für ihre Pflicht, wiederum die ersten Einwohner, die ihnen aufstoßen, zu ermorden, und, ob sie gleich nach dem Gesetz straffällig sind: so spricht sie doch die öffentliche Meynung fast immer los.

Wenn ein Grieche ein schweres Verbrechen begangen hat, oder desselben angeklagt wird, welches ziemlich einerley ist: so tritt der Pascha dazwischen und verlangt den Schuldigen, um ihn zu richten und zu verurtheilen. Er wendet sich deshalb an den Aga, der ihn auf der Stelle ausliefert, oder, bis nach dem richterlichen Ausspruch des Cadi verweigert; oft hilft sich der Grieche aus seiner übeln Lage durch die Opfer, die er dem Aga und dem Pascha bringt; wer nichts hat, bezahlt mit seinem Kopfe, und wer etwas besitzt, steht beständig in Gefahr, es zu verlieren. Dies hängt von der Willkühr des Aga's und oft auch des Subaschi's ab.

Bey allen Mitteln, welche das Recht des Stärkern dem Aga in die Hand giebt, bedrückt er natürlich die unglücklichen Bauern, so sehr er kann. So kauft er z. B. ihre Lebensmittel (den Wein ausgenommen) wohlfeil ein, und bezahlt sie erst, nachdem er sie mit beträchtlichem Profit verkauft hat.

Alles dieses gilt nur von griechischen Dörfern, welche unter den Aga's stehen; diejenigen, welche Moscheen oder der Sultanin gehören, werden etwas weni-

ger bedrückt, da sie ihre Klagen bey der Sultanin oder dem Aufseher der Moscheen anbringen können, deren Vortheil es ist, sie wider die angestellten Agenten zu schützen. Die türkischen Dörfer sind, gleich den griechischen, einem Aga unterworfen; die Grundstücke bezahlen dasselbe, sind aber von den Frohndiensten befreyt, und der Aga würde bald abgesetzt und bestraft werden; wenn alle Einwohner zugleich beym Pascha oder der Pforte über eine zu offenbare Ungerechtigkeit klagten.

Es ist unnöthig, hier zu wiederholen, daß die Griechen keine Art von öffentlichen Amt bekleiden, noch unter den Truppen dienen können, so lange sie nicht die mahomedanische Religion angenommen haben.

So wird die Insel jetzt regiert, welche die Gesetze des Minos so lange beglückten, unter einem solchen Joch der schimpflichsten Sclaverey leben die Bewohner des Landes, wo die Freyheit gleichsam geboren ward; ohnerachtet des Meeres, das sie umgiebt, und der Felsen, welche sie vertheidigen.

Die Cretenser waren glücklich, so lange sie den Gesetzen eines tugendhaften Königs unterthan waren, die er ihnen im Namen der Gottheit gegeben hatte; sie waren es noch, als sie sich damit begnügten, ihren Unterhalt aus dem Schooß der Erde und dem Ertrag ihrer Herden zu ziehen, die sie auf den Bergen weideten, womit die Insel bedeckt ist.

Als sie aber nach Ueberfluß geitzten, und die Verordnungen ihres Gesetzgebers veränderten, und jede Stadt einen unabhängigen Staat bilden wollte; als die Reichen nach langen Kampf mit den Armen sich der Herrschaft bemächtigten, da unterschied man die Bürger, welche den Staat vertheidigen sollten von denen, welche ihn ernährten; da überließ man den Ackerbau nur Sclaven; die öffentliche und häusliche Erziehung zweckten nur darauf ab, den Menschen stark, geschickt und muthig zu machen; aber die Sitten kamen in Verfall, der Gemeingeist sank, und das Ansehen der Gesetze ward oft verkannt. Die Cretenser waren unruhig, ehrgeitzig und habsüchtig geworden, führten ungerechte Kriege, plünderten ihre Nachbarn und sich selbst unter einander. Bald war der Schauplatz ihrer Räubereyen nicht groß genug; sie machten mit ihren Schiffen die Meere unsicher, störten die Ruhe und den Handel der Völker des Archipelagus, sie würden sie ausgerottet haben, wenn sich nicht zum Besten aller, die Rhodier bewaffnet, und die Flotten dieser Seeräuber auf einige Zeit vernichtet hätten.

Nicht Liebe zur Freyheit, erhielt noch die ausgearteten Creter, sondern Liebe zur Ungebundenheit, und ein Ueberbleibsel ihrer alten Tapferkeit zeigte sich noch in ihren Gefechten. Sie widerstanden lange den Römern, welche schon Herren von einem Welttheile waren; sie schlugen sie sogar zuweilen, mußten aber den Talenten und dem Glück des Metellus weichen; sie verloren

ihre Flotten und wurden gezwungen, die Gesetze ihrer Sieger anzunehmen.

Als das Christenthum unter den orientalischen Kaisern auf diese Insel kam, war die Freyheit schon längst verschwunden; der Muth der Einwohner, den ein fremdes Joch gebrochen hatte, ward noch mehr durch eine sanfte, tröstende Religion geschwächt, welche Gehorsam, Demuth und Verachtung der Welt predigt.

Die Saracenen, von Eroberungssucht, und dem Verlangen, ihren Glauben auszubreiten getrieben, durften sich im Jahr 823 nur zeigen, um die Insel, troß dem Widerstande des griechischen Kaisers, Michäels des zweyten, zu erobern. Nicephorus Phocas, ein so unerschrockner Krieger, als schlechter Regent, vertrieb die Saracenen 961 von Creta, und verband diese Insel aufs neue mit dem griechischen Kaiserthum. Sie blieb dabey bis zur Eroberung Constantinopels durch die Kreutzfahrer 1204, der Marquis von Montferrat bezwang und verkaufte sie 1211 an die Venetianer, welche sich schon auf einigen Inseln des Archipelagus festgesetzt hatten, und diese haben sie behalten, bis sie von den Türken vertrieben wurden.

Unter den Völkern, welche heutiges Tages Creta bewohnen, bemerkt man die Abadioten, Muselmänner von Religion und Ueberbleibsel der erwähnten Saracenen. Ihre Physiognomie, welche ganz von der türkischen verschieden ist, und die arabische Sprache, die

sie unter sich reden, läßt hierüber keinen Zweifel. Die Abadioten sind schwarzbraun, mager, von mittlerer Statur, mißtrauisch, boshaft und rachsüchtig. Sie gehen, wie die Türken, beständig bewaffnet, und tödten einander bey der geringsten Beleidigung. Sie besitzen einige zwanzig kleine Dörfer, südlich vom Berge Ida, und ihre Anzahl beläuft sich auf etwa 4,000 Köpfe.

Den Türken und Griechen, welche irgend ein Verbrechen begangen haben, gewähren sie einen Zufluchtsort unter sich; aber verlangen, daß sie sich ruhig verhalten, und nicht um ihre Geschäfte bekümmern. Wenn ihnen diese Verbrecher irgend eine Gelegenheit zur Unzufriedenheit geben, so tödten sie dieselben, um sie los zu werden; liefern sie aber in keinem Falle der Justiz aus, welche sie zurück fordert. Da die Abadioten von Türken und Griechen in Zaum gehalten, und von ihren Aga's bewacht werden: so wagen sie es nicht öffentlich zu rauben: sie fallen indeß zuweilen die griechischen Klöster, welche in der Nähe ihrer Dörfer liegen, an, und setzen die Mönche in Contribution.

Sie waren es, welche im Jahr 1772 ein englisches Schiff plünderten, nachdem sie die Mannschaft gemordet hatten. Der Capitain, welcher lange auf der See gewesen war, wollte sich der Südküste nähern, um sich mit Wasser zu versehen; der Anblick eines blühenden bebaueten Landes lockte ihn in eine Bucht neben den Paximaden, wo er mit Recht Wasser vermuthete. So-

bald man den Anker ausgeworfen hatte, begab sich fast die ganze Mannschaft ans Land, um die gehoffte Quelle zu suchen: plötzlich überfällt sie ein Trupp Abadioten, hauet sie nieder, und begiebt sich vermittelst der Schaluppe an Bord, ehe noch der Capitain den Vorfall auf dem Lande vermuthen konnte.

Die Bewohner der hohen Berge, südlich von Canåa und Rethymo, sieht man als die wahren Abkömmlinge der berühmten Creter an, welche, während so langer Zeit, Herren des Landes waren; sie sind unter dem Namen Sphagioten bekannt, und zeichnen sich vor den übrigen Griechen durch ihre Größe, gute Bildung, ihre Freyheitsliebe, Muth, Geschicklichkeit und vorzüglich durch den Haß gegen die unrechtmäßigen Besitzer ihrer Insel aus.

Die Gebirge sind von jeher bey allen Völkern der letzte Zufluchtsort der Freyheit, so wie die Wohnung der Stärke und Gesundheit gewesen: ein dürrer, unfruchtbarer Boden, welcher wenig Lebensmittel erzeugt, und den Menschen zu schwerer Arbeit und der größten Mäßigkeit zwingt, lockt die erobernden Schaaren niemals, wenn noch dazu jeder Felsen zu einer Festung geeignet ist, und man Schritt vor Schritt mit tapfern Leuten kämpfen muß, welche hartnäckig den Boden vertheidigen, der ihnen Leben und Unabhängigkeit gab.

Die Sphagioten hatten ihre Gesetze und Gebräuche unter den Römern, Saracenen und Türken zu behaup-

ten gewußt; sie ernannten jährlich ihre Obrigkeiten in allgemeinen Volksversammlungen; sie waren von den Türken genöthigt, im Sommer das nöthige Eis für die Einwohner von Canäa und Rethymo vom Gipfel ihrer Berge zu bringen, und bezahlten weiter keine Abgaben, hatten keine Aga's; sie sahen nie türkische Agenten unter sich; und bildeten, mit einem Worte, eine Art von unabhängiger Republik; als plötzlich russische Emissarien im Jahr 1769 den Frieden störten, und das Glück, welches diese Griechen auf ihren Bergen genossen, änderten.

Ob nun Catharina wirklich die Absicht hatte, die Türken aus Europa zu verjagen, und ihren Enkel auf Constantin's Thron zu setzen; oder, ob sie nur die Aufmerksamkeit ihrer Feinde von den Orten, welche sie anzugreifen Lust hatte, abziehen wollte: so ist es doch gewiß, daß alle Griechen von Morea, Macedonien, Epirus und dem größten Theil des Archipelagus bey Erscheinung einiger russischen Schiffe, im Februar 1770, in der Gegend von Coron und Navarin, auf einmal zu den Waffen eilten, und einen Muth zeigten, dessen man sie nicht für fähig gehalten hätte. 20,000 gehörig vertheilte Gewehre, und 10,000 Russen, unter erfahrnen Generalen, würden damals gewiß in der europäischen Türkey eine Revolution hervorgebracht haben, welche die Griechen auf immer dem ottomannischen Joche entzogen hätte.

Die Sphagioten waren nicht die letzten, welche hierbey die Waffen ergriffen; mehrere hundert der Tapfersten vereinigten sich mit ihren Freunden, den Mainoten, und boten dem Grafen Orlow ihre Dienste an; eine noch größere Anzahl rüstete sich zur Abreise, als man erfuhr, daß die Russen, welche nur drey Linienschiffe und zwey Fregatten, und weder Munition noch Truppen hatten, die Belagerung von Coron aufhöben, und die Griechen, welche sich schon Navarin, Patras, Misitra und einiger anderer kleinerer Orte bemächtigt hatten, verließen.

Die mahomedanischen Albaneser, gegen welche man bisher, weder zu Lande noch zu Wasser, einige Vorsicht gebraucht hatte, und welche auf den Isthmus von Corinth einige Batterien und ein paar schwache Fahrzeuge in den daran stoßenden Häfen abgehalten hätten, nach Morea zu kommen, verbreiteten sich bald auf dieser Halbinsel, schlugen überall die Griechen, welche durch die Entfernung der Russen muthlos geworden waren, und richteten unter ihnen eine große Niederlage an. Von den Verwüstungen, welche die Albaneser damals anrichteten, wird sich das unglückliche Land nie wieder erholen, so lange die Türken Herren desselben sind, und die Laune einiger Oberhäupter, mit dem Vermögen und Leben der Einwohner, nach Belieben schalten kann.

Der Pacha von Candia, welcher das Betragen der Sphagioten erfuhr, entschloß sich in demselben 1770sten Jahre mit allen Truppen der Insel gegen sie zu ziehen;

er wollte sie ausrotten, um ein schreckliches Beyspiel für alle Griechen, welche sie nachahmen wollten, zu geben. Die Türken, welche immer zum Streit bereit sind, wenn es Christen zu tödten, Dörfer zu plündern, Knaben und Mädchen zu schänden, und Sklaven aller Art zu erhaschen giebt, versammelten sich bald unter ihren Fahnen; Soldaten und Bauern, Kaufleute und Handwerker, alles wollte an diesem Feldzuge Theil nehmen. 15,000 Mann, die auf alle Art bewaffnet waren, kamen in wenig Tagen bis zu den ersten Gebirgen, welche sie ganz verlassen fanden.

Die Weiber und Kinder der Sphagioten waren mit den Greisen auf die höchsten und unzugänglichsten Orte geflohen, die, welche das Gewehr oder den Degen führen konnten, hatten sich, 2,000 an der Zahl, sehr vortheilhaft auf die zweyte Gebirgskette postirt, und vertheidigten muthig jeden Felsen und hielten die Türken, welche in dieser Art Gefecht, wenig geübt waren, überall auf. Sobald ein Paß gewonnen, oder ein Felsen erstiegen war, verschwanden die leicht gekleideten und bewaffneten, so wie im Bergklettern geübtern, Sphagioten, indeß die Türken, welche nur zu Pferde fechten können, dick gekleidet und schwer bewaffnet sind, nicht im Stande waren, den Feinden über die Klippen und Felsen zu folgen.

Die Türken zeigten den ganzen Sommer hindurch viel Eifer, die Sphagioten zu bekriegen; doch endlich verlangten sie, über den unerwarteten Widerstand er-

staunt, in ihren Hoffnungen betrogen, durch die herannahende Kälte erschreckt, und von dem beschwerlichen Kriege ermüdet, nach Hause zurück geführt zu werden. Die Sphagioten hingegen waren aufs äußerste gebracht: fast alle ihre Dörfer waren abgebrannt, ein großer Theil ihrer Weiber und Kinder fortgeschleppt. Sie hatten ihre Herden und ihren Mundvorrath verloren, und da sie ihre Aecker nicht bestellen konnten: so trugen sie ihnen auch nichts; sie ergriffen daher mit Vergnügen die ersten Friedensvorschläge, willigten ein, den jährlichen Tribut zu bezahlen, dem alle Griechen unterworfen sind, und konnten nun zu ihrem Herd zurückkehren, und ihr Verkehr mit den Seestädten wiederherstellen.

Da die Türken keine Pferde und Lastthiere hatten mit sich nehmen können, so bepackten sie drey bis viertausend Griechen mit ihrem Gepäck, und stellten in verschiednen Gefechten diese Griechen voran, damit sie ihnen mit ihren Körpern zum Wall dienen möchten.

Diese Barbarey und Feigheit, welche uns von einer großen Menge Sphagioten erzählt ist, empörte diese braven Bergbewohner am meisten, und trug vorzüglich dazu bey, sie in einen schrecklichen Zustand zu versetzen; denn oft wagten sie nicht, nach ihren Feinden zu schießen, die sie noch für unglücklicher, als sich selbst hielten.

Obgleich die Sphagioten ihre Kopfsteuer mit dem größten Widerwillen bezahlen, und gern die erste günstige Gelegenheit benutzen, das drückende Joch abzu-

schütteln; so haben sie sich doch sehr in Acht genommen, an den Zurüstungen des Schiffshauptmanns Lambro zu Triest, während des letzten Krieges der Russen wider die Türken, Theil zu nehmen. Sie sahen, zu ihrem Glück, den Erfolg besser, als das vorigemal, voraus; indem sie unfehlbar ihre noch übrigen Privilegien verloren haben würden.

Lambro Canziani war zu Theben von armen Eltern geboren, und hatte sich von Jugend auf dem Seedienst gewidmet. Er kannte früh alle Küsten von Griechenland und dem Peloponnes, besuchte fast alle Inseln des Archipelagus, hatte mehrmals Gelegenheit, alle Häfen und Buchten des schwarzen Meers zu sehen; und, ob er gleich nur ein gemeiner Matrose war, so zeichnete er sich durch Kopf, Muth und vorzüglich durch Haß gegen die Türken so aus, daß er, noch in seiner Jugend, als Officier in russische Dienste genommen wurde. Er nahm als solcher im Jahr 1770 an der Belagerung von Coron, und in demselben Jahr an der Verbrennung der türkischen Flotte bey Tschesme Theil. Er zeichnete sich auf dem schwarzen Meer, bey Eroberung der Krim durch die Russen, so vortheilhaft aus, daß er endlich von der Kaiserin zum Obersten ernannt wurde.

Der Krieg von 1787 brachte diesen unternehmenden Mann auf die Gedanken, eine große Rolle in seinem Vaterlande zu spielen. Er wußte, daß die Griechen immer beym Worte Freyheit erwachen, daß sie der größten Anstrengung diese zu erlangen, fähig sind, und

schmeichelte sich, sie vom türkischen Joche zu befreyen, wenn der russische Hof ihn unterstützen wollte.

Es scheint aber, daß Catharine nicht aufgelegt war, seine Entwürfe, die sie vielleicht für zu gewagt hielt, zu begünstigen, oder daß sie der russische Adel davon abhielt, welcher die Eroberung der europäischen Türkey, und die Befreyung der Griechen, als seinem Interesse zuwider betrachten soll. Dem sey, wie ihm wolle, Lambro entschloß sich, als er von der Kaiserin weder Geld, noch Schiffe erhalten konnte, nichts destoweniger zu Triest auf Kosten seiner Freunde zwölf kleine Schiffe auszurüsten, deren Commando er übernahm, und die Erlaubniß erhielt, die russische Flagge darauf wehen zu lassen.

So schwach auch diese Ausrüstung war, so beunruhigte er doch die Türken sehr; er begeisterte die Griechen von Morea und Epirus: die vom Archipelagus begnügten sich, ihm heimlich Matrosen zu schicken; die Griechen von Constantinopel, Smirna und Salonich schienen keinen Theil daran zu nehmen; aber alle versahen ihn unter der Hand mit Geld.

Schon hatte sich diese Flotte durch beträchtliche Prisen verstärkt: schon sahe sich Lambro als den nahen Befreyer von Griechenland an; als plötzlich der Krieg sich änderte, und durch einen unerwarteten Frieden beendigt ward. Es war im Jahr 1790 und 91 wichtiger, die Fortschritte der Französischen Revolution aufzuhalten, als die Freyheit der Griechen zu befördern; die

Höfe Oestreich und Rußland waren, in einiger Rücksicht, genöthigt, den Krieg gegen die Türken aufzuschieben, zu einer Zeit, wo Frankreich zerstückelt und seine Macht vernichtet werden sollte.

Nach geschloßnem Frieden erhielt Lambro Befehl, nicht mehr unter russischer Flagge zu kreuzen, und seine Schiffe zu entwaffnen. Er gehorchte für eine kurze Zeit; aber bald fing er wieder an, unter derselben Flagge zu rauben, und beunruhigte den Archipelagus und die Küsten von Morea aufs neue. Die Pforte beklagte sich bey dem russischen Gesandten, welcher sich aber vom Lambro lossagte: so, daß den Türken nichts übrig blieb, als sich schnell zu bewaffnen, um die Fortschritte eines so gut unterstützten Feindes aufzuhalten.

Lambro, welcher damals mehrere Fregatten oder Corvetten und eine große Anzahl andrer, kleinerer, gut bewaffneter, und mit tapfern Leuten besetzter, Fahrzeuge hatte, widerstand durch seinen Muth und Geschicklichkeit den wider ihn ausgesandten türkischen Schiffen lange. Aber endlich ward er von einer so beträchtlichen Macht Türken und Algierer angegriffen, daß er gänzlich aufgerieben wurde, und in die größte Lebensgefahr kam. Es bewies bey dieser Gelegenheit Wunder von Tapferkeit, und ob er gleich mit mehrerern Linienschiffen zu kämpfen hatte, machte er ihnen doch den ganzen Tag über, den Sieg streitig. Seine ganze Flotte war theils genommen, theils versenkt, theils verbrannt, sein Schiff war durchlöchert, und drohte jeden Augenblick den Untergang; als glück-

licherweise die Nacht diesem ungleichen Gefecht ein Ende machte, und ihm Gelegenheit gab, sich mit seinen tapfern Leuten auf Schaluppen zu retten.

Dieses Unglück schlug Lambro's Muth nicht nieder: sein Kopf und seine Thätigkeit verschafften ihm bald neue Hülfe. In kurzer Zeit hatte er eine neue Ausrüstung von beynahe gleicher Stärke, wie die erstere, womit er sich wieder im Archipelagus zeigte. Dieser außerordentliche Mann würde gewiß die Pforte lange beunruhigt haben, wenn er nicht fast alle Griechen wider sich aufgebracht hätte, indem er ihre Großmuth mißbrauchte, die Unterstützungen, welche sie freywillig gaben, gebieterisch einforderte, die Ausschweifungen seiner Matrosen duldete, und am Ende, wie ein wahrer Seeräuber, Kauffartheyschiffe angefallen hätte, um sich Geld zu verschaffen. Einige von seinen Schiffen wagten im May oder Junius 1792, zwey französische Schiffe, welche bey Napoli in Romanien vor Anker lagen, anzufallen und zu verbrennen; ob sich gleich eine Division französischer Fregatten im mittelländischen Meer befand, den Handel zu beschützen.

Die Pforte hatte indessen auf die Nachricht der neuen Rüstung Lambro's und der Theilnahme der Mainoten die Flotte des Capudan-Pacha versammelt, und zu gleicher Zeit die Truppen von Morea in Bewegung gesetzt, um die Mainoten von Misitra her anzugreifen, während das Geschwader in den Buchten von Co-

ron und Colokytia, den Schlupfwinkeln Lambro's, kreutzte.

Während der Graf Choiseul den Befehlshaber der Division Saint-Vallier von dem, was vorging, benachrichtigte, war Vennel, Capitain der Modeste, zu Coron angekommen, um die Beleidigung der französischen Flagge zu rächen. Da er hörte, daß Lambro im Wachtelhafen vor Anker läge, segelte er augenblicklich dahin, um diesen gefährlichen Seeräuber in seinem Schlupfwinkel einzuschließen.

Vennel zeigte sich den 17ten Junius vor dem Hafen: er fand ihn befestigt und in gutem Vertheidigungszustande. In einer kleinen Bucht lag ein Cutter vor Anker, den zwey Batterien vom Lande deckten, und von hier beschloß Vennel, den Angriff anzufangen. Während er sich zum Gefecht anschickte, kam die Flotte des Hussein an, um gleichfalls Lambro's Geschwader anzugreifen.

Die französische Fregatte hatte den Tag über zwey Gefechte, während welcher sie die Batterien und noch mehr den Cutter stark beschädigte. Gegen Abend geschah, in Verbindung mit einer türkischen Fregatte, ein dritter Angriff, und für die Nacht überschickte der Capudan-Pacha eine andre Fregatte und drey Kerlangisch, welche er Vennels Befehlen übergab, damit kein Schiff aus dem Hafen entwischen könnte. Den 18ten hörten die Batterien vom Ufer auf zu feuern, und der Cutter

ward genommen. An demselben Tage griff die französische, mit den erwähnten türkischen Fahrzeugen den Hafen an. Lambro's Flotte bestand aus eilf Schiffen, von verschiedner Größe. Das Gefecht dauerte den ganzen Tag hindurch, und man bemerkte, daß alles Feuer des Feindes allein auf die Modeste gerichtet war. Lambro glaubte ohne Zweifel, daß er dem Pacha leicht entwischen würde, wenn er jene aus dem Gefecht entfernte.

Bey Einbruch der Nacht hielt man eine Versammlung auf dem Admiralsschiffe, und beschloß, nach dem Rath des Schiffshauptmanns Peyron, daß die französische Fregatte, wie die vorige Nacht, mit den türkischen Fahrzeugen umherkreutzen und bey Tagesanbruch, in Verbindung mit der ganzen Flotte, in den Hafen vordringen sollte.

Diesem Plan zufolge, fing der Angriff den 19ten Morgens an. Man erstaunte über das Stillschweigen der Batterien und feindlichen Schiffe; aber man merkte bald, daß Alles in der Nacht verlassen war. Lambro hatte sich mit allen seinen Griechen unter die Mainoten geflüchtet, oder war in der Dunkelheit auf den Schaluppen entwischt.

Der Capudan-Pacha schwor, über das gute Gelingen seines Auftrags entzückt, den Franzosen ewige Freundschaft, und ihren Seeleuten besondern Schutz: er dankte dem Capitain Vennel, theilte einiges Geld

und Erfrischungen unter dessen Leute aus, bemächtigte sich des verlaßnen Geschwaders, und eilte nach Constantinopel, um die Glückwünsche der Großen und die Segnungen des Volks zu empfangen.

Dreyzehnter Abschnitt.

Größe und Bevölkerung der Insel Creta. Produkte der einzelnen Provinzen. Pflanzen, deren sich die Einwohner bedienen. Naturgeschichte.

Creta hat etwa 60 Meilen in der Länge, von der westlichsten Küste bis zum Cap Samonium; die größte Breite beträgt in der Gegend des Berges Ida etwa 13 Meilen. Es sind 3 Meilen vom Hafen Mirabel bis nach Hierapetra und sechs bis sieben von Rethymo bis zur Mündung des Flusses Megalopotamo: wenn man aber zu Pferde reiset, ist überall die Entfernung etwas größer, wegen der Umwege, die man überall zu machen, genöthigt ist.

Die Nordküste hat [illegible] mehr Krümmungen als die südliche. Man findet hier vortreffliche Häfen; an der Südküste hingegen nur wenige sichre Ankerplätze.

Die Flüsse sind eigentlich nur Waldströme, welche im Winter durch den Regen und im Frühling durch den schmelzenden Schnee anschwellen: nur wenige behalten das ganze Jahr hindurch ihr Wasser; allein man hat eine große Menge Quellen, welche den Einwohnern hinlänglich Wasser zum Begießen der Felder darbieten. Die meisten entspringen indeß so nahe am Meer, daß sie diesen Dienst kaum verrichten können.

Nach den Registern des Steuereinnehmers beträgt die Bevölkerung der Griechen an 120,000; denn man rechnet 40,000, welche das Kopfgeld bezahlen. Wenn man nun die große Menge Janitscharen hinzufügt und daß viele Dörfer ganz oder wenigstens zur Hälfte von Türken bewohnt sind: so kann man leicht annehmen, daß ihrer eben so viel als Griechen im Lande sind und daß die ganze Bevölkerung etwa 240,000 Köpfe beträgt.

Wenn man den Handelsleuten, welche hier im Lande alt geworden sind und beym Handel Gelegenheit zu Beobachtungen gehabt haben, glauben kann: so nehmen die Griechen durch die Sclaverey, das Auswandern, und das beständige Erpressen immer mehr ab. Durch das Elend kommen viele Kinder um, und die Heyrathen werden seltner. Man kann annehmen, daß, wenn die Pforte ih[illegible]ystem nicht ändert, und die Nichtmuselmänner gegen die Gouverneurs beschützt, die Griechen aus dem türkischen Gebiet verschwinden

werden, oder die Türken bey erster Gelegenheit, das feste Land zu verlassen, genöthigt sind.

Wir haben gesagt, daß die Insel in drey Provinzen vertheilt sey, welche wieder Unterabtheilungen enthalten; wir wollen einen Blick auf die Produkte jedes einzelnen Theils werfen.

Im westlichsten Theile findet man, nördlich Kissamos und südlich Selino, welche die zwey Unterabtheilungen dieser Gegend ausmachen. Kissamos, dessen Name sich unverändert erhalten hat, war ehedem der Hafen von Aptera: sie ist heutiges Tags eine kleine Stadt, welche von einiger Bedeutung seyn würde; wenn nicht die Pascha's die Ausfuhr der Lebensmittel auf ihre Hauptstädte beschränkt hätten.

Diese Provinz ist eine der besten und fruchtbarsten der Insel; sie liefert eine große Menge Oel und Wein, Honig, Seide und Wachs; aber sehr wenig Gerste und Weitzen. Die meisten Berge sind mit Bäumen bedeckt; man findet eine Menge Eichen und Steineichen, deren Eicheln viele Schweine ernähren. Man findet auch viele Johannisbrodtbäume, deren Früchte nach Canea gebracht werden. Hinter dem Dorfe Romalo, welches auf der Reihe der ersten weißen Berge liegt, steht ein beträchtlicher Eichenwald, welcher das meiste Holz und Kohlen für Canea liefert.

Der Weinstock verdient in dieser Provinz Aufmerksamkeit; er wird so nahe am Stamm beschnitten, daß keine Sprossen sitzen bleiben: dessen ohngeachtet treibt er starke Reben, welche eine Menge Trauben tragen können. Die besten Winzer umgraben die Erde nur einmal, und düngen die Stöcke niemals; sie benutzen den Dünger lieber zu Korn- und Gemüsefeldern.

Wenn die Einwoher von Kissamos einen Weinstock pflanzen wollen: so begnügen sie sich, ein spitzes Eisen, zwey Fuß tief, in die Erde zu treiben, die Pflanze hinein zu stecken, und die Erde umher mit demselben Eisen umzulockern. Diese Methode ist ohne Zweifel schlecht; aber sie erspart die Kosten bey der Pflanzung, und in einem Lande, wo es gefährlich ist, reicher, als sein Nachbar zu seyn, wird Industrie beständig unterdrückt. Warum sollte auch der Grieche den doppelten Ertrag seines Feldes wünschen? Er ist zufrieden, wenn er Brodt für seine Familie und zwey bis drey Tonnen Wein hat. Wenn er fünf bis sechs Tonnen hätte, würde es auffallen: der Subaschi würde bald einen Vorwand zum Angeben, und der Aga zum Plündern haben.

Der Wein von Kissamos ist hellroth, stark und ziemlich gut: da er kein Gegenstand des Handels ist, weil der Transport nach Canea zu theuer wäre, so consumiren ihn die Griechen und Türken sehr stark. Die erstern brauchen einen Theil zu Branntwein, weil er sich besser hält, und weniger Platz als der Wein einnimmt.

Die Weinlese fällt in die Mitte des Julius, wo die Trauben am reifsten sind. Man bringt sie in eine gemauerte Kelter, die sich in der Mitte des Weinberges befindet, und läßt ihn daselbst acht bis zehn Tage der Sonne ausgesetzt, liegen, darauf werden sie ausgepreßt und der Most auf Tonnen gefüllt. Man setzt gewöhnlich $\frac{1}{4}$ oder $\frac{1}{5}$ Wasser zu, und die meisten Einwohner thun zu dem Wein, der für Türken bestimmt ist, Salz, Gips und sogar Kalk, um ihm einen scharfen Geschmack zu geben, den diese lieben.

An der Bucht von Kissamos ist ein schöner Gipsbruch, den die Creter schlecht benutzen. Die Männer kennen keine andre Art, ihn als Kitt zu bereiten, als daß sie ihn kleingestoßen, fünf bis sechs Zoll hoch, in die Bäckeröfen legen.

Das Fort Grabusa, welches auf einer steilen Insel, am nordwestlichsten Ende von Creta, liegt, gehört zum District Kissamos. Da die Türken es zu Anfang des vorigen Jahrhunderts nicht erobern konnten, so versuchten sie, den Commandanten zu bestechen, und dieser war schlecht genug, das Gold zu nehmen, und diesen Platz, den ihm die Republik Venedig anvertraut hatte, zu überliefern. Drey kleine Inseln und eine Landzunge bilden einen natürlichen Hafen, in dem die größten Schiffe sicher vor Anker liegen können. Die Türken machen etwa den dritten Theil der Bevölkerung von Kissamos aus.

Die Provinz südlich von Kissamos hat ihren Namen von Selino, einer kleinen Stadt an der Südküste der Insel, welche den Platz des alten Lissa oder Lissus einnimmt; eines unbedeutenden Orts, welchen Ptolemäus erwähnt. Sie ist sehr fruchtbar, obgleich durchgängig bergicht. Sie liefert etwas Seide, Honig, Wachs und eine große Menge Früchte, als Kirschen, Aprikosen, Pfirschen, Birnen, Pomeranzen. Dies ist die einzige Gegend, wo der Kastanienbaum wächst; er ist häufig und kommt auf den Schieferbergen und Hügeln sehr gut fort. Man bringt die Kastanien nach Canea, Rethymo und Candien: und sie werden in diesen Städten vom Anfange Octobers bis zu Ende Frühjahrs gegessen. Es werden jährlich eine große Menge nach Syrien ausgeführt.

Das Oel ist indessen der Hauptartikel von Selino, und es soll hier besser, als auf der ganzen übrigen Insel seyn. Die Kaufleute von Canea richten sich in ihren Speculationen gewöhnlich nach der Menge und Güte des Oels von Selino.

Wein, Weitzen und Gerste ist nicht sehr häufig; die Türken machen etwa $\frac{1}{4}$ oder $\frac{1}{5}$ der Bevölkerung aus.

Auf diese beyden Provinzen folgt nördlich Cidonia und südlich Sphachia, diese letztere erstreckt sich viel weiter nach Osten als die erstere, und macht einen Theil vom Paschalik Candien aus; sie wird gleich weiter vor-

kommen, sobald wir die nördlichen Provinzen von Canea und Rethymo beschrieben haben.

Cidonia, welches seinen Namen von der alten Cretensischen Stadt hat, giebt Oel, Getreide, Baumwolle, Flachs, Seide, Honig, Wachs, einige Früchte, Käse; der Boden ist größtentheils sehr fruchtbar. Da die ersten Gebirgsreihen ein gelinderes Clima als Canea haben: so liefern sie viel Früchte, wenig Wein, eine Menge Oel, und etwas Gerste und Getreide.

Die erste Reihe der Gebirge von Sphachia, welche zu der Provinz Cidonia gehört, ist vier bis fünf Monate lang mit Schnee bedeckt. Diese Berge sind größtentheils steinicht und kahl, und nur einige Thäler der Cultur fähig; man säet darauf im May Gerste, welche im September geerndtet wird. Da man diese an der Küste schon Anfangs May erndtet, so geschieht es oft, daß man auf den Bergen die Gerste säet, welche eben auf der Ebne reif geworden ist: eben so kann man diese wieder im October an den Küsten säen, da man aber bemerkt hat, daß frische Gerste an Güte der nicht gleich kommt, die einige Monate hindurch gelegen hat, so nimmt man sie nur in Ermanglung beßrer.

Sobald der Schnee geschmolzen ist, führt man auch die Herden auf diese Gebirge, und, obgleich der Boden ganz kahl scheint: so findet doch das Vieh, zwar nicht reichliche aber doch schmackhafte Nahrung, welche der

Milch und dem Fleische eine beßre Beschaffenheit, als in den fruchtbarsten Gegenden giebt.

Die Türken sind in der Gegend von Canea eben so zahlreich, als die Griechen.

Drey Meilen von dieser Stadt fängt die Provinz Apocorona an, welche sich östlich bis Armiro und südlich bis an die sphachischen Berge erstreckt. Sie zeigt keine besondre Cultur und ist gebirgig: sie liefert zwar eine Menge Oel, etwas Gerste und Korn aber sehr wenig Wein: die Griechen sind hier zahlreicher als die Türken.

Die Provinz Rethymo, welche nun folgt, ist eine der fruchtbarsten und bebauetesten der Insel: sie liefert sehr viel Oel, etwas Gerste und Weizen und eine ziemliche Quantität Wein. Die Hügel und Berge, welche an die Bucht Armiro stoßen, sind fast alle mit Weinstöcken bedeckt. Man bemerkt, auf der ersten Gebirgsreihe gegen Süden, einen Wald von Sommer- und Steineichen, Ahorn, und Johannisbrodtbäumen, in welchem die Einwohner von Rethymo das nöthige Holz fällen.

Südlich von Rethymo liegen die beyden Provinzen Aion-Vassali und Amari, die einzigen, welche noch zu diesem Paschalik gehören: sie liefern Korn, Gerste, Oel und einige Früchte. Die erstere, welche nordwestlich von der andern liegt, liefert auch vortreffliche Käse, welche man im Handel mit denen von Sphachia

vermischt. Die Griechen sind in Alon- Vassali und Amari zahlreicher als die Türken.

Die Sphachioten bewohnen, wie schon erwähnt ist, die hohen Gebirge, welche sich ostwärts von Selino bis Amari erstrecken: sie entrichten ihre Kopfsteuer an das Paschalik Candia, obgleich die Polizey, und ihre innere Verwaltung von ihnen selbst geführt wird. Außer einer grossen Menge Dörfer auf den Gebirgen liegen einige an der Südküste, und unter diesen der Hauptort Sphachia, mit einem kleinen Hafen, welcher sieben bis acht große Kähne enthält, deren sich die Sphachioten zum Handel, und, um ihren Verfahren nichts nachzugeben, auch zur Seeräuberey bedienen.

Die Malteser besuchten ehedem den Hafen Sphachia: sie wurden sehr gut von den Einwohnern aufgenommen, welche sie gern mit Mundvorrath und allem Nöthigen versahen.

Sphachia bringt fast gar kein Oel, aber dafür etwas Weitzen, und eine große Menge Gerste hervor; es liefert auch Honig und Wachs. Der Hauptertrag besteht in kleinen Schafkäsen, welche nach Constantinopel verführt werden.

Die Sphachioten pflegen ihre Herden an die Küsten zu schicken, weil während der Regenjahreszeit das Gras daselbst häufig ist; aber bey der ersten Sonnenhitze führen sie solche wieder zu den saftigen Weiden

der Gebirge, welche das gelindere Clima und das allmälige Schmelzen des Schnees immer grün erhalten.

Der Wein, welchen diese Griechen auf der ersten Gebirgskette erndten, würde bey einiger Sparsamkeit für das ganze Jahr hinreichen; aber sie nehmen ihn so unmäßig, in den ersten drey bis vier Monaten nach der Weinlese, zu sich, daß sie den übrigen Theil des Jahres Wasser trinken müssen. Nur wenige unter ihnen sollen so klug seyn, ein Getränk mäßig zu genießen, welches zu viel genommen eben so schädlich, als bey mäßigem Genuß gesund ist.

Die erste Provinz, welche man an der Nordseite antrifft, wenn man Rethymo verlassen hat, heißt Milopotamo: sie erstreckt sich südöstlich bis über den Berg Ida, und umfaßt die Districte: Arlo-potamo, Lombis, Arcadi, und Riso-castri. Sie liefert Korn, Gerste, Seide, Baumwolle und Früchte: man erndtet eine ziemliche Menge Oel, obgleich die meisten Olivenbäume weder umgraben noch gedüngt werden, und einigermaßen wild wachsen.

Diese Provinz gehörte ehedem zu Rethymo, aber, vor etwa 50 Jahren, bemühete sich ein Pascha von Candia, der sie als eine vortreffliche Fundgrube betrachtete, lebhaft beym türkischen Hofe darum, und erhielt, daß sie zu seinem Paschalik geschlagen wurde. Durch diese Maasregel ist die Anzahl der Einwohner, ingleichen der Ertrag der Producte beträchtlich geringer ge-

worden; denn außer den Erpressungen, hat auch der Zwang, das Oel nach Candien zu bringen, wo es schlechter als zu Rethymo bezahlt wird, und die Transportkosten, welche bey dem längern und schlechtern Wege, über die Gebirge, größer sind, die Einwohner in eine Muthlosigkeit versetzt, welche die Pforte nicht weiß, und welcher der Pascha nicht abhilft. Dieser bekümmert sich wenig darum, ob die Einwohner über die Maasregeln der Regierung klagen, wenn nur die Zolleinkünfte vergrößert werden.

Candia liefert etwas Baumwolle, viel Getreide und Weitzen, und eine große Menge Rosinen. Es gehen mehrere Ladungen von diesen letztern nach Syrien, Egypten: die Muselmänner dieser Länder bereiten ihre Sorbets daraus, und die Christen gießen Wasser darauf, und lassen es zehn bis vierzehn Tage nach Maasgabe der Temperatur der Luft, damit gähren. Sie destilliren es darauf, und erhalten einen sehr guten Branntwein. Die Zubereitung dieser Rosinen besteht darin, daß man die Trauben sammelt, wenn sie recht reif sind, sie auf der Erde ausbreitet, und mehrere Tage den heißen Sonnenstrahlen aussetzt. Man beert sie darauf ab, und packt sie, zum Verschicken ein.

Obgleich der Boden von Candien zum Olivenbau sehr geschickt ist: so findet man doch nur äußerst wenige. Die Türken sind hier so zahlreich, als die Griechen.

Die Insel Dia oder Standia liegt drey Meilen nordöstlich von Candia: sie ist vier Meilen lang, zwey breit und von unregelmäßiger Gestalt. Sie hat an der Südseite drey natürliche Häfen, wo die größern, nach Candia bestimmten, Fahrzeuge ankern und einen Theil ihrer Waaren ausladen, weil der Hafen dieser Stadt nicht tief genug ist, sie mit voller Ladung aufzunehmen. Eben so gehen sie auf der Rückreise nach Dia, um die übrige Ladung, welche ihnen auf Kähnen nachgebracht wird, einzunehmen.

Wenn ein Kriegsschiff, durch einen zu starken Nordwind, nach Creta verschlagen würde, und den Hafen Suda, oder Spina-Longa, nicht erreichen könnte: so würde es in Dia einen Zufluchtsort finden. Der mittelste Hafen De la Madonna ist der beste; man kann von sechs bis acht Klaftern bis zu einer beträchtlichen Tiefe Ankergrund haben.

Wenn man um die Ostspitze fährt, findet man einen vierten, nicht sehr sichern oder tiefen Hafen, welcher dem Ostwind offen, aber vor dem Süd-West- und Nordwestwinde gedeckt ist. Ein verschlagnes Kauffartheyschiff könnte sich eben so hierher flüchten.

Die Insel ist hoch, uneben, kalkicht und weder bewohnt noch bebaut. Der Felsen ist überall kahl, außer gegen den Gipfel, wo man ein Erdreich findet, welches für den Bau des Weinstocks und Oelbaums geeignet seyn könnte. Es scheint, daß es hier ehedem

Wohnungen gegeben hat, wie man aus den Steinhaufen und Ziegeln schließen muß. Man trifft an einigen Stellen weißen Marmor, welcher aber niemals gebrochen ist, und Adern von streifigen Alabaster mehrere Fuß dick, welchen man für sehr schön hält.

Es giebt auf der Insel eine große Menge Kaninchen, und einige wilde Ziegen, welche aber schwer zu entdecken, und zu schießen sind, weil sie sich an unzugänglichen Orten aufhalten. Wir sahen auch mehrere Katzen von verschiedner Farbe, welche wahrscheinlich verunglückten Schiffen angehört haben.

Die Provinz Messara, welche südlich von Candia liegt, ist die schönste und fruchtbarste auf der ganzen Insel; sie hat unter andern eine schöne Ebne von sechs Meilen Länge, welche Weitzen, Gerste, Flachs, Baumwolle und Früchte im Ueberfluß liefert. Sie wird von einem kleinen Bach, welcher heut zu Tage Malognithi und ehedem Lethe hieß, durchströmt, er läuft bey den Ruinen von Gortyna vorbey, und ergießt sich, den paximadischen Inseln gegenüber ins Meer.

Als die Römer die Insel erobert und Cnossus gedemüthigt hatten, ward Gortyna die ansehnlichste und schönste Stadt von Creta: sie hatte zwey Häfen gegen Süden, wovon der eine, Namens Metallum, heut zu Tage Metala heißt, und den beyden Inselchen gegen über liegt; der andre, Namens Lebene, lag fünf bis sechs Meilen weiter nach Osten.

Drey Meilen nördlich von diesen Ruinen sieht man das berühmte Labyrinth, welches man für einen alten Kalkbruch, oder den Aufenthalt eines ganzen Volks halten würde; wenn nicht die alten Schriftsteller erwähnten, daß es vom Dädalus nach dem Modell des egyptischen Labyrinths, erbauet wäre, und zum Aufenthalt des Minotaurus gedient hätte.

Der Weitzen von Messara gehört zu dem besten in der Türkey: er giebt viel Mehl und vortreffliches Brodt. Die Bauern bringen ihn auf Eseln nach Candia, Rethymo und selbst nach Canea, und so reichlich auch die Erndte seyn mag: so behalten sie doch niemals etwas für sich davon, sondern nähren sich, so wie die übrigen Landleute, das ganze Jahr hindurch von sehr groben Gerstenbrodt. Der reine Weitzen wird für die Aga's und die reichen Bewohner der Städte aufgehoben.

Diese Provinz gilt mit Recht für den Kornboden von Creta; alle Aecker sind bebaut und tragen gewöhnlich funfzehn- bis zwanzigfältig, während die Landleute anderer Gegenden zufrieden sind, wenn sie von den besten Aeckern die Aussaat sechs- bis achtfach wieder erhalten; freylich ist der Ackerbau sehr vernachlässigt, und selten werden die Aecker gedüngt. Die Türken sind hier zahlreicher, als die Griechen.

Die Provinz Mirabel, welche östlich von Candia liegt, ist volkreich, fruchtbar, und hat Ueberfluß an Oel, Korn und Früchten. Die Einwohner hatten ehe-

dem in den Häfen von Mirabel und Spina-Longa Absatz von ihrem Oel an französische Schiffe, wodurch es im Preise blieb, und ihnen eine Wohlhabenheit gab, die sie nicht mehr haben, seitdem sie gezwungen sind, es mit großen Kosten nach Candia zu bringen, und an die Türken, welche Seifensiederevyen haben, um einen geringen Preis zu verkaufen.

Die Ackerleute, welche durch diesen unüberlegten Befehl abgeschreckt sind, vernachlässigen ihre Olivenbäume täglich mehr, und verbrauchen weit mehr Oel und Oliven, als sie vorher thaten. Sie salzen eine große Menge dieser Früchte ein, welche ihre Hauptnahrung ausmachen. Sie essen gleichfalls viele wilde Kräuter als Salat, oder in Oel gesotten: so, daß der Pascha von Candia, welcher den Ertrag des Zolls zu erhöhen dachte, indem er den Unterschleif, welcher bey dieser Entfernung statt finden könnte, verhinderte, im Gegentheil diese Einnahme sehr vermindert hat, weil kaum die Hälfte soviel Oel, als ehedem aus dieser Provinz ausgeführt wird.

Der Hafen Mirabel liegt östlich, und ist ein ziemlich sichrer Ankerplatz; zwey kleine Inseln decken den Eingang. Die Stadt hat seit der veränderten Richtung des Handels sehr gelitten; man zählt indeß noch 1,500 Einwohner, welche größtentheils Griechen und dazu Ackerleute sind.

Spina-Longa, welches einige Meilen weiter nördlich liegt, ist einer der besten Häfen der Insel. Er wird durch eine Halbinsel, welche ihn vor den Ostwinden deckt, gebildet; der Eingang ist nach Nordosten hin, und wird durch eine kleine Insel gedeckt und beschützt, auf welcher die Venetianer, wie bey Suda, eine Festung errichtet hatten. Die Türken hatten sich lange vergebens bemühet, sich ihrer zu bemächtigen, und erst im Anfang des vorigen Jahrhunderts ward sie ihnen von den Venetianern abgetreten.

Die Provinz Hiera-Petra, oder Gera-Petra liegt südlich von Mirabel: sie bringt, wie diese, Oel, Korn, Früchte, Honig, Wachs, Flachs u. dgl. hervor; aber sie leidet eben soviel von dem Befehl des Pacha, die Lebensmittel anderswo, als in Candia, zu verkaufen. Die französischen Schiffe kamen ehedem, um Oel zu laden, in den Hafen von Hiera-Petra, aber heutiges Tages müssen es die Einwohner drey bis vier Tagereisen weit her zum Verkauf bringen.

Die Stadt, welche ehedem Cyrba, Camyrus und Hiera-Pytna hieß, ist jetzt nur ein Dorf, dessen Bevölkerung täglich abnimmt. Ihr Hafen ist dem Südwinde und vorzüglich dem Sirocco zu sehr ausgesetzt, um häufig besucht zu werden. Die europäischen Schiffe, welche ehedem hierher kamen, eilten so sehr sie konnten, ihre Ladung einzunehmen und abzureisen.

Die Provinz Settia nimmt die ganze Ostseite der Insel ein: sie ist die größte, am schlechtesten bevölkert, und bringt am wenigsten hervor, ob sie gleich größtentheils sehr fruchtbar und des Anbaues fähig ist. Die Entfernung aber von der Hauptstadt, der Mangel an Häfen und die Ungerechtigkeit der Aga's vereinigen sich, die Einwohner dieses Theils der Insel träger, als die übrigen zu machen. Sie sind zufrieden, Korn und Früchte zum nothdürftigen Unterhalt, und Oel zur Bezahlung der Abgaben und Anschaffung der Kleidung und der nöthigsten Geräthe zu erhalten, und wünschen nicht, der Erde mehr abzugewinnen. Dies würde sie nur beschweren und ihnen von den Aga's genommen werden.

Die Stadt liegt an einer Bucht, welche ein kleines Vorgebirge, und drey kleine, etwas über eine Meile entfernte, Inseln nur schwach vor dem Nord- und Nordostwinde decken. Sie war ziemlich befestigt und gut bevölkert, so lange die Venetianer Herren der Insel waren. Diese hatten einen Damm zum Schutz der Schiffe erbaut, welche die Produkte aus- und die Bedürfnisse für die Bewohner einführten; jetzt sieht man zu Settia nur einige kleine Fahrzeuge, die Bevölkerung hat beträchtlich abgenommen, und die Festungswerke werden nicht unterhalten.

Der Berg Dictäus nimmt in dieser Provinz einen ansehnlichen Strich von Osten nach Westen ein; ob er

gleich einer der höchsten auf der Insel, nach dem Ida und den weißen Bergen, ist: so ist sein Gipfel doch nicht mit Schnee bedeckt; es ist mir daselbst kühler und feuchter, als auf den Bergen in der Nähe des Meeres, vorgekommen, und er würde zur Weide für eine große Menge Herden geschickt seyn.

Der Johannis-Brodtbaum, ein Baum von mittler Größe, welcher auf der ganzen Insel wild wächst, und vorzüglich steiniges Erdreich und Felsenritzen liebt, ist hier häufiger, als irgendwo. Er hat eine schöne Gestalt, stets grünes Laub, und sehr kleine Blüthen ohne Corolle; die Früchte sind braun und platt, wie Schoten, und das Holz sehr hart, geädert, von einem schönen Dunkelbraun, und sehr geschickt zu eingelegter, oder Tischler-Arbeit. Allein dieses Holz hat den Nachtheil, daß es bey zunehmenden Alter des Baums leicht fault: es hat auch einen zu großen und zu weichen Splint von weißlicher Farbe.

Man bringt die Früchte nach Constantinopel, Syrien und Egypten, wo sie Armen und Kindern zur Nahrung dienen, da diese letztern das weiche und süße Fleisch gern kauen. Mit Süßholz, Rosinen und einigen andern Früchten vermischt, dient es zu den Sorbets, welche die Muselmänner täglich genießen.

Zu der grossen Anzahl wild wachsender oder angebaueter Pflanzen, welche den Einwohnern von Creta zur Speise dienen, gehören folgende:

Bohnenblätter, gekocht und in Oel gesotten;

Kichererbsenblätter, gekocht und roh als Salat;

Die Blüthen und Blätter des Kürbiß, gekocht;

Weinblätter, gekocht und in Essig eingemacht;

Rettigblätter, gekocht;

Die Blätter und Keime des Senfs und einer großen Menge ähnlicher Pflanzen Cruciferes, gekocht und gesotten;

Blätter und Stengel der Maueramaranthe (blèts), gekocht;

Die Blätter von mehrern Arten Melde, gekocht;

Blätter und Stengel des Nachtschattens (solanum nigrum), gekocht;

Die Blätter der Klatschrosen (papaver rhoeas), gekocht;

Malvenblätter, gekocht;

Die jungen Sprossen des wilden Spargels (Asparagus acutifolius), gekocht;

Die Stengel der Smilax aspera und Smilax excelsa, gekocht;

Die dornichte Cichorie, roh, als Salat;

Der Löwenzahn und eine Menge Arten von Cichorien, als Salat;

Die Blätter von verschiednen Gattungen der Scorzonera, als Salat;

Die meisten Gattungen von Campanula, Valeriana, Scabiosa, als Salat;

Die Blätter der Brombeerstauden, gekocht, und die zarten Sprossen roh, als Salat;

Die grünen Aehren des Mais, roh;

Petersilienwurzeln, gekocht, als Salat und an Ragouts;

Die Stengel und Blätter von Fenchel, roh, als Salat, und in Weinessig eingemacht;

Die Früchte des Solanum licopersicum, gekocht an Ragouts oder als Gewürz; diese Pflanze wird ordentlich angebaut.

Die Blätter und Knospen des Kapernstrauchs ohne Dornen, in Essig eingemacht.

Unter den angebauten Pflanzen bemerkten wir den Cocchorus olitorius, den wir noch häufiger in Egypten

wieder antrafen. Man ißt die Blätter den ganzen Sommer durch sehr gern an Ragouts oder bloß gekocht, mit Olivenöl gewürzt. Man säet die Körner vom Ende des Winters bis Anfangs Frühlings an feuchten Orten. Die Pflanze ist jährig, staudenartig und wird beynahe zwey Fuß hoch.

Man bauet auch auf Creta, wie in der ganzen Levante, die Ketmie oder Bamie (hibiscus esculentus) welche auf den Antillen unter dem Namen Gombeau bekannt ist. Die drey bis vier Zoll lange Frucht wird von der Mitte des Junius bis zum September geerndtet, und als Ragout allein, oder mit Gewürzen und, noch öfter, mit Fleisch gegessen: sie ist fade, zähe, und leicht zu verdauen. Die Körner werden, gegen das Ende des Winters, auf feuchte Orte gesäet. Diese jährige Pflanze würde sehr gut im mittägigen Frankreich fortkommen.

Wir können zu diesem Verzeichniß noch die mehresten europäischen Gemüse hinzufügen.

Es ist zu bedauern, daß die Kartoffeln den Cretern nicht bekannt sind; sie würden unter dem Schatten der Kastanienwälder von Selino, auf den weißen Bergen, dem Ida, Dictaeus und auf allen hohen Gegenden sehr gut fortkommen. Sie würden die Sphachioten unabhängig machen, welche der Mangel an Lebensmitteln oft in die nördlichen Seestädte treibt: sie würden das Korn, woran es im Ganzen genommen, mangelt,

ersparen, und allen Griechen eine gesunde Nahrung verschaffen, die ihnen vielleicht von den habsüchtigen Muselmännern beneidet würde. Wir wollen hoffen, daß die Sphachioten einst diese Wohlthat den europäischen Kaufleuten in Canea, oder den Griechen, welche der Handel in die vorzüglichsten Städte von Europa führt, verdanken.

Wenn man einen Blick auf die Nahrungsmittel wirft, welche die Insel hervorbringt, und die sich so leicht vermehren ließen: so erstaunt man, daß die griechischen Landleute sich das ganze Jahr durch von Gerstenbrodt, gesalznen Oliven und wilden Pflanzen nähren; selten erlauben sie sich beßre Lebensmittel, sondern verkaufen sie lieber zur Bestreitung der Abgaben und der zu häufigen Erpressungen ihres Aga's. Die Stadtbewohner und vorzüglich die Europäer, leben für wenig Geld sehr gut. Das Hammelfleisch ist überall vortrefflich, und kostet kaum zwey Sous das Pfund, Schweine werden in allen griechischen Dörfern gezogen, und das Fleisch ist sehr gut, vorzüglich von jungen: es ist noch wohlfeiler als Hammelfleisch, da es die Türken nicht essen dürfen. Lämmer und Ziegen sind in den drey Hauptstädten mehrere Monate lang zu haben.

Vom Ende des Sommers an erscheinen Wachteln, Turtel- und Holztauben, Golddrosseln, Mandelkrähen, Drosseln und Feigenschnepfen in großer Menge. Die Schnepfe kommt etwas später und bleibt den Winter über. Die Amsel bleibt das ganze Jahr hindurch; sie

ist sehr fett und von gutem Geschmack. Lerchen, Ortolane, und eine Menge kleiner Vögel ersetzen im Frühling die Zugvögel. Hasen und Rebhühner sind überall sehr häufig: das Berghaselhuhn und rothfüßige Rebhuhn sind etwas seltner.

Kaninchen sind nur auf den kleinen Inseln um Creta sehr häufig: Mufflons und wilde Ziegen leben zahlreich auf den Gebirgen umher; die Bauern schießen sie auf dem Anstand und verkaufen sie in den Hauptstädten. Sie bringen auch zuweilen Federvieh, welches auf den Feldern von Korn und Insekten fett wird. Die Truthühner zeichnen sich vorzüglich durch Größe, Wohlgeschmack und Wohlfeilheit aus. Für einen türkischen Piaster oder zwey Livres erhält man einen Truthahn, zwölf bis funfzehn Pfund schwer, und für einen Livre einen von sieben bis acht Pfund. Rindvieh ist selten, und wird nur zum Feldbau gebraucht.

Es giebt wenig Länder in der Levante, welche eine größere Anzahl interessanter Pflanzen aufzuweisen hätten, als Creta; der Botaniker kann zu jeder Jahreszeit eine reichliche Ausbeute erwarten; selbst mitten im Sommer, wenn die Pflanzen auf den Ebnen und an der Küste von der Hitze ausgedörrt sind: so ist der Ida, Dictaeus, und Sphachia mit Blumen aller Art bedeckt.

Wenn der Botaniker diese hohen Gegenden bey dem ersten Herbstregen verläßt: so findet er eine gelbe Na-

nunkel, werth in den schönsten Gärten zu stehen, eine weiße, wohlriechende Narcisse, mehrere Scillen, einen Hemerocallus u. s. w.; bald sieht er den Allraun, dessen Kräfte der Marktschreyer rühmt, dessen Gift aber der Arzt fürchtet. Die staudenartige Luzerne blüht gegen das Ende des Herbstes. Im Januar, Februar, und März sind alle Hügel mit Ranunkeln, Anemonen und Lilien bedeckt, welche bald von den Orchiden, Labiaeen, Cistus, Dolden und den meisten Gemüsen verdrängt werden. Mitten im Sommer findet man einige länger blühende Pflanzen, und eine Menge Sträucher, Saturey, Thymian, Stachys, Lorbeeren, Myrthen u. s. w. und gegen das Ende des Sommers einige Syngenesien, unter denen sich die Atractylis gummifera auszeichnet.

Die Eidechsen sind gewöhnlich nicht so furchtbar, wie die Schlangen: keine von ihnen ist giftig, und dennoch werden sie an manchen Orten für sehr gefährlich gehalten. Als wir das erstemal den Scincus ocellatus (supra griseovirescens, maculis nigris, hexagonis puncto albo notatis) sahen, fuhren einige Griechen, welche bey uns waren, voll Schrecken zurück, als wenn sie die giftigste Viper entdeckt hätten. Es wurde noch ärger, als sie sahen, daß wir ihn in die Hand nahmen: sie hielten uns für verloren. Wir wollten sie von dem vermeintlichen Gifte dieses Thiers überzeugen, indem wir uns beißen ließen; allein es gelang uns nicht, sondern sie glaubten, daß wir entweder Hexenmeister wären (indem sie allen Thorheiten dieser Art anhängen)

oder, daß wir ein Mittel wider das Gift dieses Thiers kennten.

Dieser Scincus lebt in Creta, Cypern, und Egypten im Sande, und nicht in den Häusern, wie Forskål sagt.

Der ganze Körper ist mit kleinen, glatten glänzenden Schuppen bedeckt: auf der untern Seite ist er gelblichgrau, auf der obern grünlich, und mit Queerreihen von sechseckigten schwarzen Flecken bezeichnet, deren jeder einen weißen Punkt in der Mitte hat. Der Schwanz ist bey einigen gleichfalls gefleckt. Die Füße sind kurz, die Zehen klein, und mit einer Kralle versehen. Das Thier läuft ziemlich schnell.

Die gewöhnlichste Eidechse im ganzen Morgenlande ist Lacerta Stellio, welche die Griechen Cocordilos nennen: der Leib ist grau, gelb und braun, und Kopf und Rücken mit glatten oder spitzigen Schuppen bedeckt. Die Schuppen an den Füßen sind spitziger, als die am Rücken, und der Schwanz ist gleichfalls mit ähnlichen bedeckt. Diese Eidechse wird zehn bis zwölf Zoll lang, lebt von Insekten und ist unschädlich; im Sommer sucht sie die Sonne, und den Winter bringt sie in einer Art von Erstarrung unter der Erde zu.

Vierzehnter Abschnitt.

Zustand des Ackerbaues und der Industrie auf Creta. Character der Türken: ihre Vorkehrungen gegen die Pest. Ausfuhr und Einfuhr der Insel.

Fern von der Ruthe der Türken bearbeiten die Griechen des Archipelagus durch ihre Privilegien gesichert ihre Felder, oder treiben irgend eine Kunst mit Eifer und Verstand; aber auf Creta, wo ihre Erndte stets dem Raube des Aga und ihr Eigenthum dem Pascha, so wie sie selbst dem Stocke jedes Janitscharen ausgesetzt sind, hören sie auf der Erde mehr als das Nothdürftigste zu entreißen, da es doch nur in deren Hände kommen würde, die sie mit vielem Rechte hassen. Die Felder, welche ihre Vorfahren unter der Herrschaft und Begünstigung der gebildeten, fleißigen, und handelliebenden Venetianer bebauten, verschlechtern sich täglich: Weinstöcke und Oelbäume gehn zu Grunde, die Erde wird weggeschwemmt, ohne, daß die unglücklichen muthlosen Griechen an Verbesserung des Schadens dächten. Nur der Drang zum Leben und die Nothwendigkeit, die Abgaben zu bezahlen bewegt sie, ihre Oliven zu sammeln, Korn zu säen, und einige Bienenzucht zu treiben.

Kunstfleiß findet man in den Dörfern der Aga's fast gar nicht; nur mit Zittern verfertigt man einige grobe Zeuge und die einfachen Ackergeräthe. Die Wei-

der beschäftigen sich beständig die alten Lumpen zu flicken, welche sie und ihre Männer, so lange als möglich tragen. Sobald sie sich neu kleiden, welches selten geschieht, vermeiden sie die glänzenden Farben, und die nur einigermaßen theuren Zeuge; indem ihnen sonst ihr Kleid von dem Subaschi oder einem andern Türken vom Leibe gerissen, und sie selbst vielleicht mishandelt werden könnten.

In Sphachia ist es anders: hier ist der Grieche Ackermann, Hirt und Künstler. Er benutzt seinen schlechten Boden ziemlich gut; zieht eine Menge Vieh, und verfertigt ziemlich geschickt, seine Kleidung, und die Geräthe, welche er braucht. Aber der Sphachiot hat auch die Kraft des unabhängigen Menschen behalten, und die Thätigkeit dessen, der ungestört die Frucht seiner Arbeit genießt.

Die türkischen Dörfer zeigen nicht so viel Elend, als die griechischen; weil der Landmann seines Eigenthums gesicherter ist, und es ohne Furcht nach Vermögen verbessern kann. Außer den geringern Abgaben und der Befreyung von der Kopfsteuer erlaubt man sich auch selten eine zu große Ungerechtigkeit gegen die Türken, indem sie stets bereit sind, aufzustehen und den Bedrückten in Schutz zu nehmen. Dessen ungeachtet wird der Ackerbau von ihnen nicht stark getrieben, denn da sie fast alle unter die Janitscharen enrollirt sind: so rechnen sie auf ihren Sold, und eben so sehr auf die Bedrückungen, welche sie bey jeder Gelegenheit an den Griechen

ausüben. Die Türken sind in der That, gleich den gefräßigen und faulen Hornissen, in ein fremdes Land gezogen, um das aufzuzehren, was andre durch Arbeit der Erde abgezwungen oder durch ihren Fleiß verdient haben.

Der Character dieser Fremdlinge ist so scharf, daß man sie in jedem Theil des Reichs gleichartig findet; die europäischen Türken gelten indessen für muthiger, wilder, weniger unwissend und weniger rechtschaffen, als die asiatischen. Die von Constantinopel und der vorzüglichsten Seestädte sind gewöhnlich etwas sanfter und unterrichteter, als die im Innern des Landes. Die Türken von Creta zeichnen sich durch ihre Niederträchtigkeit, ihr gutes Aeußere, und ihre Klugheit aus.

Ob die Sphachioten, deren Muth und feindselige Absichten ihnen bekannt sind, sie mistrauisch machen: oder ob die große Anzahl der übrigen Griechen auf der Insel sie zur Vorsicht nöthigt; kurz die Türken sind hier mehr, wie anderswo bereit, die Griechen eigenhändig, oder durch das Schwerdt des Richters zu ermorden. Es fehlt nie an falschen Zeugen, wenn man sich gesetzlich von einem Menschen losmachen will, dessen Eigenthum man wünscht, oder dessen Muth man fürchtet.

Es ist bekannt, daß man in der Hauptstadt mehrmals eine allgemeine Uebereinkunft zu treffen gesucht

hat*), um sich an einem Tage aller Griechen des Reichs zu entledigen; aber das Interesse hat noch immmer den Schlag zurückgehalten. Man würde ohnfehlbar in Creta seine Zuflucht zu diesem Mittel nehmen, wenn die Insel von irgend einer europäischen Macht bedroht würde. Ich bin überzeugt, daß die Türken bey der geringsten Gefahr alle waffenfähige Griechen aufgreifen, und ihrer Sicherheit opfern würden; wenn nicht jene Macht die Vorsichtsmaßregel ergriffen hätte, Waffen heimlich zu vertheilen, und so diese Unglücklichen dem Mordschwerdt ihrer Unterdrücker zu entziehen.

Die Türken sind im Durchschnitt schöner als die Europäer. Ihre Statur ist nicht größer; aber ihr Kopf regelmäßiger, und die Züge angenehmer und ausdrucksvoller. Ob sie dieses ihrem unthätigem Leben, dem Clima, den Nahrungsmitteln, und der allgemeinen Wohlhabenheit verdanken, oder vielmehr den schönen Sclavinnen, welche ihnen das Leben geben? Zu dieser letztern Meinung könnte die Bemerkung berechtigen, daß die Türken auf Creta, welche die Gewohnheit haben, die hübschesten Griechinnen zu Beyschläferinnen zu wählen, noch schöner als die übrigen sind.

*) Sultan Mustapha der Vater des jetzt regierenden Großherrn Selim war wirklich Willens bey Antrit seiner Regierung alle Christen im ganzen Reiche niedermetzeln zu lassen, und ward dadurch nur von seinem Vorhaben abgebracht, daß er durch Ermordung dieser Ungläubigen den Ertrag der Kopfsteuer, den besten Theil seiner Einkünfte, oder jährlich an zwanzig Millionen Piaster verlieren würde.

Sie sind auch weit klüger: man sollte glauben, daß sie von ihren Müttern einige Funken des lebhaften Geistes, und des feinen Scharfsinns erhalten hätten, womit die Griechen begabt sind, und den sie auch in der Sclaverey behalten haben.

Diese Türken sind die einzigen im Reiche, welche der Vorurtheile ihres Volks ungeachtet, gewagt haben, alle Fremden, die aus einem verpesteten Lande kommen, einer Art von Quarantaine zu unterwerfen. Sie treiben die Vorsicht so weit, allen Schiffen, welche verdächtige Kranke haben, die Häfen zu verbieten, ausgenommen, wenn sie Lebensmittel bringen, welche die Insel so nöthig hat, und in diesem Falle verhindern sie durch alle bekannte Mittel das Einschleichen der Pest. Da sie aber das Anlanden der türkischen Kriegsschiffe nicht verhindern, und diese den heilsamen Verordnungen nicht unterwerfen können; so ist oft alle Vorsicht unzulänglich, die Galiondschis kommen auch augenblicklich ans Land, (der Ort, woher sie kommen, und ihr Gesundheitszustand mag seyn welcher er will) schiffen ihre Sachen aus, und handeln mit den Städtern und Bauern. So brachte ein türkisches Kriegsschiff, im Jahr 1796 eine fürchterliche Pest nach Canea, welche in weniger als zwey Jahren, sich auf der ganzen Insel verbreitete und mehr als den vierten Theil der Volksmenge hinraffte. Sie hatte noch nicht aufgehört, als wir 1798. von Constantinopel abreißten; ob sie gleich lange nicht mehr so gefährlich war.

Ein anderes, nicht so weises Gesetz, welches von dem Kornmangel herrührt, zwingt alle Schiffe, welche Getreide, oder andre Lebensmittel geladen haben, und in einem Hafen von Creta vor Anker kommen, ihre Ladung zu verkaufen, ehe sie absegeln. Und wenn die Insel auch noch so reichlich versehen, und die Lebensmittel sehr wohlfeil wären: so erhält doch der Kapitain keine Erlaubniß anderswohin zu fahren, als wenn er dem Pascha, dem Zolleinnehmer und den Janitscharen ein Geschenk macht.

Man sieht mit Vergnügen in den Hauptstädten öffentliche Kornhäuser, welche wahrscheinlich aus der Zeit der Venetianer herrühren: sie bestehen aus großen viereckigen, gemauerten Gruben, welche durch Kitt vor Feuchtigkeit bewahrt sind. Die Oeffnung ist klein und sorgfältig verschlossen. Das Korn hält sich sehr gut darin, so bald sie nur nicht feucht sind. Sie sind in Italien und im ganzen Orient sehr häufig und gewöhnlich von eyrunder Gestalt, man könnte sie in Frankreich gleich vortheilhaft benutzen, und sich bey der Gelegenheit der gemauerten Keltern bedienen, die man in den meisten Weinländern hat.

Da das Korn auf der Insel Creta zur Consumtion nicht hinreicht: so wird jährlich eine große Menge aus Volo, Salonich, Morea, Syrien und zuweilen auch aus Egypten eingeführt.

Wein wird nur in einigen Districten bereitet: in andern bringt man lieber die Trauben nach der Stadt,

um Rosinen zum Handel daraus zu bereiten. Die Provinzen, welchen der Wein mangelt, begnügen sich mit Wasser: selten wird ihnen etwas von den Inseln des Archipelagus zugeführt.

Der Maulbeerbaum wächst auf Creta sehr gut, die Seidenwürmer kommen vortreflich fort; und dessen ungeachtet sind sie selten. Man erhält jährlich aus Syrien die nöthige Seide zur Verfertigung einiger Schnüre und Bänder, welche nach Constantinopel ausgeführt werden. Man verfertiget auch einige Stoffe von Seide und Baumwolle oder Seide und Flachs: die letztern werden zu Hemden benutzt, und im Lande verbraucht.

Obgleich der Flachs sehr häufig ist, so ist er doch nicht hinlänglich, sondern er muß aus Egypten eingeführt werden.

Baumwolle wird wenig gebaut; die, welche verbraucht wird, kommt aus Smirna und der Gegend um Ephesus.

Von diesem letztern Ort kommen auch Büffel- Ochsen- und Hammelfelle, welche zu den Fußbedeckungen, der Bergbewohner dienen, die aus einer Art Stiefeln bestehen.

Es wird etwas Sesam gebaut, welchen man in den Dörfern unter das Brodt mengt, um es geschmackvoller zu machen. Es ist nicht üblich Oel, wie auf

den Inseln des Archipelagus, in Syrien, und einem grossen Theil von Persien und Indien daraus zu pressen.

Die einzigen Ausfuhrartikel von Creta sind: Oel, Seife, Honig, Wachs, Käse, Rosinen, Mandeln, Nüsse, Kastanien, Johannisbrodt, Flachssaamen und Süßholz.

Man schätzt das Oel, welches die Insel bey einer guten Erndte giebt, auf 200,000 Millerolen, jede von sechs und sechzig pariser Pinten. Die Franzosen erhalten davon ein Viertel: die Italiåner und Teutschen eine geringe Quantität, und im Lande wird eine große Menge verbraucht. Alles Uebrige wird in den Seifensiedereyen verbraucht. Nach dem Oel ist die Seife einer der wichtigsten Ausfuhrartikel. Sie geht nach Tunis, Constantinopel und alle Städte der Levante, zur Reinigung der Leinwand ist sie nicht so gut, als die Marseiller, indeß wird sie von den Türken stark gebraucht, weil sie wohlfeiler ist, und eben so gut, als unsre zum Waschen des Körpers, Rasiren und dergleichen dient.

Es giebt 25 Seifensiedereyen zu Candia, welche den größten Theil des Oels dieser Provinz, und der östlichen verbrauchen. Es gab hier ehedem mehrere französische Häuser, welche einen Theil des hier geerndteten Oels nach Marseille schickten; sie nahmen auch Ladungen in Spina-longa, Mirabel, Settia und Hiera-petra ein; wurden aber nach und nach genöthigt, die Stadt

zu verlassen; indem die Türken, welche gern alles Oel zu den Seifensiedereyen haben wollten, das Volk wider sie aufwiegelten, und ihr Leben in Gefahr setzten.*)

Wahrscheinlich wird es in Canea eben so gehen. Die französischen Häuser halten sich nur durch die Macht des jetzigen Zolleinnehmers, welchem das von den Europäern ausgeführte Oel mehr einbringt, als das, welches die Türken in den Seifensiedereyen verarbeiten; denn die Europäer bezahlen auf Creta drey pro Cent von dem Werth der Waaren, und die Türken nur 2½. Die Griechen, Juden, und Armenier geben fünf vom Hundert.

Obgleich das Oel um Rethymo sehr häufig ist, so giebt es hier doch nur acht Seifensiedereyen, weil die Franzosen mehrere Ladungen Oel dort einhandeln, und die meisten dieser Fabriken Juden gehören, welche unter französischem Schutz stehen. Wenn die Türken alle diese Manufakturen, wie sie es oft versuchen, an sich reißen

*) Diese Handelshäuser pflegten sonst zwanzig Schiffsladungen Oel, aus den oben genannten Häfen auszuführen, und die in Marseille daraus verfertigte Seife nach Creta zu schicken. Aber seit dem unbedächtige Franzosen, die wie der Verf. schon im 20 Abschnitt des ersten Theils gerügt hat, die Türken im Seifesieden unterrichtet haben, mußte dieser Handel natürlich aufhören.

könnten: so würden die Franzosen auf das Oel von Rethymo Verzicht thun müssen, indem die Türken gewiß allen Vortheil, wie zu Candia, für sich behalten wollen.

Es giebt 20 Seifensiedereyen zu Canea, welche das Oel von Kissamos, Selino, und Cidonia verbrauchen; allein diese Provinzen liefern so viel, daß die hiesigen Handelshäuser jährlich für 1 bis 2,000,000 Livres nach Marseille schicken.

Das Wachs, welches auf der Insel nicht verbraucht wird, senden die französischen Negocianten nach Marseille, dieser Artikel beträgt gewöhnlich 12 bis 15,000 Franken, steigt aber zuweilen auf 30,000, und drüber.

Die Honigausfuhr ist unbedeutend: dieser Artikel geht nach Constantinopel und Egypten.

Man schätzt die Käseausfuhr von Sphachia und der umliegenden Gegend für mehr als 50,000 Livres: sie gehen fast allein nach Constantinopel.

Die Rosinen sind ein beträchtlicher Artikel, und gehen nach Egypten und Syrien. Einige Jahre vor unserer Ankunft nahm ein englisches Schiff eine Ladung, welches aber ohne Zweifel misglückte, weil sich seitdem kein andres dieser Nation hier gezeigt hat. Die Rosinen von Creta haben große Kerne, und da sie unrein-

lich und oft voll Erde sind: so konnten sie den Engländern nicht schmecken, welche sie zu ihren Puddings brauchen. In der Levante benutzt man sie nur zum Branntwein und Sorbet.

Die übrigen Früchte, so wie das Süßholz, gehen nach Egypten und Syrien, und der Hanfsaamen nach Italien.

Die Franzosen führen jährlich von Marseille 150 bis 160,000 Livres ein, als: Stoffe von Carcassone, Vergoldungen, Spitzen und Stoffe von Lion, Kaiserliche Serge von Nimes, Schrot, Zinn, Eisen, Stahl, Caffee, Zucker, Muskaten, Gewürznägel, Indigo, Cochenille, Papier, und verschiedne Kleinigkeiten.

Aus Venedig und Triest werden Glaswaaren, Kleinigkeiten und vorzüglich Bretter eingeführt, welche gröstentheils zu Seifenkisten verarbeitet werden. Sie erhalten dagegen Oel, Seife und Wachs. Da diese Artikel mehr, als die eingeführten betragen: so wird der Ueberschuß in venetianischen Zechinen bezahlt.

Die Bewohner der Inseln des Archipelagus bringen nach Candia und Canea fast alles Holz, dessen die Seifensiedereyen bedürfen. Sie fällen es theils in Caramanien, theils in Griechenland. Es kommen jährlich zehn bis zwölf Fahrzeuge, deren jedes 12 bis 15,000 Piaster Holz geladen hat, sie nehmen dagegen Oel und Seife.

Die Creter treiben selbst einigen Handel: sie holen von Salonich Korn, Baumwolle, Taback, und Eisen, aus Constantinopel Stoffe von Brussa, angorische Betten, Schuhe, Tücher zum Kopfputz der Weiber und kupferne Geräthe. Von Smirna bringen sie Leder, Saffian, Baumwolle, gesteppte Decken, englischen Chalon, und einige französische Waaren.

Aus Gaza nehmen sie Asche für ihre Seifensiedereyen, aus Aleppo seidne Zeuge: und von der syrischen Küste, vorzüglich viel Korn und Seide.

Egypten liefert ihnen Korn, Reis, Flachs, Zeuge und Asche. Derna und Bengazi auf der afrikanischen Küste, schicken Butter, welche unter dem Namen Mantegua bekannt ist. Tunis und Tripoli, vertauschen ihre Mützen und Getreide gegen Seife und Zechinen.

Man findet auf den Bergen Ida und Sphachia eine Art Tragacanthus, welcher etwas Gummi Traganth liefert; allein dieses Product ist nicht häufig genug, um gesammelt zu werden, und in den Handel zu kommen.

Das Labdanum ist ein unbedeutender Artikel: es geht eine sehr kleine Quantität davon nach Smirna und Constantinopel.

Die Wolle ist hier, wie auf den Inseln des Archipelagus, kurz und grob; sie wird sämmtlich im Lande verbraucht.

Jedermann kennt die Schleifsteine, welche aus Creta und Cos kommen. Erstere sind nicht so gut und fein als die letztern, und werden südwestlich von Rethymo, in dem Bezirk der Sphachioten, gefunden. Man bringt sie gewöhnlich in den Hafen von Canea, von hier werden sie nach Marseille und einigen italiänischen Städten ausgeführt.